This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

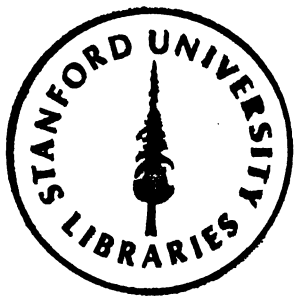
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Meine Zeit, mein Leben.

Von

Franz Pulszky.

IV. Band.

Während der Verbannung in Italien.

Autorisirte Uebersetzung.

Pressburg & Leipzig.
Verlag von Carl Stampfel.
1883.

CT968
P9 A3
v.4

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von C. F. Wigand in Pressburg.

Während der Verbannung in Italien.

Die Zustände in Italien im Jahre 1860.

I.

Als Graf Cavour von dem Uebereinkommen von Villafranca gehört, legte er sofort sein Portefeuille nieder, weil er die Verantwortung für einen Frieden nicht übernehmen wollte, den Napoleon mit Oesterreich über seinen Kopf hinweg geschlossen, für einen Frieden, der Italien bloss die Lombardei einbrachte, die Ansprüche der Erzherzoge auf Toskana und Modena anerkannte, ja sogar den abenteuerlichen Plan einer italienischen Conföderation in sich schloss, die unter dem Ehrenpräsidium des Papstes Oesterreich als den Herrn Venedigs und die Fürsten von Modena und Toskana mit den Bourbons von Neapel und mit dem Könige von Piemont vereinigt hätte. Er überliess es Ratazzi, dem Führer des italienischen Centrums, am Züricher Congress derartigen Velleitäten entgegenzutreten, während er selbst der grossen Aufgabe seines Lebens treu blieb und Alles daran setzte, um die Verwirklichung jenes gauklerischen Planes Napoleons zu vereiteln und die Rückkehr der Erzherzoge zu verhindern. Da aber Piemont in seinem officiellen Vorgehen durch die Präliminarien von Villafranca gebunden war, traten alle jene Offiziere der sardinischen Armee, die nicht piemontesischer Abkunft waren, aus dem Armeeverbande aus und organisirten eine Freischaar, die unter Garibaldi's Anführung Modena besetzte und bis nach Bologna vordrang, denn diese, dem österr. Venedig benachbarten

Gebiete waren ernstlich gefährdet, da der Herzog von Modena auf österr. Boden noch immer eine kleine Armee zur Verfügung hatte. Auch die ungar. Legion wurde aufgefordert, in Diensten der provisorischen Regierung der Emilia zu verbleiben. Der grösste Theil der Mitglieder der ungar. Legion war aber heimgekehrt, da ihnen volle Amnestie zugesichert worden war und nur wenige waren in Italien geblieben; diese zogen denn auch wirklich unter der Anführung des Obersten Gregor Bethlen in die Emilia, deren neu organisirte Regierung das Land gegen Angriffe von Seiten des Herzogs von Modena sicherte, die päpstlichen Beamten vertrieb und die Administration nach piemontesischem Muster einrichtete. Als aber Garibaldi noch weiter vordringen wollte und offen von einem Angriff auf die Marken und auf Rom selbst sprach, da fuhr Napoleon dazwischen und die piemontesische Regierung sandte den General Fanti als Befehlshaber nach Bologna, worauf Garibaldi abdankte und zurückkehrte.

In Toskana ging die Administration ruhig ihren Gang, erstens weil Ricasoli an der Spitze derselben stand und dann weil die dortige Bevölkerung die übrigen Bewohner der Halbinsel an Bildung übertrifft. Dies Alles ereignete sich, während die französischen, italienischen und österreichischen Diplomaten in Zürich der Stylisirung der Friedensbedingungen oblagen und über einzelne Ausdrücke verhandelten. Nachdem das Friedensdocument unterfertigt war, übernahm Cavour neuerdings das Amt des Ministerpräsidenten, denn noch war der schwierigere Theil der Aufgabe zu lösen: die Vereinigung der Emilia und Toskanas mit dem subalpinen Königreich und die Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich. Dies Alles konnte nur auf parlamen-

ihn hiemit vorzustellen und bitte Ew. Exc., ihn mit gewohnter Freundlichkeit aufzunehmen. Empfangen Sie, Herr Graf, den Ausdruck meiner tiefsten Ehrfurcht und völliger Devotion. Ich bleibe Ew. Exc. ergebener Diener K.

Der Graf las den Brief, begrüsste mich sehr freundlich und erwähnte, dass er Kossuth sehr hoch schätze und dessen Berichte durch mich jederzeit gern entgegennehmen werde. Er liess sich sofort in eine Besprechung jener Fragen ein, die mich nach Turin geführt.

Mein politisches Verhältniss zu Cavour ist aus jenen Berichten ersichtlich, die Kossuth im II. und III. Band seiner Schriften veröffentlicht hat; dieselben hier anzuführen, wäre daher überflüssig. Cavour bemerkte noch, dass er mich lieber in seinem Palais als im Ministerium empfange, und dass ich ihn Morgens 5 Uhr stets treffen könne. Bei anderer Gelegenheit sagte er mir, ich möge für den Fall, dass er mich einmal nicht empfangen könnte und dass ich wichtige Mittheilungen zu machen hätte, Farini, den Minister des Innern, seinen vertrauten Freund, aufsuchen, der täglich gegen 6 Uhr in der grossen Allee vor der Stadt einen einstündigen Spaziergang zu machen pflegt; sonst solle ich mit Niemandem über meine Mission sprechen.

Die Italiener sind fast ebensowenig Freunde des frühen Aufstehens wie die Engländer; Cavour bildete in dieser Beziehung eine Ausnahme, er stand täglich zeitlich Morgens auf, um $^3/_4$5 Uhr erschien sein Kammerdiener, um ihn zu rasiren, dann brachte er ihm das Frühstück; um 5 Uhr empfing Cavour alle jene, die er bei Tage officiell nicht empfangen konnte, um 6 Uhr brachte man die Post, die seine damaligen Secretäre Artom und Nigra in seiner Gegenwart öffneten, dann erschien der Staatssecretär für das Marinewesen, denn

Cavour leitete ausser dem Ministerium des Aeussern fast immer auch noch ein anderes Ressort. Punkt 9 Uhr verliess er sein Palais, trat unterwegs in die Conditorei ein, wo seiner die ausgezeichnetsten Vertreter der ausländischen Presse oft schon ungeduldig harrten, trank ein Gläschen Liqueur, liess sich manchmal mit den Correspondenten in ein Gespräch ein und eilte dann ins Ministerium; von dort begab er sich um 11 Uhr ins Parlament, dessen Sitzungen gewöhnlich bis 3 Uhr währten; bis 5 Uhr war er bald beim König, bald im Ministerium beschäftigt; hierauf nahm er das Mahl ein und wenn nichts Ausserordentliches vorkam, nahm er von da an nichts Aemtliches mehr vor, empfing Niemand und verbrachte die Zeit bis zum Abend in vertrauter Gesellschaft oder er fuhr mit der Eisenbahn nach seinem in der Nähe gelegenen Landgute Sant-Ja, um auch hier nach dem Rechten zu sehen, ohne seine ämtlichen Pflichten vernachlässigen zu müssen.

Ich suchte sobald als möglich meinen Freund Ihász auf, stellte mich den Quästoren der Kammer als englischer Zeitungscorrespondent vor und nahm meine Karte für die Reportertribüne in Empfang; dann traf ich mit Türr zusammen, durch diesen wurde ich mit Frapolli bekannt, der mich wieder Farini vorstellte. Dieser war ursprünglich Arzt gewesen, war zu den italienischen Bonaparte's in freundschaftlichen Beziehungen gestanden und wurde später verbannt; als er zurückkehrte, schloss er sich Cavour an, und da er aus der Emilia stammte, wurde er mit der Dictatur in Bologna betraut, als Garibaldi dieses besetzt hatte, und verblieb daselbst, bis über die Einverleibung dieses Landes verhandelt wurde; übrigens blieb sein Verhältniss zu Garibaldi auch jetzt noch ein freundliches, während Cavour

von Letzterem, wegen der geplanten Uebergabe Nizza's offen des Verrathes geziehen wurde.

Da die Italiener nicht so zurückhaltend sind wie die Engländer und sich mit Fremden leicht befreunden, hatte ich in kürzester Zeit recht viele Bekanntschaften gemacht; unter meinen neuen Bekannten interessirte mich vor allem Frapolli; in früheren Tagen war er österr. Offizier gewesen, nach 1848 lebte er in Paris, nach den Präliminarien von Villafranca begleitete er Garibaldi in die Emilia und organisirte dort als Farini's Kriegsminister die Armee; Fanti, diese Incarnation des militärischen Bureaucratismus hasste er aus voller Seele. Er war, wie die meisten Italiener, Pessimist, schimpfte auf die Regierung los, stimmte aber dennoch häufig mit ihr; auch war er überzeugt, dass in Italien die Monarchie keine Zukunft habe, denn in den glänzendsten Tagen seiner Vergangenheit sei es republikanisch gewesen und in der Zukunft könne das auch nicht anders sein.

Durch Türr's und Frapolli's Vermittlung wurde ich mit den Freunden Garibaldi's bekannt, denen Cavour und die Regierungspartei durchaus nicht gewogen waren; viele von ihnen waren Republikaner, alle Revolutionäre, die von den Mameluken bald als gefährliche Persönlichkeiten, bald wieder als Narren erklärt wurden; sie waren zum grössten Theil römische, neapolitanische und sicilianische Emigranten, denn unter diesen fanden sich nur wenige, die sich der Regierung aufrichtig angeschlossen hätten, so z. B. Poerio, dessen Märtyrerthum Gladstone geschildert hat und der damals als Senator in Turin lebte; ein verehrungswürdiger, in jeder Hinsicht correcter alter Herr; ferner Lafarina, ein ausgezeichneter Redner und ein Mann von ausserordent-

licher Arbeitskraft, den Cavour gehörig ausnützte, weshalb er denn auch bei seinen unzufriedenen Landsleuten durchaus nicht beliebt war.

II.

Die damalige Aufgabe Cavour's war sehr heikler Natur. Die Abgeordneten der Lombardei waren schon im neuen Parlament erschienen, die Annexion Toskanas und der Emilia war auf die Tagesordnung gesetzt, aber Savoyen sollte an Frankreich abgetreten werden, wogegen übrigens die Italiener keine besondere Einwendung erhoben. Von den Abgeordneten Savoyens war nur Chenal in Turin erschienen, der in wohlgesetzter französischer Rede und in gefühlvollster Weise von dem Parlamente Abschied nahm; aber der Beschluss, dass in Nizza die allgemeine Volksabstimmung diese Frage entscheiden solle, ob die dortigen Einwohner Frankreich oder Italien angehören wollen, regte die Gemüther auf. In dieser Sache trat Garibaldi auf das Heftigste gegen Cavour auf und wollte in die Abtretung seiner Heimat, die er im Verein mit Robaudi im Parlamente vertrat, durchaus nicht einwilligen; er erklärte dies geradezu für Verrath. Ihm und seiner Partei war es nur zu gut bekannt, dass die Abtretung Nizza's mit zu dem Preise gehörte, um welchen die französische Unterstützung erkauft worden war, auch zweifelten sie nicht einen Augenblick daran, dass all' ihr Bemühen vergebens sei; trotzdem glaubten sie, durch hartnäckiges Opponiren eine patriotische Pflicht zu erfüllen. Ihre Aufmerksamkeit wurde übrigens auch anderweitig in Anspruch genommen.

In Sicilien war neuerdings ein Aufstand ausgebrochen; die Inselbewohner konnten sich mit dem Ge-

danken nicht befreunden, dass ihre Insel dem Königreich Neapel vollständig einverleibt sei; die Erinnerung an ihre Unabhängigkeit und Autonomie war zu lebendig, als dass sie sich nach Freiheit nicht hätten sehnen sollen; ausserdem standen ihre materiellen Interessen in mancher Hinsicht im Gegensatz zu denen Neapels und die Regierung der Bourbonen war, was ganz Europa anerkannte, in Bezug auf die Administration hinter dem gebildeten Westen so sehr zurückgeblieben, dass sie nur der türkischen Paschawirthschaft vergleichbar war. Cavour, der allen Theilen Italiens seine Aufwerksamkeit zuwendete, hatte einen jungen, vertrauenswürdigen Beamten seines Ministeriums nach Palermo geschickt, damit er dort den Carneval zubringe und bei dieser Gelegenheit die Stimmung des Volkes ausforsche; dieser kehrte aber mit einem Berichte zurück, der jenem ähnlich war, den Danielik und Sigmund Kemény Kossuth erstattet hatten; derselbe lautete, dass Jedermann unzufrieden sei, Bauern, Geistliche, Kaufleute, Bürger und Aristokraten, wie allesammt nur darauf warten, dass die piemontesische Regierung den Krieg gegen die Bourbonen beginne, worauf sie alsbald wie ein Mann aufstehen und ihren Befreiern hilfreiche Hand bieten würden; dass sie selbst aber den Aufstand beginnen, das möge Niemand von ihnen erwarten; man erinnere sich noch zu lebhaft des unglücklichen Falles Bentivengas, der seine Kühnheit mit dem Leben hatte bezahlen müssen. Während der Abgesandte Cavour's sich in den Salons der Aristokratie den Carnevalsfreuden hingab, erschien auch Rosolino Pilo, der Abkömmling einer grossen sicilianischen Familie, der verbannt und ein Jünger Mazzini's war, in Palermo; dieser mied die Paläste und agitirte als Hafenarbeiter verkleidet im Kreise der Fischer,

Schmuggler und Taglöhner und brachte wirklich eine weitverzweigte Verschwörung zu Stande; aber die Polizei kam der Sache auf die Spur und als die Verschwornen zur bestimmten Stunde sich in einem Kloster versammelten und die Kirchenglocke das Zeichen zum Aufstand gab, da war auch die Polizei schon am Platze und machte dem Putsch nach kurzem Strassenkampf ein Ende. Einige fielen, andere wurden verhaftet; Rosolino Pilo floh mit dem Zimmermann Corrao ins Gebirge zu den Brigantis und war bemüht, hier eine grössere Abtheilung zu organisiren. Auf der Insel stand damals nicht nur neapolitanisches Militär in Garnison, sondern es waren auch zwei Regimenter Oesterreicher und Baiern dort, die der König jenseits der Alpen geworben hatte. Diese durchstöberten nun das Innere der Insel und obgleich es ihnen nicht gelang, Rosolino dingfest zu machen, konnte dem König dennoch die Meldung erstattet werden, dass der Aufstand vollständig unterdrückt sei und dass in Sicilien allenthalben Ruhe herrsche. Ganz dasselbe sagten auch die Zeitungen, dasselbe antwortete Cavour, als er im Parlamente in dieser Angelegenheit interpellirt wurde; als ernster Staatsmann schloss er Sicilien aus seinen Combinationen für jetzt aus. Aber in Turin hielten sich viele Sicilianer auf, welche die Hoffnung auf die Befreiung ihres Vaterlandes eben so leidenschaftlich nährten, als sie sich nach ihrer Heimat sehnten; viele waren Verbannte, die keinerlei politische Stellung erringen konnten und stets zu jedem noch so abenteuerlichen Wagestück bereit waren; nicht zu vergessen die Anhänger Mazzinis, die sich für die Idee der Einheit Italiens begeisterten und die persönlichen Freunde Garibaldi's aus Montevideo und Rom; mit einem Worte, es war da eine

Schaar von entschlossenen, energischen Männern beisammen, die ihr Leben beherzt aufs Spiel setzten, wenn es sich um ein erhabenes Ziel handelte. Sie schlossen sich sammt und sonders Garibaldi an; es gab unter ihnen alte Militärs wie Medici und Cosenz, Schiffskapitäne wie Bixio, Priester wie Sirtori, Abgeordnete, Advocaten, Kaufleute, Greise und Jünglinge; eine Vereinigung der gefährlichsten Elemente Italiens; sie waren fast ausnahmslos Republikaner, die ihre Grundsätze für den Augenblick bei Seite setzend, sich zur Herstellung der Einheit Italiens mit der sardinischen Regierung verbündeten. Diese Leute nun waren es, die im Geheimen darüber beriethen, ob man nicht, gestützt anf die übrig gebliebenen Elemente des missglückten sicilianischen Aufstandes, eine neuerliche Bewegung versuchen und den Aufstand in die südlichen Provinzen tragen sollte. Die Mehrheit hielt dieses Abenteuer für unausführbar, trotzdem schlossen sich Viele dem Unternehmen an, als Garibaldi sich bereit erklärte, die Führerschaft zu übernehmen. Er übersiedelte hierauf nach Quarto bei Genua in die Villa eines seiner Freunde und organisirte dort insgeheim die Expedition; so sehr geheim man die Sache auch betrieb, sie wurde doch bekannt. Die Diplomatie mass diesen Vorbereitungen keine grosse Wichtigkeit bei und war der Ansicht, es sei kein Verlust, wenn Garibaldi und seine verzweifelten Anhänger in Sicilien mit einem Schlage vernichtet würden und Italien auf diese Weise von seinen gefährlichen Elementen befreit würde. Cavour wusste von der Sache, obgleich er mit den Leitern derselben nicht in Verbindung stand; auch erhob er keine Einwendung dagegen, dass man diesen Abenteurern aus dem Arsenal in Genua ein paar tausend alte Gewehre verkaufe. Als sich Garibaldi

durch einen Gewaltakt in den Besitz von zwei Dampfschiffen gesetzt hatte und mit seinen Genossen abfuhr, verliess Cavour Turin, um den unbequemen Fragereien der Diplomaten auszuweichen. Er kehrte erst nach mehreren Tagen zurück und erklärte dem neapolitanischen Gesandten auf dessen diesbezügliche Frage, dass dies alles ohne Einwilligung der Regierung geschehen sei und sie dafür keine Verantwortung übernehme; auch seien tausend Mann wohl kaum im Stande, die bourbonische Dynastie zu gefährden, wenn sie sich auf die Treue und Anhänglichkeit der Unterthanen verlassen könne.

An der Expedition Garibaldi's nahmen auch zwei Ungarn theil, Türr und Tűköri. Sie hatten alsbald Gelegenheit sich auszuzeichnen und den italienischen Einheitsbestrebungen grosse Dienste zu leisten. Als die Expedition die hohe See erreicht hatte, bemerkte man, dass man wohl Waffen, aber keine Munition habe; der Erfolg hing nunmehr davon ab, dass die nöthige Munition beschafft werde. Garibaldi liess daher gegen Porto Telamone steuern, welchen Hafen die kleine Festung Orbitello schützte. Türr stieg hier ans Land und meldete dem Commandanten der Festung, dass Garibaldi von der Regierung insgeheim mit einer kleinen Schaar nach dem Königreich Neapel entsendet, hier angelangt sei und die Weisung habe, seine Ausrüstung hier zu vollenden; er ersuche daher den Commandanten, ihnen die nöthige Munition auszuliefern. Der Commandant erwiderte, dass er hiezu keinerlei Weisung erhalten und daher den Wunsch Garibaldi's nicht erfüllen könne. Als ihm aber Türr erklärte, dass der betreffende Befehl wahrscheinlich zu spät abgesendet worden sei, dass Garibaldi's Anwesenheit schon an und für sich ein genü-

gender Beweis für die Mitwissenschaft der Regierung sei, dass der Erfolg der Expedition von der Ueberrumpelung abhänge, die durch ein längeres Verweilen an dieser Stelle vereitelt werden könnte: da übergab ihnen der Commandant die gewünschte Munition und ausserdem noch vier Gebirgskanonen, die in dem Magazin gestanden hatten. Diese List Türr's ermöglichte den Erfolg der Expedition.

III.

Einige Tage hindurch hörte man über die Expedition gar nichts, nur das Eine wurde bekannt, dass mehrere neapolitanische Kriegsschiffe den Befehl erhalten hatten, zu kreuzen, um Garibaldi womöglich noch am Meere gefangen zu nehmen. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, dass die Tausend in dem Augenblicke, als sie die neapolitanische Flotte eingeholt habe, bei Marsala in Sicilien glücklich und ohne Verlust gelandet seien. Eines der beiden Schiffe wurde zwar von den neapolitanischen Geschossen in den Grund gebohrt, aber erst nachdem die Mannschaft debarquirt war, denn ein englisches Schiff, das zufälliger Weise dort war, stellte sich so auf, dass es die Schiffe Garibaldi's gegen das Feuer der neapolitanischen Flotte eine ziemliche Weile deckte. In Marsala waren die Hausthore geschlossen; man empfing die kleine Schaar mit Schrecken und nur sehr Wenige schlossen sich ihr an; es zeigte sich, dass die Einwohner in diese Leute, die gekommen waren, um Neapels Macht zu brechen, kein besonderes Vertrauen setzten. Es waren ihrer ja auch kaum Neunhundert; wer hätte daran zu denken gewagt, dass auch diese geringe Anzahl genügen werde, die Bourbonen zu stürzen. Bald darauf hörten wir, dass Garibaldi mit einem Theil

der neapolit. Armee unter General Lando bei Calata Fimi zusammengestossen sei und sich alsbald ins Gebirg zurückgezogen habe. Diese Nachricht stammte zwar aus Neapel, besass aber so viel innere Wahrscheinlichkeit, dass ihr Jedermann Glauben schenkte.

Éber hielt sich zu jener Zeit als Correspondent der Times in Neapel auf. Als sich die Nachricht verbreitete, Garibaldi sei bei Marsala gelandet, eilte Éber auf einem Dampfer nach Messina, miethete dort einen kleinen Wagen und fuhr gegen Palermo. Auf dem Wege traf er mehrmals Bewaffnete, sicilianische Freiwillige, die sich aufgemacht hatten, die italienischen Freiheitshelden, von deren Landung sie gehört, aufzusuchen. Éber sammelte diese Leute und organisirte sie, soweit dies unterwegs möglich war und traf an demselben Morgen in der Nähe Palermos ein, an welchem auch Garibaldi die Hauptstadt erreicht hatte. Der grösste Theil der Garnison dieser Stadt war in der That nach dem Gefecht vou Calata Fimi von einer kleinen Abtheilung der Garibaldianer, der sich sicilianische Freischärler angeschlossen hatten, durch übermässiges Lärmen und heftiges Gewehrfeuer ins Gebirge gelockt worden. Garibaldi's Ankunft bei Palermo kam gänzlich unerwartet, und Garibaldi beschloss, diesen Umstand zu benützen und die Stadt sogleich anzugreifen. Der Ungar Tűköri führte die Vorhut und fiel als Held, nachdem es ihm gelungen war, sich des Thores zu bemächtigen und in die Stadt einzudringen. Strasse um Strasse wurden die Neapolitaner zurückgedrängt; Abends war Garibaldi Herr der Stadt, nur der Hafen und die Citadelle blieben in den Händen seiner Gegner. Éber, der den ganzen Tag hindurch an dem Kampfe hervorragenden Antheil genommen, schrieb während der Nacht auf dem Strassen-

pflaster — die Befreier wagten es nicht, sich in die Häuser zu begeben — seinen Bericht für die Times, der eine seiner gelungensten journalistischen Leistungen war; in dem Bericht zitterte die Aufregung des Kampfes nach, der Siegestaumel sprach fast aus jedem Wort, man fühlte sozusagen den Pulverdampf. Der neapolitanischen Garnison war die Lebensmittelzufuhr abgeschnitten, denn die ganze Insel befand sich im Aufstande, die neapolit. Soldaten wurden allenthalben vertrieben und zogen sich in die Citadelle und den Hafen von Palermo zurück. Die englischen Schiffe, die vor Palermo ankerten, vermittelten zuerst einen Waffenstillstand zwischen Garibaldi und der Garnison, und dann einen Vertrag, laut welchem das neapolit. Militär nach Messina transportirt wurde, und nun auch die Citadelle von Palermo in Garibaldi's Hände gerieth.

Die ganze Welt war von diesem fabelhaften Erfolg überrascht; er deckte zugleich die innere Fäulniss der neapolit. Regierung vollständig auf. Nunmehr wurde in Genua die Ausrüstung einer neuen Expedition unter Medici's Führung ganz offen betrieben, nur trug die Mannschaft jetzt blaue und nicht mehr rothe Hemden; Cavour unterstützte das Unternehmen frei und offen, und die Ausrüstung war diesmal eine bessere, als das erstemal; es war offenbar die Aufgabe dieser zweiten Expedition, nicht nur das zu vollenden, was Garibaldi begonnen, sondern auch ein Gegengewicht gegen diesen selbst zu schaffen und seinen Einfluss zu lähmen. Aber die Ereignisse nahmen einen anderen Verlauf. Medici landete glücklich in Sicilien und griff die Neapolitaner bei Melazzo an, welche diesmal unter dem General Bosco tapfer kämpften und Medici zum Rückzug zwangen; da erschien im entscheidenden Augenblicke Gari-

baldi mit seiner Schaar und Bosco wurde zurückgeschlagen. Die ganze Insel mit Ausnahme der Citadelle von Messina gerieth in die Hände Garibaldi's, der nun den Titel eines Dictators annahm und im Namen des Volkes eine Regierung und Crispi zum Prodictator ernannte; dieser organisirte durch Decrete die Administration. Das war nicht nach dem Geschmacke Cavour's, er sendete daher Lafarina, einen angesehenen sicilianischen Emigranten, den ehemaligen Freund Garibaldi's, von Turin mit einem Briefe nach Palermo, in welchem er den Dictator aufforderte, die Regierungsgeschäfte Lafarina anzuvertrauen. Crispi empfing Lafarina sehr freundlich, als aber dieser die Regierung thatsächlich zu übernehmen wünschte, zwang er ihn in artigster Weise zu Schiffe zu gehen und heimzukehren.

IV.

In Oberitalien herrschte grosse Bewegung: täglich kamen Freiwillige, die unter die Fahnen Garibaldi's eilten. Ich war mit dem Arzte Bertani, der die Organisation der Freischaaren Garibaldi's in Genua als Agent leitete, seit einiger Zeit bekannt. Eines Morgens erschien der Sohn meines Freundes Paget, eines Siebenbürgers, bei mir und erzählte mir, sein Vater habe ihn in eine Erziehungsanstalt in England gegeben und da nun Ferien seien, wolle er einen Ausflug nach Italien und Sicilien unternehmen. Ich fasste ihn scharf ins Auge und sagte: „Sprich die Wahrheit, Du bist durchgebrannt und willst zu Garibaldi.“ Der junge Mann wurde über und über roth und suchte allerlei Ausflüchte; ich aber fiel ihm ins Wort: „Da Du im Stande warst, aus England durchzugehen und hieher zu kommen, wäre es wohl fruchtloses Bemühen meinerseits,

Dich hier zurückhalten zu wollen; wenn Du schon durchaus nach Sicilien gehen willst, so will ich Dir wenigstens einen Brief an Bertani mitgeben, damit Du das Abenteuer nicht als Gemeiner, sondern als Lieutenant mitmachen könnest.“ Er war darüber sehr erfreut, dankte mir für meine Freundlichkeit und begab sich mit dem Briefe so schnell als möglich nach Genua, wo er eben vor der Abfahrt des Schiffes anlangte, das die Freischärler beförderte; unter ihnen war nun auch Paget, der in Folge meines Briefes sogleich zum Offizier befördert worden war. Drei Tage später kam der Oberst Bethlen mit seinem Adjutanten Priuli zu mir. Als wir beim Mahle sassen, erzählte er mir, dass er den ganzen Tag zwischen dem Kriegsministerium, dem Ministerium des Innern und der Polizeibehörde herumgerannt sei, denn er habe von der Familie Paget aus Siebenbürgen einen Brief erhalten, in welchem man ihm mittheile, dass ihr Sohn aus England verschwunden sei und wahrscheinlich zu Garibaldi gehen wolle, zugleich bitte die Familie den Obersten, er möge den Jungen in Turin aufhalten und dann nach Siebenbürgen senden.

— Ich habe denn auch — so sprach er weiter — alle nöthigen Schritte gethan; wenn der Bursche hieherkömmt, wird man ihn sofort zu mir bringen, ich werde ihn dann ordentlich auszanken und nach ein paar Tagen in seine Heimat befördern.

— Du bist zu spät gekommen, — erwiederte ich — denn der Junge war vorgestern bei mir und ist jetzt schon auf der hohen See; dort holt Ihr ihn nicht mehr ein; übrigens scheint er ein unternehmender Bursche zu sein und das Abenteuer wird ihm sicher nicht schaden.

Der junge Paget hat sich denn auch wirklich in

der Schlacht bei Capua ausgezeichnet; er nahm mit seinen Ungarn eine neapolitanische Batterie, und kehrte als Hauptmann, die Brust geschmückt mit dem Verdienstkreuze, zu seinen Eltern zurück. Nach dem Feldzuge heirathete er, starb aber schon ein Jahr nach seiner Verehelichung. Schade um ihn, er hätte der siebenbürgischen Jugend als Muster und Vorbild dienen können.

Unterdessen machte die Organisation der unlängst von der Fremdherrschaft befreiten Gebiete in Norditalien erfreuliche Fortschritte und die Emilia wurde in das subalpine Königreich, das nunmehr den Titel „Königreich Italien" annahm, einverleibt. Allenthalben entwarf man Pläne für Eisenbahnen; für die von Genua nach Ost und West der Küste entlang zu erbauende interessirte sich Kossuth im Verein mit einem englischen Consortium. Auch in dieser Angelegenheit verkekrte ich häufig mit den italienischen Ministern, besonders mit Jacini, dem Communications-Minister; er war ein ausgezeichneter Patriot und tadelloser Gentleman, das für ihn neue Fach begann er erst damals zu studiren. Einmal reiste ich in dieser Sache nach London, um über die Schwierigkeiten mündlich zu referiren, aber der Plan machte trotzdem bald darauf Fiasco.

Es war Sommer geworden und meine Familie verliess nun ebenfalls ihre zweite Heimath, England, und kam zu mir nach Italien. Ich reiste ihr nach Susa entgegen, um dort den Eilwagen zu erwarten, der meine Familie über den Mont-Cenis bringen sollte. Zu meiner grössten Ueberraschung traf ich dort Alexander Teleki.

— Was machst Du hier, lieber Freund? mit diesen Worten reichte ich ihm die Hand.

— Ich gehe nach Sicilien, zu Garibaldi — war seine Antwort.

— Was kümmert Dich Sicilien? Was dort geschieht, steht doch in keiner Beziehung zu Ungarns Schicksalen; auch bist Du schon zu alt, als dass es Dir ziemte, Dich dort den feindlichen Kugeln auszusetzen.

— Freund! — antwortete er scherzend — das ist noch das einzige Land in Europa, wo ich keine Gläubiger und keine vergelassene Geliebte habe.

Ich miethete in der Nähe von Turin eine Villa, es war ein sehr vernachlässigtes Gebäude; trotzdem richteten wir es uns dort ziemlich behaglich ein. Ein grosser Garten gehörte dazu, in welchem römische Sarkophage und Büsten, sowie Rococco-Monumente aus dem vorigen Jahrhunderte, Alles von Moos überwuchert, standen; es war unverkennbar, dass Villa und Garten vor etwa fünfzig oder sechzig Jahren irgend einer reichen Familie als Erholungsort gedient hatten, seither aber mit echt italienischer Nachlässigkeit dem Verfall überlassen wurden. An diesem Orte brachten wir den Sommer zu; ich ging täglich in die Stadt, um meine Geschäfte zu erledigen, die mich bald in die Ministerien, bald in die Kammer führten; ich schrieb meine Berichte an Kossuth und an die Daily News, besuchte häufig die Galerie und das Museum; den Abend brachte ich im Kreise meiner Familie zu.

V.

Es ist schwierig, die Aufregung zu schildern, die damals in Italien herrschte. Während Turin sein früheres friedliches und ruhiges Wesen wenigstens äusserlich bewahrte, befand man sich in Genua in einer revolutionären Atmosphäre. Bertani leitete die Bewegung,

von allen Seiten kamen Freischärler, die sich Garibaldi anschliessen wollten, das rothe Hemd anlegten, bewaffnet wurden und zu Schiffe bald einzeln, bald in grösseren Abtheilungen nach Sicilien reisten. Trotzdem währte das gewöhnliche, friedliche Verhältniss zwischen den Regierungen von Sardinien und Neapel fort, denn nach der Auffassung der Diplomaten bekriegte Garibaldi die Bourbonen in Neapel blos als Privatmann. Er war der Dictator Siciliens, erliess als solcher Verordnungen, ernannte und entliess Beamte, schloss Anlehen ab, trieb Steuern ein, ertheilte Eisenbahn-Concessionen, mit einem Worte, seine souveräne Macht wurde vollständig anerkannt. In Neapels Regierungskreisen gewöhnte man sich nach und nach an den Gedanken, dass Sicilien verloren sei, doch hoffte man einen etwaigen Einfall Garibaldi's in neapolitanisches Gebiet verhindern zu können; ja man rechnete sogar darauf, Europa werde eine so plötzliche Machtvermehrung des Hauses Savoyen und eine Störung des europäischen Gleichgewichtes, wie sie die Gründung eines einheitlichen Italiens mit sich brächte, auf keinen Fall zugeben. Es scheint, dass man in Turin in diesem Sinne diplomatisch intervenirt hat, denn Victor Emanuel, den Garibaldi in Sicilien allenthalben zum König des einheitlichen Italiens ausrief, richtete an den siegreichen Helden ein eigenhändiges Schreiben, in welchem er ihm sagt, Garibaldi möge sich mit seinen bisherigen Siegen begnügen und das Festland Italien nicht betreten. Garibaldi antwortete hierauf, dass er dem König stets treu ergeben und seinen Befehlen in jeder Richtung zu gehorchen bereit sei, ausgenommen eben diesen einzigen, denn zu diesem Ungehorsam halte er sich seinem Vaterlande und der Einheit Italiens zu Liebe für verpflichtet.

Dieser Aufgabe zu genügen, war nicht leicht. Garibaldi besass blos zwei Transportdampfer, mit denen gegen die kreuzende Kriegsflotte Neapels nichts zu unternehmen war; er liess zwar mit Kähnen ein paar hundert Rothhemden nach Calabrien überführen, diese aber mussten sich ohne etwas erreicht zu haben, ins Gebirg zurückziehen. Denn nicht das rothe Hemd und auch nicht die Idee der Einheit Italiens, sondern einzig und allein die Persönlichkeit Garibaldi's riss die einzelnen Stämme Italiens zu rücksichtsloser Begeisterung hin und galt ihnen als Bürgschaft des Erfolges. So lange er nicht anwesend war, wagte es Niemand, sich gegen die neapolitanischen Garnisonen zu erheben; hundert und aber hundert Märchen erzählte sich das abergläubische Volk über ihn; es fanden sich Manche, die es beschworen, dass er gegen jeden Schuss gefeit sei, dass er nach der Schlacht bei Milazzo die Kugeln dutzendweise aus seinem Mantel geschüttelt habe. Das Volk betrachtete ihn als einen Sohn der heiligen Rosalia, der Schutzheiligen der Insel, der Glück verbreite, die Leiden des armen Volkes kenne und ihm helfen werde. Aber auch die vermögenden Kreise erschracken vor ihm nicht; als er zur Erhaltung des Heeres Geld brauchte und englische Banquiers im Vertrauen auf die bisherigen Erfolge sich bereit erklärten, das Anlehen zu einem niedrigen Kurse zu übernehmen: gab dies die sicilianische Aristokratie nicht zu, sondern subscribirte die geforderten Millionen selbst und zwar al pari. Sie ahnte damals freilich noch nicht, dass die Freiheit, parlamentarisches Regime und die Verwirklichung erhabener Ideen sehr kostspielige Dinge seien und den Credit eines Reiches derart in Anspruch nähmen, dass dessen Schuldbriefe nicht länger al pari stehen können.

Das Ausland war durch Garibaldi's Erfolge in nicht geringe Aufregung versetzt worden; den Diplomaten blieb dieser Vorgang vollkommen unverständlich, denn er spielte sich ausserhalb der Combinationen der bestehenden Regierungen und Staatsmänner von Fach ab, auch war man nicht im Stande, einen Factor zu entdecken, welcher der Bewegung Einhalt gebieten könnte.

Unterdessen hatte in Nizza das Plebiscit stattgefunden, ohne besonderes Aufsehen zu erregen. Ein Bekannter erzählte mir, dass die Russen in Nizza für Frankreich, die Engländer hingegen für Italien agitirt hätten, während sich die Nizzaer weder um Frankreich noch um Italien viel kümmerten, sondern nur darauf bedacht wären, Engländer und Russen je mehr auszubeuten. Das war aber denn doch nicht nach ihrem Geschmack, dass unmittelbar nach der Verkündigung des Erfolges der Volksabstimmung französische Beamte und mit diesen eine Schaar von Anstreichern erschienen, die nicht nur die italienischen Aufschriften der Gassentafeln und auf den öffentlichen Gebäuden durch französische ersetzten, sondern auch ohne die Kaufleute und Handwerker zu fragen, die italienischen Schilder derselben ex offo übertünchten und Firmen in französischer Sprache darauf malten. Die Franzosen verstehen ihre civilisatorische Aufgabe besser als wir.

Die Grenzregulirung fand übrigens auch bei der Regierungspartei keinen Beifall; es hatten dabei weder ethnographische noch strategische Principien, sondern nur der Umstand als Richtschnur gedient, dass des Königs Jagdgebiet, in welchem ausser Gemsen auch der seltene Steinbock vorkommt, unverkürzt bei Italien bleibe.

Der Conflict zwischen mir und Kossuth.

I.

Als Garibaldi auf seinem Zuge von Reggio bis Neapel nirgend Widerstand gefunden und sein endgiltiger Sieg sozusagen schon gesichert schien, entfaltete auch Cavour eine ausserordentliche Thätigkeit, damit der Erfolg nicht ausschliesslich Garibaldi zu Gute komme. Der Wunsch, dass in Neapel noch vor dem Eintreffen der Rothhemden ein Aufstand zu Gunsten Victor Emanuel's und der italienischen Einheit ausbreche, der ein sofortiges Einschreiten der italienischen Armee nothwendig gemacht hätte, ging freilich nicht in Erfüllung, denn Jedermann verabscheute zwar die bestehende Regierung, doch hielt man es für überflüssig, sich in einen zweifelhaften Kampf einzulassen, da das Erscheinen Garibaldi's in nicht allzu ferner Zeit sicher bevorstand. Als die Rothhemden endlich auch Neapel ohne Schwertstreich erobert hatten, da waren die Turiner Regierungsblätter voll von Schreckensnachrichten, wie: Mazzini sei von Garibaldi mit der Organisation der Regierung betraut, Louis Blanc sei schon in Neapel, um dort seine socialistischen Pläne zu verwirklichen, auch Ledru-Rollin sei schon am Wege dorthin, mit einem Worte, Neapel sei ein politisches Pandämonium, sämmtliche Umsturzpolitiker kämen dort zusammen und würden alle bestehenden Institutionen vernichten; die Erhaltung der letzteren sei eine europäische Nothwendigkeit, und es sei die Pflicht des Königs, im Interesse der Aufrechthaltung der Ordnung in Neapel zu inter-

veniren und durch sein persönliches Erscheinen daselbst Europa vor einer socialen Revolution zu retten. Unter diesem Vorwande fiel Cialdini in den Marken ein, schlug La Moricière bei Castelfidardo, eroberte Umbrien und drang bis an die Grenze von Neapel vor, wo der König mit Garibaldi zusammenkam und von diesem das Reich Neapel auch formell übernahm. Zur selben Zeit machte mir Cavour zu wissen, dass er mit Kossuth und dem ungar. National-Directorium persönlich zu verkehren wünsche. Kossuth, Teleki und Klapka kamen daher nach Turin und verhandelten über jene Pläne, denen entsprechend der Krieg gegen Oesterreich im nächsten Frühjahre beginnen sollte; Klapka sollte nach Bukarest gehen und aus den dortigen Ungarn eine Truppe zusammenstellen, zu deren Ausrüstung Cavour die Waffen aus dem Arsenal von Genua nach Galatz senden würde; in Belgrad sollte Ludvigh den Boden vorbereiten, damit dann seinerzeit Türr, der damals bei der Südarmee diente, dort in Action treten könne; Garibaldi und Kossuth sollten an irgend einem Punkte Dalmatiens landen und dann nach Ungarn vordringen. Die Hauptvoraussetzung bei diesem Plane bestand darin, dass Napoleon im Frühjahr den Feldzug gegen Oesterreich eröffne. Kossuth kehrte mit seiner Frau noch einmal nach England zurück, seine Tochter Vilma, die fortwährend kränkelte, liess er bei uns in Turin, damit sie sich in dem milderen Klima erhole.

Anfangs ging Alles gut, von allen Seiten trafen günstige Berichte ein; aber nur zu bald folgte ein Schlag auf den andern. Ludvigh war mit grossen Erwartungen nach Belgrad abgereist; Klapka, der schon seit Jahren in freundlichen Beziehungen zu Cousa stand, traf eben damals in Bukarest ein, als die Schiffe mit

den Waffen in der Sulinamündung erschienen. Diese Waffen hätten der Verabredung gemäss als italienische Waare eingeschmuggelt werden sollen; man hatte sie aber ohne alle Vorsicht expedirt, auf den Kisten war sogar die Signatur des Arsenals von Genua sichtbar; es war, als hätte man bei Trommelschlag Hasen fangen wollen. Diese Kurzwaaren genuesischer Provenienz erregten daher in Galatz Verdacht und wurden mit Beschlag belegt; als sich Klapka deshalb beschwerte, entschuldigte sich Cousa damit, dass er die Sache nicht ignoriren konnte, weil die Waffensendung so offen vor sich gegangen und dadurch sogar dem englischen Gesandten in Konstantinopel bekannt geworden sei.

In demselben Augenblicke, als ich von diesem Missgeschick hörte, liess mich Cavour rufen. Er war übel gelaunt und machte mir darüber Vorwürfe, dass wir unsere Sache so schlecht gemacht und dadurch die Beschlagnahme der Waffen veranlasst hätten; man müsse jetzt darauf bedacht sein, die Sendung Garibaldi oder Türr zuzuschreiben, damit die Regierung nicht compromittirt werde. Als ich zu unserer Entschuldigung erwähnte, das Arsenal von Genua habe die Waffen unvorsichtiger Weise bei hellem Tage, vor den Augen Aller, die es sehen wollten, verladen lassen, fiel er mir ins Wort und sagte, er habe mich nicht nur deshalb, sondern hauptsächlich aus dem Grunde rufen lassen, um mir mitzutheilen, dass Napoleon den Plan, den er noch vor zwei Monaten gutgeheissen, aufgegeben habe, dass daher der für das nächste Frühjahr in Aussicht genommene Feldzug unterbleibe, und Alles, was wir bisher vorbereitet, selbst im besten Falle, als für längere Zeit vertagt betrachtet werden müsse. Diese Eröffnung erschütterte mein Innerstes, denn ich erfasste sofort die

verhängnissvolle Tragweite derselben; ich erstattete sogleich ausführlichen Bericht an Kossuth. Dieser aber fasste die Sache anders auf, er legte das Hauptgewicht auf die Vorwürfe Cavour's, und der Verlust der Waffen traf ihn besonders schwer; den zweiten Theil meiner Mittheilung nahm er nicht so ernst wie ich, er schrieb diesbezüglich einen langen Brief (den er im III. Bande seiner Schriften mittheilt), in welchem er den Beweis führt, dass der Beginn des Krieges im Frühjahr im Interesse Italiens unumgänglich nothwendig sei. Nach Empfang dieses Briefes ging ich zum Minister und besprach mit ihm die in der ersten Hälfte der Kossuth'schen Instruction enthaltenen Wünsche; dann theilte ich ihm mit, dass Kossuth ausserdem eine lange Abhandlung über die Nothwendigkeit des Frühjahr-Feldzuges verfasst habe, und fragte ihn, ob er wünsche, dass ich ihm dieselbe in ihrem ganzen Umfange vortrage. Cavour erwiederte lächelnd, ich möge ihn damit verschonen, da er ernsthaft beschäftigt sei; Kossuth aber solle ich auffordern, dass er dies Alles nicht ihm, sondern dem Kaiser zu sagen habe; wenn es Kossuth gelinge, den Kaiser zu überreden, so würde sich Niemand mehr darüber freuen, als der Graf selbst; in dieser Sache stehe die Entscheidung den Tuilerien, nicht aber dem Turiner Kabinet zu; wenn Napoleon den Krieg nicht wolle, könne ihn Victor Emanuel nicht beginnen. Hierauf erörterte er nochmals jene Ursachen, die es Italien unmöglich machen, den Krieg im nächsten Frühjahr allein, ohne Frankreich zu beginnen.

Es bemächtigte sich meiner eine tiefe Niedergeschlagenheit, denn ich sah, dass unsere Hoffnungen vernichtet seien. Es ward mir klar, dass die rasche Verwirklichung der italienischen Einheitsidee, die innerhalb

dreier Jahre das Gebiet des sardinischen Königreiches verzehnfacht hatte, in Napoleon Befürchtungen hervorrief. Denn auch ihm musste es wohlbekannt sein, dass die Dankbarkeit der Nationen ein sehr vergänglich Ding sei; auch musste er sich fragen, ob es klug sei, französisches Blut zu vergiessen, damit Italien das Gebiet von Venedig erwerbe und dadurch mächtig genug werde, Frankreichs Freundschaft fernerhin entbehren zu können. Da durch die Eroberung Umbriens und der Marken die weltliche Herrschaft des Papstes ernstlich bedroht war, hielt ich es für mehr als wahrscheinlich, dass sich Napoleon zu seinem Beschützer aufwerfen und dadurch früher oder später mit Italien in Conflict gerathen werde, da ihn die katholische Gesinnung der überwiegenden Mehrheit der Franzosen zwingen werde, diese Rolle zu übernehmen und die Eroberung Roms durch das Königreich Italien zu verhindern.

II.

Das Ungemach, das uns verfolgte, mehrte sich von Tag zu Tag; Kossuth sah ein, dass wir selbst in dem günstigsten Falle, d. h. wenn wir nach Ungarn vordringen könnten, Geld benöthigen würden; das Directorium liess daher in England mit Wissen und zum Theil auf Kosten der italienischen Regierung Papiergeld herstellen, das die Unterschrift des Directoriums trug. Der ganze Banknotenvorrath sollte nach Genua und von dort nach Ancona transportirt werden. Die österr. Gesandtschaft in London kam auch diesem Unternehmen auf die Spur und führte deshalb gegen Kossuth Prozess. Die Noten wurden confiscirt und nun begannen die Prozess-Plackereien. Das juridische Wissen und die aufopfernde Thätigkeit unseres Freundes Toulmin Smith

erleichterte zwar Kossuth's unangenehme Lage, aber trotzdem quälte ihn diese Angelegenheit fortwährend, und selbst heute noch misst er dem Notenprozess eine derartige Wichtigkeit bei, dass er demselben in seinen Schriften nahezu 150 Seiten widmet. Dazu kam noch, dass man von Ungarn aus unaufhörlich Geld zur Aufrechterhaltung der sogenannten Organisation forderte. Die italienische Regierung zahlte mir zu diesem Zwecke einmal 100,000 Francs aus, die ich dem Grafen Julius K., der damals seine Mutter in Italien besuchte, übergab, wofür er mir eine Quittung über 100,000 Stück Cigarren ausstellte. Auch die Kosten für die Missionen in Bukarest und Belgrad übernahm die italienische Regierung, aber dies Alles war lange nicht genug; Kossuth trug mir wiederholt auf, von Cavour Geld zu verlangen. Ich meldete ihm am 22. December, dass ich es unter den gegenwärtigen Verhältnissen umsoweniger für zweckmässig erachtet hätte, diesen Theil seines Auftrages zu erfüllen, als er weder das Ansuchen bestimmt formulirt, noch auch die Summe genannt habe; auch erwarte ich täglich Klapka's Ankunft, dessen Aufgabe es sein werde, die finanzielle Frage auf neuer Basis zu ordnen, denn ich hätte in Erfahrung gebracht, dass die für uns bestimmte Summe nach dem Bukarester Fiasco für die persische Mission Cerrutti's verwendet worden sei, den man aus mir unbekannten Gründen dorthin gesendet habe. Ich fügte hinzu, dass ich um genaue Instructionen ersuche, wenn ich etwa incorrect vorgegangen sei.

III.

Kossuth konnte sich mit dem Gedanken nicht befreunden, dass seine Hoffnungen gerade in dem Augenblicke zerrinnen sollten, in dem sie der Verwirklichung

so nahe zu stehen schienen. Hier war es, dass unsere Ansichten zuerst divergirten. Es war mir vollkommen klar geworden, dass unser Bündniss mit dem französischen Kaiser fürderhin ein Ding der Unmöglichkeit sei und dass wir auf Cavour nicht mehr zählen könnten, da seine Pläne auf der Unterstützung Frankreichs beruhten. Ich hielt dafür, dass er Kossuth und den ungar. Emigranten, denen er immer Sympathie bewiesen, auch in Zukunft freundlich gesinnt bleiben werde, sie aber als Factoren seiner Politik nicht mehr in Betracht ziehen könne. Nach meiner Ansicht gab es da nur mehr folgende Alternative: entweder im Bunde mit Garibaldi eine noch gewagtere Expedition, als die sicilianische war, von der dalmatinischen Küste aus durch Kroatien nach Ungarn, was fast unausführbar erschien, selbst wenn die Berichte der Agenten Kossuth's über die revolutionären Organisationen in Ungarn der Wahrheit entsprochen hätten — oder der Anschluss an die Politik Deák's und der Versuch, durch einen Ausgleich Ungarn's Zukunft zu sichern und die unhaltbar gewordenen Zustände wenigstens zum Theile zu verbessern. In diesem Sinne schrieb ich auch Kossuth, der damals in Folge eines Zwischenfalles ausserordentlich aufgeregt war. Ladislaus Teleki hielt sich nämlich damals incognito in Dresden auf, um mit einigen ihm werthen Freunden aus Ungarn zusammenzutreffen. Da man seine Rückkunft nach Paris jeden Augenblick erwartete, hatte man ihn über die neueste Wendung der Dinge nicht verständigt, und er war also der Meinung, der frühere Plan bestehe noch, Frankreich werde im Frühjahr den Krieg jedenfalls beginnen, und Ungarn werde von drei Seiten aus insurgirt werden. Seine sehr auffallende Erscheinung erregte in Dresden sehr bald Verdacht; der

sächsische Minister war rücksichtsvoll genug, ihm unter der Hand wissen zu lassen, dass man ihn verhaften werde, wenn er Dresden nicht allsogleich verlasse. Teleki aber ignorirte diese Mahnung und baute auf seinen englischen Pass, der auf den Namen lautete, unter welchem er reiste; umsomehr war er überrascht, als man ihn am nächsten Morgen verhaftete und nach Wien brachte. Dort war damals sein alter Freund und Vetter Baron Niklas Vay ungarischer Kanzler; dieser liess Teleki, ohne dass letzterer eine Ahnung davon gehabt hätte, in die Burg vor den Kaiser führen. Dieser schenkte ihm grossmüthig die Freiheit unter der Bedingung, dass Teleki seine Verbindungen mit dem Auslande endgiltig aufgebe und sich von der Politik fern halte. Teleki versprach in Folge dieser unerwarteten Wendung, sich bis auf weiteres jeder politischen Thätigkeit zu enthalten; er ging dann nach Ungarn, wo man seine Heimkunft zu politischen Demonstrationen benützte. Kossuth wurde durch diese Nachrichten in seinem Innersten tief erschüttert; in dieser furchtbaren Aufwallung schrieb er mir folgenden Brief:

London, 3. Jänner 1861. — Lieber Freund! Teleki!! — — — schrecklich, wenn es wahr ist. Treue und Glauben sind Chimäre.

Ich habe an Jósika einen Brief geschrieben, die Copie desselben lege ich Dir bei.

Ich klammerte mich an den Gedanken, dass Thouvenel von Metternich belogen wurde.

Wie dem auch immer sei, gehe zum Grafen und schildere ihm den fürchterlichen Eindruck, den die blosse Möglichkeit dieses Falles auf mich gemacht — ich schäme mich vor Gott und der Welt als Ungar und als Mensch. — Es würde mich nicht überraschen — ja, was mehr, ich könnte nicht ungehalten sein, wenn der Graf mit uns fernerhin nicht mehr verkehren würde. Jedenfalls möchte ich, bevor ich irgend etwas

unternehme, wissen, ob dieser Vorfall (wenn er sich bestätigt) das Vertrauen, das der Graf in die Nation und in uns gesetzt, nicht endgiltig erschüttert habe.

Und selbst für den Fall, dass es wahr wäre (was nur dann möglich ist, wenn L. T. von momentanem Wahnsinn befallen war), beruhige den Grafen in der Richtung, dass er von T. keinerlei Indiscretion zu befürchten habe.

Auf Deinen eben eingelangten Brief vom 31. December nur so viel: Es ist recht schön zu sagen: „auch an uns kommt noch die Reihe, warten wir daher und verlangen wir nichts Unmögliches." — Davon hat die Nation nichts. — Wir brauchen einen positiven Plan, eine positive Basis. Mit leeren Worten erreichst Du bei unserer Nation nichts. Bei unserer unglückseligen geographischen Lage kann ich mir einen andern Plan, auf den die Nation sich stützen könnte, nicht denken, als jenen, den ich Dir mitgetheilt. Der Graf sagt: „unmöglich". Nun so möge er einen andern vernünftigen Plan schaffen — aber ein Plan, ein Plan muss es sein. Gehaltlose Versprechungen kann die Nation nicht berücksichtigen. Ich auch nicht. In einer Beziehung gebe ich Dir mein Wort: sowie ich es im vorigen Jahre nicht zugab, dass der mächtige Kaiser unsere Nation zu Diversionen missbrauche, ebensowenig gebe ich es jetzt zu — ja ich würde es verhindern. Also: einen Plan, eine Basis, etwas Positives! — Wenn wir das nicht erreichen können, dann verzichten wir auf alles Andere, dann ist Alles aus. — — Clara pacta boni amici.... sprich so mit ihm.

In Bezug auf die Legion trachte durchzusetzen, dass sie der Statthalterei in Neapel untergeordnet werde, aber ja nicht dem unglückseligen Fanti, der sie nach verschiedenen Inseln deportiren möchte. Dein Freund Kossuth.

Diesem Schreiben war die Abschrift des folgenden, an N. Jósika in Brüssel gerichteten Briefes beigelegt:

London, 3. Jan. 1861. — Lieber Freund! — Ich bin auf dem Punkte, mich vor dem Tage zu schämen, an dem ich als Mensch geboren ward.

Du weist, was der Telegraph gestern über unseren unglücklichen Freund L. Teleki und über den Schlussakt des Dramas seiner Verhaftung gebracht hat. — Meine Frau und

meine Kinder stürzten von der Treppe todtenbleich in mein Zimmer, mit der Zeitung in der Hand; aber todtenbleich riefen sie auch alle zugleich: „Verläumdung, schamlose Verläumdung und Verrath am Vaterlande wie an der Menschheit würde es sein, Derartiges auch nur einen Moment von Teleki für möglich zu halten!“ Von ihm den ich meinen Kindern stets als Ideal unerschütterlicher Principientreue und Characterstärke sowie ritterlicher Ehre anzuführen pflegte.“

Meine Frau und meine Söhne drangen in mich, die ganze Nachricht in den Blättern sofort für schändliche Erdichtung und Verläumdung zu erklären.

Ich las; das Blut gerann mir zu Eis; und in tiefster Empörung meiner Seele griff ich schon zur Feder, um meinem unerschütterlichen Glauben Ausdruck zu verleihen .... Der kalte Verstand mahnte, zu warten. Und siehe da, heute wird mir ein Original-Brief Thouvenel's an N. Kiss mitgetheilt und in demselben die folgenden Zeilen:

„Ich verständige Sie, dass Graf Teleki freigelassen wor„den ist. Der österr. Kaiser liess ihn zu sich kommen und „sagte etwa Folgendes zu ihm: „Sie conspiriren seit 1848 gegen „mich; ich weiss Alles, auch was demnächst geplant ist. Trotz „Alledem verzeihe ich Ihnen. Sie sind Edelmann, versprechen „Sie bloss, dass Sie Ihre Beziehungen mit dem Auslande ab„brechen, und Sie sind frei. — Nach meinem Berichterstatter „hätte Graf Teleki, tief ergriffen durch die Worte des Kaisers, „nicht bloss jenes Versprechen gegeben, sondern auch erklärt, „in Hinkunft ein treuer Unterthan sein zu wollen, „trotzdem er ein guter Ungar bleibe.“

Glaubst Du dies?

Mein Inneres bäumt sich gegen den blossen Gedanken. Ich glaube es nicht, ich will es nicht glauben. Mit dem Teufel der Hölle würde ich mich schlagen für diesen Glauben.

Aber wenn das Unmögliche dennoch wahr wäre! Was bliebe mir dann übrig, als an der Menschheit zu verzweifeln.

Viel Herbes, und Herberes als sich in Worte fassen lässt, habe ich im Leben erduldet. Am meisten habe ich gelitten, als das Freiheitsschiff unseres Vaterlandes an der Klippe der Gewalt von Aussen und des Verrathes von Innen gescheitert war. Allein selbst damals, als ich schluchzend vom Boden des

Vaterlandes schied und den Abschiedskuss auf dessen Staub drückte, richtete mich der Gedanke auf, dass wir ein Häuflein Heimathloser sein werden, die wir Zeugniss ablegen vor Gott und der Welt von Ungarns Character; die wir in Gefahr, Noth und Elend die Ehre des ungar. Namens mackellos erhalten; die wir Glauben, Achtung und Vertrauen wecken für unsere Nation, bis aus dem Samen, den wir streuten, und aus dem jungen Schössling, den wir mit treuen Händen pflegten, der Baum der Freiheit des Vaterlandes, wenn auch über unserer Asche, neu emporgrünen würde.

Selbst unter der Wucht jenes entsetzlichen Schmerzes habe ich an meinem Vaterlande nicht verzweifelt.

Wenn sich bestätigte, was Thouvenel schreibt, so würde ich nicht bloss an unserer Nation, ich würde auch an der Menschheit verzweifeln. Kein Balsam in der Welt vermöchte diese Wunde zu heilen.

Wenn diese Nachricht sich bestätigt, kannst Du denken, dass es mit unseren Verbindungen zu Ende. Wie kann man uns vertrauen, wie grosse Pläne bauen auf die Unbeugsamkeit unserer Nation, wie nicht glauben, dass die ungar. Nation ihre Bundesgenossen verlässt und mit Oesterreich pactirt, wenn selbst einem L. Teleki einige honigsüsse Worte von den Lippen des österr. Kaisers genügen, um in die Hände Unterthanentreue zu geloben, welche vom Blute unseres Vaterlandes und seiner besten Söhne rauchen?

Gott schütze meinen armen Kopf vor Wahnsinn!

Ich stehe am Scheidepunkte. Wenn die grässliche Kunde nicht wahr ist, möge sich Ladislaus beeilen, dieselbe nicht bloss mit Worten, sondern auch durch die That zu widerlegen.

Für die Widerlegung aber, um den erschütterten Glauben an uns und die Nation wieder herzustellen, gibt es nur ein Mittel: „herauszukommen".

Gott tröste Dich . . . Mich kann nichts trösten, als die Widerlegung. Dein Freund.

P. S. Eben jetzt empfange ich Deinen Brief vom 1. Jan. Umsonst: in meiner Brust ist Etwas, das mir laut zuruft: „Es ist nicht wahr, es ist unmöglich. Metternich hat Thouvenel belogen, um Teleki's Character zu verdächtigen und den Glauben und das Vertrauen an uns zu untergraben."

IV.

Diese Ereignisse regten auch mich furchtbar auf, was aus dem folgenden Briefe ersichtlich ist. Doch ist dies keine Copie, sondern bloss das Concept; so viel ich mich erinnere, habe ich beim Abschreiben desselben seinerzeit einige Ausdrücke geändert.

Turin, am 8. Jänner 1861. — Mein lieber Freund und Gouverneur! Deshalb, weil Graf Teleki (der sich 8 Jahre hindurch nicht um Dich gekümmert hatte und sich im Jahre 1858 Dir nur deshalb wieder näherte, weil er ohne Dich Nichts erreichen konnte), durch das unerwartete Erscheinen des Kaisers verwirrt, einen politischen Selbstmord begangen, deshalb verliere ich meinen Glauben an das Vaterland und an die Menschheit noch nicht. Er hat Dich verlassen, ganz so wie die Grafen E., C. und A. Du hast ihm Vertrauen geschenkt, ich aber konnte meine Kälte ihm gegenüber nur schwer verbergen; erinnere Dich nur unseres Zusammentreffens in Deinem Hause. Du hast Dich in ihm getäuscht, wie Du Dich schon in Mehreren getäuscht. — Vergessen wir das! Allein die Wirkung können wir nicht vergessen, welche sein politischer Selbstmord hervorgebracht hat. Der Glaube an das Directorium ist durch denselben im Auslande und bei den Ungarn in einer Weise untergraben, für die es keine Wiederherstellung mehr gibt. Denn wie vermag man fortan auf unsere Worte zu bauen, unseren Darstellungen, beispielsweise hinsichtlich der Organisation, zu vertrauen, wenn man sieht und stets aufs Neue sieht, dass wir unser Vertrauen an Unwürdige wegwerfen? — Unser Credit hat abgenommen; meine Stellung dreimal nacheinander erschüttert, ist schliesslich unhaltbar geworden. Verzeihe also, wenn ich unter so ernsten Umständen ernst zu Dir spreche, als Freund und Patriot, und wenn ich wünsche, dass, zur Vermeidung jedes späteren Missverständnisses, die Situation präcise festgestellt werde.

Sehen wir vorerst nach der Stellung hier in Turin. — Der Graf will den Krieg im Frühjahr nicht. Er glaubt, Italien sei ohne revolutionäre Mittel nicht stark genug, sich mit Oesterreich zu messen; überdies ist er an die Politik Frank-

reichs gebunden und unternimmt Nichts ohne des Kaisers Erlaubniss. Er grollt wegen der Compromittission im Osten, während er nach Klapka's Worten annahm, Alles sei vorgesorgt. Ueber den Fall Teleki ist der Graf ärgerlich und glaubt nicht mehr, was wir sagen. Es sind nun fünf Tage her, dass er meinen Wunsch kennt, von ihm directen Bescheid bezüglich jener Mittel zu erhalten, welche zur Aufrechterhaltung der Organisation nöthig erscheinen. Tag um Tag beruft er mich zu sich, ohne indess fünf Minuten für den Bescheid finden zu können. Und doch weiss ich, dass er gestern einem jungen Manne meiner Bekanntschaft in einer geringfügigen politischen Angelegenheit eine volle Stunde widmete, um sich mit ihm über alles Mögliche zu besprechen. Aus seiner Feindseligkeit gegen Garibaldi macht er kein Hehl. Uebrigens ist der Graf nicht mehr allmächtig. Die letzten Wochen haben seine Stellung bedeutend untergraben. Durch die Schlappe von Neapel ist Garibaldi rehabilitirt, und es ist eine grosse Frage, ob der Held von Caprera, dessen Prestige sichtlich zunimmt, durch die Wahlen nicht die Majorität erhält. Der Graf kann leicht fallen und wir stützen uns ausschliesslich auf ihn, sowie auf das stehende Heer, welches er nicht geben kann.

Garibaldi hingegen ist zur Grossmacht geworden. Im März verlässt er jedenfalls seine Insel, und wenn er Italien bereist, stampft er bei jedem Schritte Armeen aus dem Boden und reisst Cavour entweder mit sich fort oder er wirft ihn zu Boden. In seinen Händen ruht der Krieg, nicht in jenen des Kaisers, so wenig als in jenen des Grafen. Und wir leben nicht in Eintracht mit ihm, sondern mit seinem Feinde, ja ausschliesslich mit diesem. Sein Name gehört nicht mehr Italien, sondern ganz Europa, und wenn er, was ich nicht weiss, auf Dalmatiens Küsten landen will, wenn ihm dies gelingt, wenn er mit seinen Freiwilligen die erste Schlacht gewinnt, dann, gestehen wir es offen, verhallt selbst Deine Stimme mitten im Waffenlärm des Sieges, und Ungarn geht mit Dem, der da handelt, nicht mit Dem, der vom Handeln abhält. Glückt indessen die Expedition nicht, dann werden Jene, welche ihm folgten mit ihrem Blute den Preis ihrer Kühnheit zahlen, bevor das Vaterland sich hätte erheben können; Ungarn wird ihnen eine Thräne weihen, ohne dabei in das Unglück mit

hineingerissen zu werden; denn der Weg, welcher vom Meere bis zur Drau sich erstreckt, ist lang und geht nicht über ungarischen Boden. Sprechen wir es kühn aus: Ungarn rührt sich nicht, bevor nicht befreundete Truppen, sei es aus Freiwilligen, sei es aus Berufssoldaten bestehend, an den Ufern der Drau erschienen sind; zeigt sich aber dort die Freundeshand, so wird Ungarn dieselbe ergreifen, was man auch immer dagegen sagen mag. Du indess wirst unter solchen Umständen die Erhebung der Nation nicht verhindern. Selbst wider seinen Willen kann Ludwig Kossuth Franz Josef keinen Dienst erweisen.

Was die ungarischen Angelegenheiten betrifft, so beeinflussen diese nicht die Häupter der Organisation, sondern Franz Deák. Seitdem mir einige Namen der Ersteren bekannt worden sind, habe ich kein Vertrauen mehr für sie. Ich sehe daselbst Deine Feinde, verdächtige Individuen, leichtsinnige oder solche, deren Festigkeit noch nicht die Feuerprobe bestanden hat. Teleki stand mit ihnen in Verbindung. Sein Character ist eine üble Bürgschaft für den ihrigen. Wenn der Landtag binnen Kurzem wirklich zusammentritt; wenn die Diplomatie wirklich den Krieg hinausschiebt; wenn Du, wie Du wiederholt sprichst, Garibaldi hindern willst, nach unserem Vaterlande eine Diversion zu unternehmen: dann söhnt sich Ungarn mit Oesterreich aus, davon darfst Du überzeugt sein. Dann werden Vay und Franz Deák die Zukunft unserer Nation lenken, solange, bis das Wiener Cabinet sich nicht stark genug fühlt, die gewährten Concessionen wieder zurückzunehmen. Nichts Anderes, als eine zweifelhafte und verzweifelte Expedition Garibaldi's vermag solchem Ausgange vorzubeugen. Du aber hintertreibst dieselben gänzlich. Es ist wahr, Du wünschest eine Unterhandlung mit dem Helden; es lässt sich jedoch mit ihm nicht unterhandeln, ohne dass man mit Cavour bricht. Hie Garibaldi, hie Cavour, das ist unsere Wahl; oder vielmehr: hie Garibaldi, hie Deák; denn wenn wir es mit Cavour halten, haben wir uns zur Neutralität verdammt und haben aufgehört, auf das Vaterland zu wirken.

Da wir bei einem so entscheidenden Punkte angelangt sind, ist es wohl ganz natürlich, wenn man der persönlichen

Gereiztheit keine besondere Aufmerksamkeit widmet oder gar erst untersucht, wie etwa, ob denn der Styl meiner Berichte auch ja allen Anforderungen der ämtlichen Courtoisie entspreche. Ich habe auf den Styl nie so grosse Sorgfalt verwendet wie Graf L. Teleki; ich hielt mich für berechtigt, eine bedingte Instruction, die sich auf einen alten, mir zwar mitgetheilten, aber nicht an mich gerichteten Brief beruft, einstweilen bei Seite zu legen, da ich überzeugt war, der Bescheid (von Seite des Grafen) könne in diesem Augenblick kein günstiger sein. Du kanzelst mich deshalb ab und schreibst mir: „ich kann und darf es nicht zugeben, dass der Vertreter des Directoriums das cum honore bei Seite lege, was ich im Namen des Directoriums unter dem imperativen Einfluss der Umstände zu veranlassen für gut befinde — — — besonders unter den jetzigen Umständen, wo Du wusstest — denn ich hatte es Dir oft (?) geschrieben — dass ich den Emissär aus der Heimath, der eben in dieser Angelegenheit herauskam, jeden Augenblick erwartete. — Ob die Regierung Geld hat oder nicht, ob sie uns welches gibt oder nicht, das compromittirt uns nicht; wohl aber compromittirt es uns, wenn wir dem Vaterland (?) keine Auskunft geben in einer Sache, mit der es uns betraut hat.“ — Wenn sich die Sache in der That so verhält, dann hätte Deine Instruction nicht mit diesen Worten beginnen dürfen: „Für den Fall, dass des Grafen Entscheidung also lauten würde: er wünsche und wir hätten auch Ursache, dass wir die Organisation in der Heimath aufrechterhalten u. s. w.“, sondern Du hättest mir unbedingten Auftrag ertheilen müssen. Dann hätte ich gewusst, was ich zu thun habe, dann wäre meiner Discretion nichts überlassen gewesen. Seitdem hat das Directorium zu bestehen aufgehört, durch die Desertion eines seiner Mitglieder erscheint es aufgelöst und ich hoffe, es wird sich nicht wieder constituiren. Teleki's politischer Selbstmord ist eine weit grössere Compromission für uns, als der Umstand, dass der vaterländische Emissär kein Geld mitnehmen konnte. Was meine persönliche Stellung betrifft, so gestehe ich unumwunden, dass ich mich fortan nicht mehr als Vertreter eines Directoriums betrachten kann, welches nicht existirt. Ich vertrete die Interessen des Vaterlandes; ich erfülle Deine Instructionen; ich habe sie ge-

treulich, nicht mechanisch erfüllt, und ich glaube, dem Vaterlande einen guten Dienst geleistet zu haben. Jetzt jedoch, wo wir am Scheidewege stehen, bekenne ich offen, dass ich fortan meine Individualität nicht in den Hintergrund treten lasse. Wenn Du zur That schreitest, so werde ich es als ein Glück betrachten, Dich auch in Hinkunft zu vertreten: wenn es Dein Entschluss ist, nicht handeln, bloss am Handeln hindern zu wollen, dann verzichte ich zum Voraus auf meine bisherige Stellung und ersuche Dich, mich durch eine andere Persönlichkeit ersetzen zu wollen, denn ich werde in der Stunde der Entscheidung an der Seite Desjenigen stehen, der handelt, — nicht Desjenigen, der vom Handeln zurückhält. Fr. Pulszky.

V.

Nach zweistündigem Warten wurde ich endlich vom Grafen empfangen. Er begrüsste mit seinem stereotypen Lächeln. Ich trug ihm den Wunsch Kossuth's vor, er möge die vom 22. November datirte und von mir schon mitgetheilte Instruction desselben und insbesondere auf jenen Punkt eine bestimmte Antwort ertheilen, der sich auf die zur ferneren Aufrechterhaltung der Organisation nöthigen Mittel bezieht. Er gähnte ziemlich stark und antwortete nichts; hierauf sagte ich ihm, dass ich gekommen sei, Geld zu verlangen, 120,000 Francs, wie mir Kossuth aufgetragen, und dass ohne dieses Geld die Organisation keinen Bestand haben könne. Er gähnte abermals:

— Mein Gott! Geld wollen Sie, ich wüsste wahrlich nicht, woher ich es nehmen sollte.

— Dann muss die Organisation aufgelassen werden.

— In der That, es bleibt nichts Anderes übrig.

Nun brachte ich vor, dass Kossuth auf seinem Plane nicht bestehe, da man ihn für unausführbar halte, er wünsche aber zu wissen, welchen anderen Plan der Graf dem aufgegebenen substituiren möchte, da man daheim wissen wolle, was man zu erwarten habe.

— Ich bin kein Strateg — lautete die Antwort — d. h. ich bin es nur in der Kammer, nicht im Lager und am Schlachtfelde; aber General Klapka hat mich telegraphisch von seiner baldigen Ankunft verständigt, mit ihm können wir dann diese Frage besprechen. — Er gähnte wieder. — Für jetzt kann ich Ihnen keine Antwort geben. — Was treibt man in Wien?

Ich. Meine Schwiegermutter — eine sehr kluge Frau, die uns Alles mittheilt, was man in der Wiener Gesellschaft spricht — schreibt, dass zwischen Schmerling und Rechberg ein Conflict bestehe und dass wahrscheinlich Rechberg als Sieger hervorgehen werde. Schmerling wünschte, dass Mensdorf Minister des Aeussern werde.

Cavour. Mensdorf? Was soll das wohl bedeuten?

Ich. Vielleicht die Möglichkeit eines Verkaufes Venedigs. Er ist ein Cousin der englischen Königin und ein naher Verwandter des belgischen Königs. Sehen Ew. Excellenz, die österr. Monarchie zerfällt in zwei Theile. Die Länder der Stephanskrone besitzen genügende Lebenskraft, um auch die andere Hälfte zu beeinflussen; denn jene Länder verfügen über Staatsmänner und haben sich politische Erfahrung erworben, welche der anderen Hälfte abgeht; Schmerling wünscht nun der anderen Hälfte das nöthige Gegengewicht zu verschaffen und zwar sowohl durch eine politische Neuorganisation, als auch durch eine Reform des Frankfurter Bundestages.

Cavour. Dort heisst es dann aber Preussen gegenübertreten. Hat er den Muth dazu?

Ich. Er will Preussen an Liberalismus überbieten; er kennt den Boden genau, war er ja doch im J. 1848 einer der Minister des Erzherzogs Johann.

Cavour. Schmerlig ist also ein deutscher Professor?

Ich. Durchaus nicht; er ist ein Bureaukrat der alten Schule, der gern befiehlt und sich nicht darum kümmert, ob seine Befehle vollzogen werden; vor Allem ist er ein Feind jeder Discussion.

Cavour. Nun und was geht in Ungarn vor?

Ich. Man möchte mit Oesterreich anbinden, aber die Regierung entwickelt den Insulten gegenüber die grösste Höflichkeit. Das Komitat Zemplin wählte Ludwig Kossuth zum Mitglied des Komitatsausschusses und in Wien erklärte man das für einen prächtigen Scherz — natürlich, da Kossuth recht weit ist, wäre er aber wirklich dort, ja dann — —?!

Cavour. Ah! Das ist in der That stark.

Ich. Mit einem Nachgiebigen in Streit zu gerathen, ist freilich schwer. In Wien fürchtet man sich vor dem nächsten Frühjahr und vor Garibaldi; man wird daher noch vor Eintritt des Frühlings den ungarischen Reichstag einberufen. Kommt es zum Krieg, dann wird dieser Reichstag selbst die Revolution vorbereiten; bricht bis Juli oder August kein Krieg aus, dann kommt es im Herbst zur Krönung und das Land macht seinen Frieden. Jetzt können Ew. Excellenz noch auf Ungarn zählen, nach sechs Monaten ist's zu spät.

Cavour. Das ist ganz natürlich, ich habe Sie vollkommen verstanden. Nun danke ich Ihnen für die Aufklärungen, die Sie mir mit so vieler Freundlichkeit gegeben haben.

Ich stand auf und ging; ich war nicht sehr betrübt, denn ich hatte diesen Ausgang vorausgesehen; ich war überzeugt, dass man uns fallen gelassen, dass man uns nicht mehr brauche. Ich erstattete Kossuth sofort Bericht über diese Audienz.

Bevor ich auf diesen Bericht eine Antwort hätte

erhalten können, langte folgende Instruction Kossuth's an Türr ein:

London, 7. Jänner 1861. — — — — Folgendes ist die Situation: Ungarn ist in einem Zustande, welcher auf die Dauer nicht haltbar erscheint. Entweder dahin oder dorthin muss es sich entscheiden, aus dem einfachen Grunde, weil der Krönungslandtag innerhalb weniger Monate zusammentritt.

Wenn Ungarn die Krönung vornimmt, dann muss ein diplomatischer Vertrag vorausgehen. Und in diesem Falle hat sich die Nation mit Oesterreich nicht gerade ausgesöhnt, aber doch ausgeglichen.

Wenn es sich aber verglichen hat, so wird es sich nicht mehr erheben, wofern nicht jene Macht (und zwar eine starke Grossmacht), welche mit Oesterreich Krieg führen wird, mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft Ungarn zum Schauplatze des Kampfes erwählt.

Dies könnte Frankreich thun, will es aber nicht. Italien würde es vergebens wollen, weil es dazu nicht vermögend ist. Um den Krieg mit Aufbietung seiner gesammten Kraft nach Ungarn zu verlegen: müsste es vorerst Oesterreich in Italien schlagen, eine Hoffnung, die sich im Hinblick auf Oesterreichs Bereitschaft ohne uns als vergeblich erweist.

Daher gebietet das italienische Interesse, dass der Ausgleich Ungarns mit Oesterreich verhindert werde. Dies ist blos dann möglich, wenn vor der Eröffnung des Landtages oder doch wenigstens vor einer Uebereinkunft betreffs des Krönungsdiplomes: 1. die italienische Regierung mit Italiens gesammten Streitkräften Oesterreich angriffe und gleichzeitig 2. sie unserer Nation die Insurrection ermöglichte.

Was das Erstere betrifft, so sagt das Turiner Cabinet: Der heftige Widerspruch der englischen Regierung, die Abgeneigtheit des französischen Cabinets, die Zustände von Neapel, der Mangel einer dem grossen Kriege (denn wahrlich ein grosser Krieg wäre es) entsprechenden Armee und Flotte machen den Beginn des Kampfes im Frühling unmöglich. Hierüber disputire ich nicht und bezeichne blos als Thatsache: Wenn es bis zum Frühling nicht Krieg gibt, einen siegesgewissen, grossen Krieg, dann muss man Un-

garn aus jeder ferneren Berechnung lassen; denn aller Wahrscheinlichkeit nach gleicht es sich dann mit Oesterreich aus.

Was den zweiten Punkt betrifft, erkläre ich wieder als Thatsache, an welcher Niemand und Nichts in der Welt zu rütteln vermag: Ohne das Erscheinen einer mächtigen auswärtigen Hilfe an Ungarns Grenzen, welche die ganz waffenlose Nation ausrüstet und sie in Schlachtordnung zu stellen bereit wäre, — erhebt sich die ungar. Nation nicht und kann sich bei klarem Verstande auch nicht erheben, wenn es auch im Frühlinge Krieg geben sollte.

Wie man diese Hilfe und Rüstung beistellen könnte?

Wie Sie Herr General wissen, sind wir in jenem Operationsplane übereingekommen, dass wir den Kampf im Vaterlande mit einer Invasion von drei Seiten beginnen würden: Klapka von der Moldau, Sie von Serbien aus (nachdem wir nach beiden Orten hin Waffen geschafft und dort, sowie von dort aus an den benachbarten Grenzen des Vaterlandes, Expeditionstruppen organisirt hätten) und ein königl. italienisches Corps, sowie unter dessen Deckung die ungar. Legion unter Vetter's Leitung, die mittlerweile zu einer starken Brigade zu entwickeln wäre, von den Küsten Dalmatiens aus.

Mit Rücksicht darauf, dass die Aufgabe dieses italienischen Corps darin bestehen würde, die Küstenfestungen Dalmatiens einzunehmen und zu halten, mit Mamula's Truppencorps sich zu schlagen, Karlsstadt einzunehmen, mit einem zweiten österr. Corps zusammenzutreffen, das wahrscheinlich von Laibach aus (auf der Ranig Eisenbahn) entgegengeworfen würde, — endlich den Transport der Ausrüstung für wenigstens hunderttausend Mann, etwa auf 60 geographische Meilen, bis zur Drau, und diesen Uebergang zu decken, sowie die Verbindung mit dem Heere aufrecht zu erhalten: habe ich die Stärke des italienischen Hilfscorps auf dreissigtausend Mann als Minimum veranschlagt.

Doch habe ich dreissigtausend Mann für genügend erachtet, weil die österr. Streitkräfte wegen der gleichzeitigen Operationen von der Moldau und von Serbien her zersplittert sein würden.

Auf Grund dieses Planes bereiteten wir das Land zum Kampfe vor. Auf die gleichzeitige Invasion von drei Seiten würde eine allgemeine Volkserhebung stattgefunden haben, und nicht blos dies, sondern wir haben das Land auch bereits in Corps, Divisionen und Brigaden eingetheilt, in welche schon sechzigtausend Mann actu (freilich ohne Waffen) eingereiht sind, sie mit Offizieren und Anführern versehen und im Sinne des Operationsplanes derart instruirt, dass nach der geographischen Lage des Landes die betreffenden Brigaden u. s. w. sich in der Richtung der drei Invasionsheere concentrirt hätten, um sich mit diesen zu vereinigen, zu rüsten und sofort kampfbereit zu sein. Mittlerweile war auch eine Art Guerillathätigkeit der nördlichen Brigaden angeordnet. Mit einem Worte, das Land war dergestalt vorbereitet, dass ich, vorausgesetzt die von drei Seiten erfolgende Invasion, eine allgemeine Insurrection, nebstdem ein geordnetes Heer von sechzigtausend Mann, das innerhalb sechs Wochen, vom Beginne des Kampfes gerechnet, auf hundertfünfzigtausend Mann angewachsen wäre, und in Folge dessen nach zwei gewonnenen Schlachten den Zerfall des österr. Heeres sowie einen gewissen, dauernden Sieg erhoffen konnte. Ich versprach dies Alles König Victor Emanuel bei meinem Kopfe, bei meiner Ehre.

Dieser zuverlässige Plan ist leider dahin. Sobald ich den Unfall, der unsere Waffensendung betroffen, erfahren, erklärte ich dem Grafen Cavour, dass ich die Basis in der Moldau für ganz verloren, die in Serbien für so gut als verloren betrachte. Zu Beginn des Kampfes können wir auf Siebenbürgen nicht nur nicht zählen, sondern wir müssen uns glücklich schätzen, wenn es sich gegen die mörderischen Angriffe der Rumänen so lange vertheidigen könnte, bis wir nach blutigen Kämpfen Hilfe bringen könnten.

Was ich ahnte, was ich befürchtete, es ist eingetroffen. Heute erhielt ich den Bericht Klapka's aus Jassy vom 23. December, ich sende denselben morgen an Pulszky. Verlangen Sie denselben zur Einsicht. — Es ist entsetzlich! Es handelt sich da nicht um Indiscretionen, um Ungeschicklichkeiten, sondern die einzige Ursache von alledem ist die wüthende, tödtliche Feindschaft Cousa's, der rumänischen Beamten und überhaupt aller Rumänen gegen die un-

garische Nation. — Die Verräther! Liefern sie ja doch die dorthin emigrirenden Ungarn aus oder interniren sie und betrachten Siebenbürgen virtuell als ihr Eigenthum.

Auch Ludvigh hat seinen Schlussbericht eingesendet. Fürst Michael hat ihn nicht einmal empfangen, stand aber eben in eifriger Unterhandlung mit dem österr. Minister, wegen Auslieferung aller jener Ungarn, die serbisches Gebiet betreten würden. Seine Regierung ist ganz in österr. Geiste organisirt. Sie können sich einen Begriff von der dortigen Stimmung machen, wenn ich Ihnen sage, dass Ludwigh es für eine geringere Gefahr erachtete, mit seinem, dem Henker verfallenen Kopfe über Pest und Wien zurückzureisen, als in Belgrad zu bleiben. Er hat mir am 5. Jänner aus Berlin geschrieben.

Mit einem Worte: von dort aus ist Alles aus.

Doch Wehklagen möge einem alten Weibe zustehen; der Mann blickt dem Uebel in's Auge und sucht ihm abzuhelfen.

Jedes schwierige politische wie auch militärische Problem hat nur eine einzige Lösung. Im gegenwärtigen Falle ist Folgendes die Lösung desselben:

Da blos eine Kriegsoperations-Basis von den dreien übrig geblieben ist: die ungarisch-dalmatinische Meeresküste; da man selbst Waffen blos auf diesem Wege den Ungarn zukommen lassen kann und da es Thatsache, tausendmal Thatsache ist, dass Ungarn ohne auswärtige Hilfe sich nicht erhebt: so erscheint für die einzige Invasionsbasis, die von den dreien übrig geblieben, eine Armee nunmehr nicht von dreissigtausend, sondern von wenigstens fünfzigtausend Mann nothwendig.

Wenn man sagt, diess sei unmöglich, so disputire ich darüber nicht weiter: allein ich behaupte, wenn dies unmöglich sei, so ist auch die ungar. Insurrection unmöglich. Lässt man aber die Ungarn ausser Berechnung und zwingt sie dann zum Ausgleich mit Oesterreich, reconstituirt man durch diesen Zwang die Macht Oesterreichs, so frage ich, welche Zukunft verspricht man Italien? — — —

Mein Operationsplan ist im dritten Puncte meiner, an Pulszky gerichteten Instruction vom 14. Dezember detaillirt enthalten. Wollen Sie sich Einsicht in dieselbe verschaffen.

Sie werden derselben entnehmen, was ich von Garibaldi

im gemeinsamen Interesse meines Vaterlandes und Italiens, erbitte und erwarte.

Zur Ausführung des Planes ist er ein durch Nichts und Niemanden zu ersetzender Factor. Nur mit ihm und durch ihn ist die Ausführung des Planes möglich, sonst nicht. Er selbst aber kann diesen allein nicht ausführen; er könnte dies nicht, wenn er selbst eine noch zehnmal grössere Macht repräsentirte, als thatsächlich. Wenn jedoch er und die Regierung sich die Hand zur Durchführung jenes meines Operationsplanes reichen, welcher unter den obwaltenden Umständen das einzige Mittel ist, um Ungarn am Kampfe theilnehmen zu lassen: so ist der Sieg als gewiss zu betrachten, denn ich vermag Italien, als Lohn für diese Hilfe, eine Gegenhilfe gegen den gemeinsamen Feind zu garantiren, welche nach dem, was ich im verflossenen September an Garibaldi schrieb, bedeutender und wichtiger ist, als die Streitkräfte von ganz Italien, selbst wenn dieses einig wäre, was es doch nicht ist.

Unsere Bitte an Garibaldi ist also eine dreifache:

1. Er möge meinen Operationsplan durchsehen und billigen.

2. Wenn er das Letztere im Stande ist, so möge er seine Machtstellung beim Könige und der königl. Regierung dazu benützen, dass jener Plan als der einzig mögliche angenommen und seine Durchführung vorbereitet werde.

3. Er möge sich entscheiden, was er sich unter den Alternativen vorbehält und die Vorkehrungen dazu in Angriff nehmen. Aus dem Obigen ergibt sich leider von selbst, dass Sie, Herr General nicht mehr nach Serbien gehen können.

Verhüte Gott, dass wir in dem Augenblicke, da unsere Aussichten die ermunterndsten waren, nicht gezwungen seien, der zukünftigen Unabhängigkeit unseres Vaterlandes zu entsagen, — auch noch der Hoffnung zu entsagen, im Mutterschosse unserer Heimat den ewigen Schlaf zu schlafen.

So steht die Sache in der That. Wenn im Frühjahr der Krieg nicht ausbricht, oder selbst wenn er ausbricht, aber nicht zugleich auch fünfzigtausend Mann an der Küste Dalmatiens landen, den Ungarn Waffen bringen und Rückhalt bieten: dann söhnt sich Ungarn mit Oesterreich aus und dieses wird mächtiger als es je war.

Das ist eine Thatsache und deshalb ist es überflüssig, dagegen mit Vernunftgründen anzukämpfen. Daran ändert die gesammte Diplomatie der Welt nichts mehr.

Mit freundlichem Gruss Ihr Freund Kossuth.

VI.

Hierauf antwortete ich Folgendes:

Turin, am 10. Jänner 1861. — Mein lieber Freund und Gouverneur! Deinen Brief vom 7. Jänner habe ich erhalten. Die hiesige Situation ist folgende: Cavour wollte Garibaldi in Neapel verderben. Demnach arbeitete Farini dahin, dass sich das Freiwilligencorps ehebaldigst auflöse. Kein Offizier im Rothhemd wurde vorgelassen; der Garibaldihymnus verboten; die piemontesischen Wachen salutirten den Garibaldianern nicht und die Administration wurde ausschliesslich Emigrirten und Bourbonisten anvertraut. Revolutionäre Denkweise oder Garibaldi bewiesene Achtung schloss Jedermann endgiltig von der Regierung aus. Diese Politik kam natürlich zu Falle, und die Schlappe in Norditalien hat dem Einflusse des Grafen gleichfalls geschadet. Darum ist jetzt vom Ausgleich und Frieden mit Garibaldi die Rede; man weiss ja, dass die Stimme des Helden im Frühling leicht eine Revolution hervorbringen kann, wenn es nicht zum Kriege kommt. Jacini's (des Ministers für öffentliche Arbeiten) Bruder ging nach Caprera, — vergebens, denn Garibaldi erklärte, im März wirklich kommen und den Krieg beginnen zu wollen. Nunmehr hat man Türr hingeschickt. Man stellte ihm ein Staatsschiff zur Verfügung, auf dem er heute Morgens von Genua nach Caprera abging. Von seiner Mission sprach es zu mir natürlich keine Sylbe; doch weiss ich, dass dieselbe darin bestand, den Helden zu überreden, dass er im Frühling Nichts unternehme. Gelingt dies nicht, so hat man vor, ihn zu einer Tour nach London zu vermögen, wo man ihn möglichst lange Zeit mit Ovationen hinzuhalten gedenkt. Der Plan ist nicht neu; hat man ja doch mit Dir in Amerika dasselbe gethan, damit Du zur Zeit des coup d'état Europa ferne wärest. Als Vorwand wird man bei Garibaldi gebrauchen, dass die englische Regierung seiner Expedition sehr feindlich gesinnt sei, sowie dass man Lord

Palmerston durch Demonstrationen erschrecken könne, um ihn zu zwingen, an der Adria das Prinzip der Nichtintervention festzuhalten. Die eigentliche Ursache ist dagegen, Zeit zu gewinnen, — nichts Anderes.

Ich hatte Lust, mit Türr nach Caprera zu gehen. Indem ich aber bedachte, dass mein Besuch kein Geheimniss bliebe, dass Türr wahrscheinlich durch diese seine Mission jeden erdenklichen Einfluss bei Garibaldi einbüssen und dass der Held unter solchen Umständen auch mir nicht vertrauen würde, zog ich es vor, meine Begleitung nicht vorzuschlagen. Dazu kommt, dass der darauf bezügliche Punkt der Instruction vom 14. Dezember mit so zahlreichen Klauseln umschrieben erscheint und lediglich auf Grund des 3. Punktes eine Fühlung gestattet, welche von dem Grafen entschieden perhorrescirt wurde. Wer mit Garibaldi gehen will, der muss auf die Hilfe jedes stehenden Heeres verzichten, der muss vorher mit Cavour brechen. Mit Beiden zugleich kann man es nicht halten, denn ihre Wege gehen auseinander.

Der Graf nimmt Deinen Operationsplan nicht an. Er will nicht, dass wir mit Garibaldi in Verbindung treten auf der Basis, dass dieser Etwas unternimmt. Dem Grafen graut nicht vor dem Gedanken, dass Ungarn sich mit Oesterreich aussöhne. Einen neuen Operationsplan proponirt er nicht. Demnach musst Du, meines Ermessens, Dich entscheiden, ob Du Dich selbst zur Unthätigkeit verurtheilen oder aber mit dem Manne Beziehungen anknüpfen willst, der zu handeln wagt, wenn auch seine materielle Kraft gering ist. Ich halte nicht dafür, dass grosse Probleme blos eine einzige Lösung zulassen. Auch in der Theorie wie im Leben lässt sich das nämliche Ziel auf verschiedenen Wegen erreichen. Ist der gesichertere zur Zeit unmöglich, so mag ja wohl auch der minder sichere glücken. Wer wagt, gewinnt!

Die Krankheit Deiner Frau macht mich besorgt; ich hoffe, sie befindet sich schon besser. Du bedarfst jetzt Deiner vollen Thatkraft.

Mit Türr habe ich jüngst über die ungar. Zustände gesprochen. Ich erwähnte, dass sich die Nation auf der Basis von 1848 aussöhnen werde, falls man hier mit dem Kriege zögerte. Der piemontesische Feldmarschall-Lieutenant wurde

hiedurch nicht eben gerührt. Er fand, dass dies kein Unglück sei, da ja Ungarn dann die Macht in Händen hielte und in Wien überwiegenden Einfluss besässe.

Auch mit Artom habe ich in gleichem Sinne gesprochen. „Cette solution serait après tout peut-être assez bonne," lautete die Antwort. „Le parlament hongrois serait assûrément contraire à une guerre pour retenir la Vénétie."

Daraus kannst Du sehen, dass wir sie vergebens schrecken. Man kennt die Lage. Ich hoffe, Du hast auf mein Schreiben vom 8. Januar sofort geantwortet.

Dein treuer Franz Pulszky.

VII.

Inzwischen erhielt ich folgende Instruction:

An den Herrn Vertreter Franz Pulszky in Turin. — London, am 9. Jänner 1861. — Als ich von dem Unfalle, der unsere Waffensendung nach dem Orient betroffen, Kunde erhalten hatte, wies ich Sie, Herr Vertreter an, dem Grafen Cavour mitzutheilen, dass wir meiner Ansicht nach die Donaufürstenthümer als Operationsbasis nicht mehr betrachten können.

Der Graf war der Meinung, ich sehe die Folgen des Unfalles in zu trübem Lichte. Ich wünschte nichts mehr, als dass ich mich getäuscht hätte und der Graf Recht behielte.

Zu meinem Leidwesen haben die hier beigelegten Berichte unseres Agenten in der Moldau, des Herrn General Klapka und unseres Belgrader Vertreters meine traurigen Erwartungen noch übertroffen. Ich sage übertroffen, denn ich hatte blos die moldau-walachische Basis für verloren betrachtet, und sieh'! nun ist auch die serbische dahin. Ich war der Meinung, die Fürsten Cousa und Michael würden es wagen, uns Vorbereitungen auf ihren Gebieten zu gestatten und nun haben sich beide als Verbündete Oesterreichs und ersterer sogar als wüthender Feind der Ungarn entpuppt.

General Klapka spendet uns den traurigen Trost, dass die Verantwortung für die Entdeckung des Waffentransportes weder ihn noch unseren Agenten, sondern die Genueser Absender treffe, aber ich möchte selbst diesen keine Vorwürfe

machen. Die eigentliche Ursache ist die Böswilligkeit der Rumänen; im vergangenen Jahre heuchelten sie uns gegenüber Wohlwollen, da sie sich vor Napoleon mehr fürchteten, als sie von Oesterreich erwarteten; jetzt aber, wo die Pression von Paris aus aufgehört hat und wo sie sich vor Oesterreich mehr fürchten, als sie von Italien erwarten, jetzt lassen sie ihrem dummen Hasse gegen uns freien Lauf, und ihre Gier, Siebenbürgen zu ergattern, ist um so leidenschaftlicher, je mehr sie in das Reich der Chimären gehört.

Genug an dem, es ist eine, jede Discussion ausschliessende Thatsache, dass wir von jener Seite her nichts mehr für uns zu erwarten haben.

Die Situation bezüglich Ungarns ist folgende: Ungarn befindet sich nicht in einem derartigen Zustande der Aufregung, dass man Alles in der Schwebe halten könnte, bis ein Zufall die günstige Gelegenheit zu einem Ausbruche böte. Die Verhältnisse drängen zu einer baldigen Entscheidung. Und sie wird fallen, diese Entscheidung. Spätestens im März, wenn nicht früher, wird der Krönungs-Landtag zusammentreten. Die Nation ist allein und ohne Waffen nicht im Stande, diesem Ereigniss zuvorzukommen. Es wäre Selbstmord, wenn sie es versuchte. Mein Gewissen gestattet mir nicht, ihr einen solchen anzurathen; und wenn ich schlecht genug wäre (ich bin es nicht), ihr das zu rathen, so würde sie meinen Rath nicht befolgen.

Der Landtag, dessen Einberufung für März oder April zu erwarten steht, bietet der Nation Aussicht, dass man nicht zu der Unabhängigkeit, sondern zu den constitutionellen Formen zurückkehren werde.

Wenn ich der Nation sagen kann: dann und dann wird Oesterreich angegriffen werden, und sobald der Krieg ausbricht, erscheint ein italienisches Hilfsheer von 50.000 Mann an der Drau, welches Euch 100.000 Waffen mitbringt, so wird sich die Nation, welche Oesterreich ohnehin nicht traut, bei der Aussicht constitutioneller Formen keineswegs beruhigen, sondern für die diplomatische Verhandlung, welche der Krönung vorausgeht, Bedingungen stellen, welche dann wieder Oesterreich anzunehmen sich sträubt, und so geht alsbald das Ganze vor der Krönung in die Brüche.

Indess, wenn ich der Nation hiefür keine Garantien zu bieten vermag, — dann söhnt sie sich zwar nicht aus, doch ist zu befürchten, dass sie dann mit Oesterreich, bezüglich der Krönungsbedingungen, unterhandeln, und die Krönung vornehmen werde. Denn die öffentliche Meinung im Lande ist, dass man ohne Hilfe nicht insurgiren könne und dass es, wenn die zuverlässige Aussicht auf Unterstützung fehle, räthlicher sei, die Gelegenheit zu ergreifen, welche sich für das innere constitutionelle Leben darbietet, als sich neuerdings das Joch des deutschen Systems aufzuladen.

Wenn die Nation nicht genügende Garantie für einen baldigen Krieg und für Hilfe von Aussen erhält, so kommt es zur Krönung, und wenn dies einmal stattgefunden, dann ist auf Ungarn in Dingen der Revolution nicht mehr zu zählen; wenigstens für so lange nicht, als nicht ausserordentliche europäische Conjuncturen in Verbindung mit neuem Wortbruch von österr. Seite den revolutionären Geist von Neuem beleben.

Uns Illusionen hinzugeben, die, so sehr sie auch unseren Wünschen entsprechen würden, mit der Wirklichkeit im Gegensatze stehen: das wäre in Bezug auf uns blöde Selbsttäuschung und in Bezug auf die Nation sündhafter Leichtsinn.

Die italienische Regierung mit Luftschlössern zu ködern, würde sowohl der Ehre, als auch der Pflicht der Dankbarkeit widersprechen, welch Letztere man für guten Willen schuldet. Wir sind der italienischen Regierung gegenüber zu reiner Wahrheit verbunden. Und als reine Wahrheit erkläre ich: ohne einem baldigen Krieg und jener Hilfe, ohne jenem Kriegsoperationsplan, welchen ich Ihnen, Herr Vertreter, in meiner Instruction vom 14. Dezember angedeutet habe, vermag die italienische Regierung nicht ferner auf Ungarn zählen. Die Nothwendigkeit jenes meines Kriegsoperationsplanes erscheint unwiderleglich durch den Verlust der moldauischen und serbischen Basis, durch die Waffenlosigkeit unserer Nation, durch die fatale geographische Lage unseres Landes und in Folge dessen durch das traurige Gebot bewiesen, dass man unserer Nation selbst Waffen nur von der dalmatinischen Küste aus, auf der langen Strasse bis zur Drau, also erst nach siegreichen Schlachten, in die Hände geben könne. Zu meiner Beruhigung,

dass selbst General Klapka, sonst in Folge der Enttänschungen im Osten und seines militärischen Geistes vielleicht sanguinischeren Ansichten zugänglich, in seinem Schreiben vom 23. Dezember mit Entschiedenheit erklärte, vor dem Einlangen eines Hilfsheeres an der Drau an eine Insurrection nur zu denken, wäre Verbrechen."

Ja wirklich ein Verbrechen, ein Frevel gegen das Vaterland. Wir werden diesen Frevel nicht begehen, und wenn es Jemand versuchen sollte, so würde er vergebens freveln: die Nation würde ihm nicht folgen, sondern nur der herbe Fluch der Wenigen, die da nutzlos aufgeopfert würden.

Graf Cavour, der Ministerpräsident, hat diesen meinen, durch die geänderten Umstände gebotenen Plan für unmöglich erklären lassen.

Eine Controverse würde mir nicht ziemen und wohl auch vergebens sein; als Entgegnung hierauf gebietet mir die Dankesempfindung für Cavour, sowie die Verpflichtung der Treue gegen mein Vaterland, meinerseits zu erklären: wenn die Durchführung meines Vorschlages unmöglich, ist auch Ungarns Erhebung unmöglich.

Derart ist die Lage, dies der Entschluss meiner Nation, deren bekümmerter, aber getreuer Dolmetsch ich bin.

Ich ersuche Sie, Herr Vertreter, dies dem Ministerpräsidenten zugleich mit den beigeschlossenen Briefauszügen schriftlich mitzutheilen und ihn im Namen unserer heroischen Nation, die mit Italien durch so viele Interessen und Sympathien verknüpft ist, zu bitten, er möge das Folgende in weise Erwägung ziehen. Gebe der Himmel, dass sein Entschluss ebenso für die italienische wie für die ungarische Nation segensreich sei.

Mitte Januar erwarte ich den Emissär aus der Heimath. Die Botschaft, die er dann heimbringen wird, muss entscheidend sein. Auf Grundlage der oben geschilderten Situation wird Se. Excellenz wohl einsehen, dass es bei der jetzigen Lage Ungarns unmöglich ist, zu warten, wie er uns als Antwort auf meine Note vom 14. Dezember gerathen. Kehrt der von mir erwartete Emissär ohne befriedigende oder auch ohne Antwort zurück — dann wird sein Erscheinen jedenfalls daheim für die Wendung der Dinge entscheidend sein.

Da wir an diesem Scheidewege stehen, ist der Umstand, dass unsere geringen Operationsmittel schon längst zur Neige sind, von nur untergeordneter Wichtigkeit. Sie werden dies dennoch mit dem Beifügen erwähnen, die Rückkehr des Dezemberemissärs, welche erfolgte, ohne dass er die mit Ende Dezember zur Erhaltung der Organisation erforderliche Subvention nach Hause hätte mitnehmen können, habe dort sehr verstimmend gewirkt.

Was die Beziehungen der italienischen Regierung zu den Westmächten anbelangt, die, wie ich aus Ihrem Berichte vom 22. Dezember ersehe, das Turiner Cabinet in einem uns sehr ungünstigen Sinne beeinflussen, — erlaube ich mir folgende Bemerkungen:

Meiner Ansicht nach misst man den Protesten und Drohungen der englischen Regierung in Turin viel mehr Wichtigkeit bei, als eine genaue Kenntniss der Situation Englands rechtfertigen könnte. Es ist zwar nicht zu läugnen, dass Dynastie und Regierung, sei die letztere nun whigistisch oder torystisch, in Folge einer traditionellen Politik an dem veralteten Gedanken festhalten, England bedürfe eines starken Oesterreichs, und daher überrascht es mich nicht, dass man, soweit dies mit Worten und leeren Drohungen möglich, Oesterreichs Integrität zu schützen sucht; aber andererseits behaupte ich, dass es kein englischer Minister wagen würde, im Interesse Oesterreichs bei Gelegenheit eines Krieges, wie er noch vor Kurzem beabsichtigt wurde, auch nur eine einzige Kanone abfeuern zu lassen. Gewisse Dinge sind in England einfach unmöglich. Und unter diesen unmöglichen Dingen ist das unmöglichste, dass England gegen die Freiheit Italiens und Ungarns als Parteigänger Oesterreichs zu den Waffen greife. Etwas Anderes wäre es, wenn Frankreich oder Russland beabsichtigten, österreichisches Territorium an sich zu reissen. Ich, der England so genau kennt, kann nur staunen darüber, dass man den impotenten Drohungen des englischen Cabinets in Sachen Ungarns und Venedigs auch nur die geringste Wichtigkeit beimisst. In Bezug auf den Franzosenkaiser constatire ich die unumstössliche Wahrheit, dass Oesterreichs Macht neuerdings ausserordentlich gekräftigt würde, wenn Ungarn

durch die Verweigerung der zum Aufstand nöthigen Mittel zum Ausgleich gezwungen wird. Das englische Cabinet wünscht dies und gibt auch die Motive rückhaltslos kund: es wünscht Oesterreich stark zu sehen, um ein Gegengewicht gegen Russland und Frankreich zu haben. Daraus folgt nun, dass der französische Kaiser, wenn er diese auf ihn gemünzte Kräftigung Oesterreichs unterstützt, eine selbstmörderische Politik befolgt. Dass er dies mit Bewusstsein thue, halte ich für unmöglich; wenn er nun aber dem Turiner Cabinet dennoch Schwierigkeiten macht, um den Krieg gegen Oesterreich zu verzögern, kann ich mir das nur so erklären, dass er die Folgen dieser Verzögerung, den Ausgleich Ungarns mit Oesterreich nicht ahnt; ich gebe mich der Hoffnung hin, dass Cavour die Entschliessungen Napoleons in unserem Sinne beeinflussen könnte, wenn er ihn auf die imminente Gefahr des Verlustes Ungarns aufmerksam machte. Ich brauche es nicht erst hervorzuheben, dass ich nicht versäumt habe, in dieser Beziehung Alles zu thun, was ich in meiner bescheidenen Stellung zu thun im Stande war.

Haben Sie die Freundlichkeit, dem Herrn Ministerpräsidenten mitzutheilen, dass ich die Wiedererwerbung und den Rücktransport der in Rumänien ausgeladenen Waffen für räthlich halte, denn es sei meine Ueberzeugung, dass dort zurückbleibende Waffen zu mörderischen Angriffen gegen uns, wie im Jahre 1848, benützt werden würden.

Als noch unsere September-Vereinbarungen zu so vielen Hoffnungen berechtigten, that ich Schritte, um die kroatischen Grenzregimenter zu gewinnen. Jetzt verständigt man mich, wie dies gelungen und ein kroatischer Hauptmann auf dem Wege sei, die Angelegenheit mit mir persönlich zu ordnen. Weil derselbe nun hofft, ich würde ihn mit den pecuniären Mitteln versehen, welche zur Erfüllung der bei den Grenzregimentern — einzelnen, einflussreichen Individuen gegenüber — gemachten Versprechungen nothwendig erscheinen: so ist die Sache von solcher Wichtigkeit, dass, wenn mein Operationsplan Aussicht auf Annahme hätte und der nothwendige Geldfond in meinem Besitze wäre, ich keine Opfer zu gross finden würde. Wie aber die Dinge jetzt liegen, fürchte ich,

die Ankunft des kroatischen Hauptmannes werde noch compromittirender sein, ja verhängnissvoller, als selbst die des ungar. Emissärs vom Dezember. Der Kroate hofft, mit etwa 200.000 Francs zurückgehen zu können, und ich werde gezwungen sein, ihn mit leeren Händen zu entlassen. Er erwartet, Nachrichten betreffs der italienischen Hilfsexpedition nach Hause mitnehmen zu können, und ich fürchte, ihm sagen zu müssen, dass gar keine Expedition stattfinden werde.

Dies hängt indessen von dem Entschlusse des Herrn Ministerpräsidenten ab. Ich erwarte ihn mit bangen Gefühlen. Lautet derselbe ungünstig, so bleibt mir wohl kaum etwas Anderes übrig, als den König von Italien zu bitten, er möge dem armen ungar. Emigranten eine Zufluchtsstätte für die kurze, ihm noch beschiedene Lebensspanne gewären. Denn kann sich schon mein Staub mit dem Staube meines Vaterlandes nicht mischen, so wünschte ich doch auf Italiens Boden mein Haupt zur ewigen Ruhe zu betten.

Empfangen Sie, Herr Vertreter, meinen Gruss und die erneuerte Versicherung meines Vertrauens.

Kossuth m. p.

Bruch mit Kossuth.

I.

Endlich traf die lang erwartete Antwort ein; ein kurzer, in frostigem Tone abgefasster Brief, der in dem Worte: „Wie's beliebt!“ culminirte. Das schmerzte mich tief; ich antwortete Folgendes:

Turin, am 17. Januar 1861. — Mein Freund! Dein Schreiben vom 12. Januar hat mich überrascht. Es ist unmöglich, dass man eine fünfundzwanzigjährige Bekanntschaft, eine dreizehnjährige Freundschaft, für die mein Vorgehen seit der Krisis der Handelsgesellschaft bis zum jetzigen Augenblicke stets Zeugniss abgelegt hat, mit einer Drohung, mit einer kalten Höflichkeitsformel abbreche. Es darf, es kann nicht sein! — — — — — — — — — — — — — — —

Unsere politischen Ansichten können verschieden sein und sind es auch gegenwärtig; aber eine politische Meinungsdifferenz, wenn es sich dabei blos um die Mittel, nicht um den Zweck handelt — bezüglich des letzteren besteht keine Differenz zwischen uns — ist sicherlich kein genügender Grund, das freundschaftliche Band, das bisher uns und unsere Familien eng umschlungen, zu zerreissen. Ich fühlte mich seit drei Monaten wiederholt auf das tiefste verletzt; ich habe mich öfters mit Klagen an Dich gewendet, aber auch nicht ein Wort des Trostes von Dir vernommen; trotzdem biete ich Dir nochmals die Hand und bitte Dich, mir zu vergeben, wenn ich Dich unabsichtlich beleidigt habe. Ob Du sie nun ergreifst oder zurückstossest, ich werde nie vergessen, wie viel Dir jeder Patriot verdankt. Mit patriotischem Grusse Pulszky.

II.

Kossuth antwortete hierauf ausführlicher; es ist der letzte Brief, den ich von ihm erhalten:

London, am 23. Januar 1861. — Mein Freund! Indem ich daran gehe, Deinen Brief vom 17. Januar zu beantworten, gebe ich mich der Hoffnung hin, der Gedanke an unsere frühere Freundschaft und die Ueberzeugung, dass Worte an Thatsachen nichts zu ändern vermögen, werden genügende Gewalt über mich haben, dass ich den Brief ruhig, sine ira et studio abfasse und zu Ende bringe.

Vor allem muss ich in Kürze meines Programmes in Bezug auf unsere italienischen Verbindungen erwähnen, obgleich es Dir in Folge Deiner Mission genau bekannt ist.

Ich gebe nimmer zu, dass man unser Vaterland zu einer Diversion für italienische Interessen benütze; ich fordere vielmehr, dass die endgiltige Zertrümmerung Oesterreichs und die Unabhängigkeit Italiens und Ungarns als gemeinsame und coordinirte Zwecke betrachtet und die strategischen Pläne demgemäss entworfen werden.

Um diesen Zweck zu erreichen, ist Garibaldi's Theilnahme, meiner Ansicht nach, nicht nur wünschenswerth, sondern geradezu unumgänglich nothwendig; aber ich halte ihn allein, ohne die Unterstützung V. E.'s und der italienischen Regierung sowohl in Bezug auf Italien als auch auf Ungarn für zu schwach, besonders wegen Frankreichs und Englands; — die Haltung dieser beiden würde mir hingegen keinerlei Sorge bereiten, wenn die italienische Regierung im offenen Kriege unter ihrer völkerrechtlich anerkannten Flagge eine Expedition nach Dalmatien unternähme; während ich nur zu sehr befürchte, dass jene beiden eine von Garibaldi auf eigene Faust in nichtitalienisches Gebiet unternommene Expedition verhindern würden.

Deshalb hielt und halte ich es nicht für unsere Aufgabe, mit der Regierung gegen Garibaldi oder mit Garibaldi gegen die Regierung zu complotiren, sondern ich meine, unsere Aufgabe sei, eine Combination zwischen der Regierung, Garibaldi und uns zu Stande zu bringen und durchzusetzen, dass die Tuilerien dieselbe anerkennen oder zum mindesten dulden.

Diese Combination könnte je nach den Umständen auf verschiedene Weise durchgeführt werden. Die eine Art wäre, dass die Regierung, die andere, dass Garibaldi den Krieg be-

ginne. Dies wäre eben Gegenstand der Discussion und der Unterhandlung; das aber ist wesentlich, dass das Unternehmen ein gemeinschaftliches sei.

Dahin war mein Streben immer gerichtet und dahin wird es auch fernerhin gerichtet sein. Als ungar. Patriot halte ich es für meine heiligste Pflicht, ein gutes Verhältniss mit der italienischen Regierung anzustreben, sei sie nun durch Cavour oder sonst jemand vertreten; und ich erkläre mit aller Bestimmtheit, dass ich es für ein privates und öffentliches Vergehen, für ein Vergehen gegen Dankespflicht und Ehre und gegen die Interessen des Vaterlandes halte, wenn ein Ungar mit wem immer in Italien complottirt oder conspirirt.

So viel aus meinem Programm; und nun komme ich zu Deinem Briefe. — Du schreibst in demselben am 17. Januar: „mein Schreiben vom 12. Januar hätte Dich überrascht.“ — Sonderbar! Du theilst mir in Deinem Briefe vom 8. Januar nicht eine Meinung mit, sondern stellst mich einer Thatsache gegenüber; Du machst mir zu wissen, es sei Dein Entschluss mich zu verlassen und Dich einem anderen anzuschliessen; ich musste all' die zarten Erinnerungen an unsere alte Freundschaft zusammenfassen, um das von Dir angegebene Motiv nicht als Insulte zu betrachten; Du sagst nämlich: „ich wolle nicht handeln, sondern blos am Handeln hindern.“ (Ich bin ein bescheidener Mann und ohne Ambition; aber weder Du, noch irgend ein lebendes Wesen dieser Welt hat das Recht, mit erhobenem Haupte *mir* derartiges zu sagen!) Du schreibst, „Du wollest Deine Individualität von nun an, wo das Directorium in Folge des Abfalles L. T.'s zu bestehen aufgehört habe, nicht in den Hintergrund treten lassen,“ — ferner, dass Du auf Deine bisherige Stellung verzichtest, wenn ich mit Cavour (d. h. mit der Regierung) nicht breche, d. h. wenn ich nicht handeln, sondern blos am Handeln hindern wolle, weil Du an der Seite Desjenigen stehen werdest, der handelt, — nicht Desjenigen, der vom Handeln zurückhält.

Dies schreibst Du und forderst sehr kategorisch als Bedingung des Zusammengehens mit mir, dass ich mit Cavour breche; dies wäre meiner Ansicht nach, wie schon oben er-

klärt, ein Vergehen. Ferner erklärst Du, Du wollest, wenn ich jene Bedingung nicht erfülle, mich verlassen und Dich einem Anderen anschliessen. Ich gestehe, dieser .... (wie nenne ich es doch? umsonst, es gibt nur ein Wort dafür) dieser Abfall hat mir grossen Schmerz bereitet, um so grösseren, weil er dem Abfalle Teleki's so rasch folgte — aber ich bin es gewöhnt, Schicksalsschläge zu erdulden und daher beantwortete ich Deine Erklärung ganz ohne Leidenschaftlichkeit mit dem Worte: „Wie's beliebt!"

Du sagst, meine Antwort habe Dich überrascht, Du habest eine solche nicht erwartet! — Sonderbar! Was für eine Antwort hast Du denn erwartet? — — — — — — —

Erinnere Dich doch jener beleidigenden Ausdrücke über „handeln und hindern". Erinnere Dich dessen, dass Du behauptest, „ich sei ein entschiedener Gegner der zweifelhaften und verzweifelten (so nennst Du sie) Expedition Garibaldi's nach Dalmatien." — — Zum Teufel auch! Ich bin nicht dagegen. Dagegen aber bin ich und werde ich immer sein, dass irgend jemand, ob er nun Garibaldi, Cavour, V. E., Napoleon oder meinetwegen Gross-Mogul heisse oder sei, mein Vaterland zum Zwecke einer Diversion missbrauche; mein Vaterland muss der Zweck sein, es soll nicht dazu dienen, um Anderen die Kastanien aus dem Feuer zu holen; — wenn aber Garibaldi oder sonst wer an der Küste Dalmatiens landen wollte, so werde ich nicht dagegen sein, weil ich es nicht verhindern könnte: Dies zu hindern lag so wenig in meiner Absicht, dass ich mich in meiner Instruction vom 14. Dezember und in meinen zwei Briefen an Türr sogar darnach erkundigt und einen Plan formulirt habe. Wenn wer immer eine Expedition unternähme, aus der ich mir keinen Nutzen für unser Vaterland verspreche, so würde ich die Nation darüber rechtzeitig aufklären, dass ich mit dieser Expedition nicht einverstanden sei, sie möge dann entscheiden, ob sie sich derselben anschliessen solle oder nicht.

Du schreibst ferner, Du habest Dich seit drei Monaten wiederholt auf das tiefste verletzt gefühlt; Du habest Dich öfters mit Klagen an mich gewendet, aber auch nicht ein Wort des Trostes von mir vernommen.

Das ist mir, offen gestanden, ganz neu; ich pflege genau zu lesen, was man mir schreibt und weiss auch sehr gut, was ich schreibe; ausserdem liegen Deine sämmtlichen Briefe und die Copien der meisten, die ich an Dich geschrieben, vor mir; auf Grundlage alles dessen kann ich kühn behaupten, dass Du Deine Anklage, auch wenn Du tausend Jahre lebtest, nicht als begründet wirst erweisen können.

Einmal, als ich Dir schrieb, Du mögest keine Sorge haben, ich würde Dich mit der Canalangelegenheit nicht belästigen, — da erwiedertest Du in der That in klagendem Ton, das sei Dir sehr lieb, denn Du liessest Dich nicht gerne tadeln (eine Anspielung auf die Crosskey'sche Eisenbahnangelegenheit), wo Du Dank und Anerkennung erwartet habest.

Wir beide waren in dieser Angelegenheit Geschäfts-Unternehmer. Du arbeitetest und legtest dort Geld aus, ich that dasselbe hier; wir hatten beide Unannehmlichkeiten — ich wahrscheinlich etwas mehr, wie Du; es wäre unnütz, darüber zu streiten, wer von uns beiden mehr Grund hatte, ich will nicht sagen, zu klagen, sondern zu fluchen. Als ich Deine Aeusserung „Tadel statt Anerkennung" las, forschte ich darnach, wovon denn eigentlich die Rede sei, und was fand ich? Folgendes: Du schriebst: „auch in politischer Beziehung ist es mit uns aus; wir sind vernichtet" u. s. w. Ich antwortete: „Um Gottes Willen, lieber Freund, lass das Lamentiren; wir sind nicht todt, nicht vernichtet; die Sache hat mit der Politik nicht das Geringste zu thun (nicht einmal auf industrielle Kreise hat sie Einfluss geübt, als Beweis dienen Frapolli, Toffoli u. s. w.); Du hast gethan, was Du thun konntest und das ist für das Gewissen eines ehrlichen Menschen genug; die Sache ist nicht gelungen, Du kannst aber nichts dafür; deshalb werden wir nicht mit dem Kopf gegen die Wand rennen; lamentire also deshalb nicht.

Das ist's, was Du Tadel nennst (ich würde es offene, freundschaftliche Anerkennung genannt haben); aber ausser diesen (grundlosen) Klagen, habe ich in Deinem Brief sonst Nichts gefunden, was einer Klage ähnlich sähe; das aber weiss ich, dass der Ton meiner Briefe seit drei Monaten genau derselbe ist, der er vordem war.

Ich bedauere es daher lebhaft, dass Du in Deinem Briefe vom 12. Januar in vorwurfsvollem Tone sagst, „Du habest Dich seit drei Monaten auf das tiefste verletzt gefühlt." Ich bedauere es, erstens, weil ich dazu keinen Anlass geboten; zweitens, weil nicht dies die Aenderung in unseren Beziehungen verursacht hat, sondern jener Umstand, dass Du es für gut fandest, mir die politische Freundschaft aufzukündigen, weil ich mit Cavour nicht brechen will; — nicht deshalb also, weil „Du Dich auf das tiefste verletzt fühlst", sondern weil Du die Entdeckung gemacht hast, „dass ich blos hindern und nicht handeln wolle, weshalb Du denn auch von nun an an der Seite Desjenigen stehen werdest, der handelt, und nicht mehr an meiner Seite, da ich vom Handeln zurückhalte."

Um das allein handelt es sich. Alles Uebrige sind leere Worte, dies aber ist eine Thatsache.

Ich habe blos von einer Aufkündigung der politischen Freundschaft gesprochen, denn obgleich ich mich durch diesen von mir nicht veranlassten und inopportunen politischen Abfall mit Recht auf das tiefste verletzt fühle, ist es mir selbst im ersten Augenblick der Ueberraschung nicht in den Sinn gekommen, diesen Zwist in das Gebiet unserer persönlichen Freundschaft hinüberzuspielen. Als Beweis dafür dient, dass ich Herrn Benzi Deine Abdankung mit folgenden Worten zu wissen machte: „Quoique mes relations privées avec Mr. Pulszky resteront toujours les plus amicales, j'ai cru devoir consentir à ce qu'il cesse de se charger de la réprésentation de nos intérêts politiques auprés de Mr. le Comte de Cavour." Unter Wahrung unseres persönlichen Verhältnisses schrieb ich auch an Cavour. — Ich schätze das Andenken an unsere alte Freundschaft sehr hoch und fühle meine Familie durch Liebe — und in Bezug auf meine Tochter — durch Dankbarkeit mit der Deinigen innig verbunden. So sehr auch unsere Wege in Zukunft in politischen Dingen auseinandergehen mögen, diese Gefühle werden in meinem Herzen unverändert dieselben bleiben. — Doch wozu geben wir uns Illusionen hin, da es nicht eine Meinungsverschiedenheit, sondern ein entschiedener Abfall Deinerseits ist, der unsere Wege trennt; so sehr ich es auch

wünsche, wage ich es doch nicht zu hoffen, dass keinerlei Wolken den Himmel unserer bisher bestandenen geschwisterlichen Familiarität verdüstern werden, denn — das Herz lässt sich nicht entzwei spalten. Ich mache aus meiner Kleinlichkeit kein Hehl: es bedrückt mein Gemüth, dass ich gezwungen bin, Deine Gastfreundschaft gegenüber meiner Tochter noch einige Wochen hindurch in Anspruch zu nehmen. Ich schäme mich fast, dies auszusprechen, aber es ist so.

Gott segne Dich. Dein Freund Kossuth.

III.

Ich antwortete hierauf folgendermassen:

Turin, am 28. Januar 1861. — Mein Freund und Gouverneur! — Auf dem Verkehr durch Briefe lastet der Fluch, dass man seine Gedanken nur in ihren Hauptpunkten wiedergeben und Missverständnissen, die das Vertrauen zerstören, nicht rechtzeitig vorbeugen kann.

Der leitende Gedanke meines Briefes vom 8. Jan. war:

Du hast in Deinem Briefe öfters erwähnt, dass es nur einen einzigen Weg gebe, um Ungarns Angelegenheiten einer glücklichen Lösung entgegenzuführen und dies sei Dein Operationsplan; wenn derselbe undurchführbar sei, dann sei auch Ungarns Insurgirung unmöglich — entweder müsse man Deinen Plan annehmen oder es sei Alles verloren.

Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschliessen und sehe darin, dass der Graf Deinen Operationsplan ganz entschieden verworfen, und dass dessen Annahme unter den jetzigen Umständen unmöglich ist, noch keinen genügenden Grund, um der Hoffnung auf die Befreiung des Vaterlandes zu entsagen. Ebendeshalb wies ich auf die andere Alternative — auf Garibaldi — hin.

Garibaldi und Cavour stehen einander schroff gegenüber, zwar nicht in Bezug auf das Ziel, wohl aber in Bezug auf die Mittel; der Gegensatz zwischen ihnen ist so gross, dass ein Zusammengehen der Beiden, besonders wenn noch des Kaisers Nachsicht nöthig, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Dies ist eine Thatsache, welche Du nicht in Abrede wirst stellen

können, sobald Du hier mit diesen beiden grossen Männern conferirt haben wirst.

Aber Garibaldi complottirt trotzdem gegen die Regierung nicht, sondern er bereitet sich zur Ausführung seiner Pläne vor, ohne sich darum zu kümmern, ob sie der jetzigen Regierung V. E.'s gefallen oder nicht. Es ist möglich, dass er sein neuerliches Auftreten bis zu einem gewissen Termine und bis zum Eintritt gewisser Eventualitäten verschiebt, aber handeln will und wird er.

Darf man denn das Schicksal unseres Vaterlandes auf eine einzige Karte setzen? Dürfen wir die Augen schliessen und das ausser Acht lassen, was andere — die den Willen und die Mittel dazu haben — in Bezug auf unser Vaterland planen. Dürfen wir ihre Pläne, ohne sie zu kennen, verwerfen?

Cavour hat uns seinerzeit Versprechungen gemacht und uns zum Theil mit Mitteln zur Ausführung unserer Pläne versehen; aber dadurch hat er die ungarische Politik mit der italienischen nicht so unlösbar verknüpft, dass er auf Alles verzichten müsste, weil er sein Versprechen nicht halten kann oder will. Unter diesen Umständen halte ich es für unsere Pflicht, auch die Pläne Garibaldi's kennen zu lernen; durch die Vermittlung Cavour's werden wir dieselben nie kennen lernen, denn unter Cavour's Auspicien ist sogar eine Annäherung an Garibaldi unmöglich.

Du willst jetzt mit Cavour nicht brechen (obgleich Du am 14. Dezember schriebst: „ich hätte gute Lust zu sagen: „adieu la compagnie"). Ich zolle Deinen Motiven volle Achtung, kann aber Deine Ueberzeugung, wie oft Du sie auch aussprichst: „entweder so oder es ist Alles aus", nicht theilen. Es gibt noch einen andern Weg, der vielleicht gefährlicher, aber nicht minder erfolgverheissend ist und Du wirst ihn betreten, denn ich kenne Dich als einen Mann der That, für den das Wohl des Vaterlandes in allen Dingen entscheidend ist.

Du fühlst Dich dadurch beleidigt, dass ich Dir schrieb: „Wenn Du Dich zum Handeln entschliessest, werde ich es für ein Glück betrachten, Dich auch fernerhin vertreten zu können, — **wenn** Du Dich aber dazu entschliessest, nicht zu handeln, sondern vom Handeln zurückzuhalten: **dann** verzichte ich

im Voraus auf meine bisherige Stellung"; diesen meinen Entschluss motivirte ich damit, dass ich mich jenen anschliesse, die handeln, nicht jenen, die am Handeln hindern. Deine Antwort auf diese in bedingender Form gegebene Erklärung war die Annahme meiner Abdankung. Daraus musste ich logischer Weise folgern, dass Du wirklich nicht handeln wolltest. In Deinem Briefe vom 23. Januar bestimmst Du das von Dir oft gebrauchte Wort „hindern" des Näheren und fügst hinzu, „es komme Dir nicht in den Sinn, etwas dagegen zu haben, wenn Garibaldi oder sonst irgendwer an der Küste Dalmatiens landen wolle." — Diese Aufklärung versetzt mich zu meiner grössten Freude in die angenehme Lage, Dich wegen des Missverständnisses um Vergebung zu bitten; Deine Worte beweisen mir, dass wir einander verstehen können, wenn wir es nur wollen. Ob aber irgend eine Expedition unserer Nation Glück oder Unglück bringen könnte, ob Du sie billigen oder verwerfen müsstest, darüber kannst Du doch erst dann urtheilen, wenn Du den Plan und die Mittel kennst. Die Beziehungen, in denen Du gegenwärtig zu der Turiner Regierung stehst, machen einen vertraulichen Verkehr Deinerseits mit Garibaldi unmöglich. Als dem Vertreter des Directoriums wäre es auch mir unmöglich, mit Garibaldi Fühlung zu gewinnen; jetzt aber da ich jene Stelle nicht mehr bekleide, will und werde ich es als Patriot thun, um Dir und dem Vaterlande einen Dienst zu leisten.

Wenn seinerzeit der Augenblick der Entscheidung herannaht und die Pläne ihre Früchte tragen sollen, dann wird es nothwendig sein, dass Du sie kennest, damit Du Dir ein Urtheil bilden könnest. Ebendeshalb werde ich, obgleich ich Dein Vertreter nicht mehr bin, meine Correspondenz fortsetzen und Dir über Alles Bericht erstatten, was für Dich von Bedeutung sein könnte. An Abfall und Kündigung der politischen Freundschaft habe ich nie gedacht; aber dass ich mich seit drei Monaten im Innersten verletzt gefühlt habe, kann ich nicht verschweigen; — übrigens ist dies Sache des Gefühles. Es ist ja möglich, dass ich mehr Aufmerksamkeit erwartet habe, als ich verdiente, dass ich in der Werthschätzung Deiner Freundschaft, einem eifersüchtigen Liebenden gleich, jedem Tadel,

jedem Ausbruch über Laune eine grössere Bedeutung beilegte, als sie eigentlich hatten; es ist möglich, dass ich meine Dienstleistungen überschätzt habe (denn jene Eisenbahnangelegenheit habe ich niemals als blosse Geschäftssache betrachtet, meines eigenen Nutzens wegen würde ich niemals so viel geduldet, so viel gearbeitet haben), dass ferner mein Verlangen, auch über die Londoner Schluss-Scene, über die Katastrophe des Dramas Bericht zu erhalten, unbillig war, — das Alles ist ja möglich, aber Thatsache ist, dass ich mich gekränkt fühlte. Doch das ist nun vorüber, ich will nicht weiter daran denken; um so dankbarer bin ich Dir für Deine Versicherung, dass Du das Andenken an unsere alte Freundschaft hochschätzest; der Gedanke, dass Deine Tochter noch eine Weile unser Gast bleibt, möge Dich daher nicht im entferntesten quälen; sie ist ein liebes, gutes Mädchen, das jetzt fast vollständig genesen, uns alle mit ihrer guten Laune aufheitert. Damals, als ihr Zustand ein derartiger war, dass drei Aerzte übereinstimmend grosse Besorgniss hegten, damals drückte uns die Verantwortung, die wir übernommen, jetzt aber, wo sich ihr Befinden stetig bessert, bereitet uns ihre Gegenwart blos Freude, und durchaus keine Sorge, Du hast daher auch keinen Anlass, Dich in dieser Beziehung peinlich berührt zu fühlen.

Du schreibst zwar, Du wagest nicht — so sehr Du es auch wünschest — zu hoffen, dass keinerlei Wolken den Himmel unserer bisher bestandenen geschwisterlichen Familiarität verdüstern werden; ich jedoch bin auch jetzt noch der Ueberzeugung, dass unsere Wege, die gegenwärtig in Sachen der Politik auseinandergehen, bald wieder zusammentreffen werden.

Gott mit Dir! Dein Freund Pulszky.

IV.

Klapka kam aus dem Orient. Unsere Ansichten divergirten nicht; wir beschlossen, dass ich Garibaldi auf Caprera besuchen solle, um seine Pläne kennen zu lernen; denn davon waren Klapka und ich, gleich vielen Anderen, vollkommen überzeugt, dass Garibaldi auf seinen Lorbeeren nicht ruhen werde, so lange Rom und

Venedig unter fremder Botmässigkeit stehen. Er war damals der Hoffnungsanker aller Revolutionäre und zwar umsomehr, als jene von seinen Freunden, die sich der Regierungspartei nicht angeschlossen hatten, offen von Vorbereitungen zu einer neuen Expedition redeten; einige sprachen von Griechenland, andere von Ungarn. — Auch Miroszlavszky, der äusserst rührige Führer der polnischen Revolutions-Partei kam damals nach Italien, besuchte Cavour und ging dann nach Caprera. Griechische Agenten aus Corfu wendeten sich an Garibaldi mit der Aufforderung, sich nun, da er Süditalien vom Tyrannenjoche befreit habe, an die Spitze der griechischen Bewegung zu stellen und die griechischen Provinzen von der Türkenherrschaft zu befreien. Auch hatte ich gehört, dass Garibaldi für Ungarns Sache grosse Sympathie hege und die Verbindung derselben mit der Befreiung Venedigs nachdrücklichst wünsche. Ich wollte seine Absichten und Pläne genau kennen lernen und ging daher nach Genua, denn die Schiffe, die von hier aus nach der Insel Sardinien verkehrten, berühren La Maddalena, in dessen Nähe Caprera liegt, sowohl auf der Hin-, als auch auf der Rückfahrt.

In der Nähe der Insel Sardinien, am Eingange zu der Strasse von San Bonifazio liegen die beiden Felseninseln La Maddalena und Caprera; nur in der Nähe des Gestades trifft man einige Aecker; Bäume gibt es hier nur wenige, denn die fürchterliche Gewalt des Sirocco hindert deren Wachsthum an frei gelegenen Stellen, man sieht fast blos Cactusgewächse und an den Nordabhängen der Felsen ärmliche Gesträuche. La Maddalena ist die grössere von den beiden Inseln, ihre Bewohner sind Fischer und Seeleute, die den grössten Theil des Jahres auf dem Meere zubringen, so dass man

in der kleinen schmutzigen Stadt gewöhnlich nur Frauen, Kindern und schwächlichen Greisen begegnet. Caprera ist fast gänzlich unbewohnt; ein Drittel davon gehörte Garibaldi, das zweite Drittel einer alten Engländerin, einem weiblichen Sonderling, die hier seit dreissig Jahren von aller Welt zurückgezogen lebte, das dritte war Gemeinde-Hutweide des Städtchens Maddalena. Wenn das Schiff in Maddalena landete, brachte Menotti, der Sohn Garibaldi's, die angelangten Postsendungen und Bekannte, die seinen Vater besuchen wollten, auf seinen grossen Kahn; diesmal nahm er auch mich auf. Nach halbstündiger Fahrt gelangten wir auf die Insel; das Haus Garibaldi's glich dem eines wohlhabenden kleinen ungarischen Grundbesitzers; daneben stand ein kleines Haus aus Eisen, das Geschenk eines Engländers; hier wohnte der Secretär Garibaldi's, Fruscanti, der schon im Jahre 1848 die Franziskanerkutte abgelegt hatte, um Garibaldianer zu werden.

Ich wurde in diesem Hause einquartirt, in dem Hauptgebäude wohnten der General, dessen Söhne, sein Verwandter Deideri und jene Gäste, die zu längerem Besuche gekommen waren. Da Jedermann wusste, dass Garibaldi kein Vermögen besitze und dass ihm die gastfreundliche Aufnahme vieler Besucher unerschwingliche Kosten verursachen würde, nahm der grösste Theil der Gäste in dem elenden Gasthofe in Maddalena Quartier und kam nur Nachmittags nach Caprera, um Garibaldi zu besuchen. Trotzdem war das Haus und der Tisch Garibaldi's wöchentlich dreimal vollständig besetzt; da aber Lebensmittel dort nur sehr schwer zu bekommen waren, brachten die Gäste gewöhnlich selbst bald Maccaroni, bald Kartoffel, bald Zucker und Kaffee und Aehnliches mit. Ich hatte Orangen und feinen englischen

Plumpudding mitgebracht; als man ihm diesen beim Mahle vorsetzte, kostete er denselben und liess ihn allsogleich wieder wegtragen. Auf meine Frage, ob er ihm nicht munde, antwortete er: Ausserordentlich; ich lasse ihn für mich bei Seite stellen, denn die hier an der Tafel Sitzenden würden ihn nicht gehörig schätzen.

Garibaldi's Lebensweise war sehr geregelt; schon 5 Uhr Morgens war er in seinem Gemüsegarten an der Arbeit; es war ihm unangenehm, wenn man ihn dabei durch Conversation störte; ein eleganter Franzose sprach ihn einmal während dieser Beschäftigung an; Garibaldi fragte ihn auf die höflichste Weise, ob er ihm nicht helfen wolle und bat ihn, Wasser zur Bewässerung des Gartens zu pumpen; der Franzose that es auch trotz seiner Handschuhe, ermüdete aber bald; Garibaldi eiferte ihn stets von Neuem an, bis der Gequälte endlich eingestand, dass er von der ungewohnten Anstrengung gänzlich erschöpft sei. — Nach dem Frühstück zog er sich auf sein Zimmer zurück, um zu arbeiten; dann empfing er die Gäste, die aus Maddalena herüberkamen: alte und neue Genossen mit Klagen und Bitten, allerlei Fremde, die ihm Pläne mitzutheilen hatten, oder auch solche, die nur die Neugierde hiehergeführt, und der Wunsch, sagen zu können, dass sie dem Helden die Hand gedrückt. Nach dem Mahle ging er rauchend vor dem Hause auf und ab und dann hinaus auf irgend einen höher gelegenen Punkt der Insel, von wo aus er seine kleine Wirthschaft übersehen konnte. Einmal begleiteten wir ihn auf einem solchen Spaziergange, da bemerkte er, dass sein Stier in das Gebiet der Engländerin eingebrochen war; er sandte nun einen Gast um den andern, den Stier heimzujagen; als von seinen Begleitern nur mehr ich übrig war, fragte ich ihn,

ob auch ich an der Treibjagd des Stieres theilnehmen solle.

— Im Gegentheil; ich habe die Anderen ja gerade deshalb entfernt, damit ich mit Ihnen ernst und ungestört sprechen, und Näheres über die ungarischen Verhältnisse erfahren könne; denn wir wissen nur so viel, dass die Ungarn ein tapferes, freiheitsliebendes, ehrliches Volk sind; alle jene Ungarn, die ich kennen gelernt, erwiesen sich als in jeder Beziehung vertrauenswürdig. Ich schilderte ihm unsere Zustände und Hoffnungen in ausführlicher Weise; ich beschrieb ihm so lebhaft als ich nur konnte, die Verhältnisse der Heimath und die Stellung der Parteien; es interessirte ihn dies Alles so sehr, dass er dieses Gespräch am nächsten Tage fortsetzte. Am vierten Tage kehrte ich über Genua nach Turin zurück, hier besprach ich mit Klapka den Stand unserer Angelegenheiten und verständigte dann nach gemeinschaftlich gefasstem Entschlusse Kossuth über den Erfolg meines Ausfluges. Dieser Bericht lautet:

V.

Turin, am 23. Februar 1861. — Lieber Freund! — Ich war mit einem Briefe von Klapka in Caprera, dessen Copie, wie ich denke, er auch Dir zugeschickt hat. Ich theilte Garibaldi Deine Ansichten mit, erklärte, wo und inwieweit sie sich von den meinigen unterscheiden; ich sprach ihm von Deiner Stellung und Deinem Einflusse, sowie dass ich Nichts und Niemanden repräsentire, als mich selbst.

Sodann hörte mich Garibaldi mehr als zwei Glockenstunden über alles Mögliche aus: über die nationalen Verhältnisse, über die Concessionen, über die gegenwärtige Situation, über den Geist der türkischen Provinzen, über deren Politik und Wünsche. Bei unserer zweiten Begegnung erkundigte er sich sodann über die Militärgrenze, über die geographische Lage, Verwaltung und den Geist derselben. In letzterer Be-

ziehung äusserte ich mich, dass ich nicht in der Lage wäre, Auskünfte ertheilen zu können.

Endlich fragte ich, was Garibaldi an Klapka für eine Antwort und was er für Pläne habe. Er erwiederte, er habe keine Pläne, blos Absichten — und ein Bescheid sei schwierig, da diese Herren, wie es scheint, wollen und auch nicht wollen. Doch könne er sagen, dass er auch im verflossenen Jahre, etwa um dieselbe Zeit, vom König und dem Cabinet den Wink bekam, es werde keinen Krieg geben, er möge sich also ruhig verhalten: — und doch kam es zum Krieg. — Da fiel ich ihm in's Wort: „Gewiss kam es dazu, weil Sie ihn veranlasst haben. Auch jetzt steht es so: wenn Sie nur wollen, wird es zum Krieg kommen". — Er antwortete: „Jawohl, doch hatte ich die Sache anders aufgefasst. Ich wusste, dass man in Sicilien eine Insurrection vorbereite, und beabsichtigte, beim Ausbruche derselben dahin zu gehen. Auch jetzt ist es so. Hält Europa Frieden, so bleibe ich hier in Caprera; steht indessen, sei es bei Ihnen, in Serbien oder in Polen oder bei den Deutschen, das Volk auf und ruft mich zu Hilfe, so ist meine Absicht, ihnen meine Hilfe zu gewähren. Dies fordert von uns, den Italienern, die Solidarität der Volksfreiheit, sowie das Blut jener nationalen Helden, welches in Sicilien und Neapel für uns geflossen ist." — „Und wie wissen Sie, dass irgend eine Nation auf Ihre Hilfe rechnet?" — „Man pflegt mich mit Flintenschüssen aufzurufen: das ist der Ruf zum Kampfe, auf den ich mich erhebe, wo es die Freiheit gilt! Und ich werde dort sein, sobald als möglich, d. h. es ist meine Absicht, dort zu sein: Ausgang und Erfolg sind nicht in meiner Hand. Ich nehme keine Verantwortlichkeit auf mich, mich Andern aufzudrängen; wo aber auch immer die Freiheit gegen die Tyrannei kämpfen möge, dort halte ich es für meine Pflicht, mit unseren Freunden nach unseren schwachen Kräften am Kampfe theilzunehmen.

Darauf verabschiedete ich mich und kehrte nach Turin zurück; ich unterhandelte länger mit Klapka und Türr, und nachdem ich in voller Unumwundenheit, welche Klapka erwiederte, die Situation besprochen hatten, kamen wir darin überein:

Dass man, so lange die Nation ihre Wünsche auf gesetzlichem Boden für erreichbar hält, und so lange nicht alle gesetzlichen Mittel erschöpft sind, ihre legale und constitutionelle Entwickelung durchaus nicht stören dürfe.

Dass man, wenn der Kaiser der Franzosen seine moralische Hilfe gewährt und man sich in Folge dessen, dem Versprechen des Grafen gemäss, auch auf Italien stützen kann, — sobald Oesterreich den Boden der Concessionen und Gesetze verlässt, den Kampf mit Hilfe Garibaldi's beginnen müsse.

Dass es, falls die moralische Unterstützung Frankreichs und in Folge dessen die Hilfe der italienischen Regierung ausbleibt, nothwendig erscheine, dies die Nation wissen zu lassen, sowie auch, dass man auf Garibaldi stets zählen dürfe. Möge hienach das Vaterland wählen: sei es die friedliche Unterdrückung, sei es den Krieg nebst seinen Gefahren.

Der König äusserte sich während dieser Tage Jemandem gegenüber, dass, obwohl Jedermann den Frieden wünsche, er dennoch glaube, es werde in diesem Sommer zum Krieg kommen. Bei der jetzigen Gespanntheit der europäischen Situation sehe er keine Möglichkeit ab, demselben zu entgehen.

Türr, der Ueberbringer dieses Schreibens, kennt Garibaldi's Ansichten, da er von Letzterem beauftragt wurde, sich darüber zu orientiren, was im gegenwärtigen kritischen Momente unerlässlich erscheint.

Ich grüsse Deine Frau und bleibe wie immer Dein Freund

Franz Pulszky.

Ungarische und italienische Verhältnisse.

I.

Die italienischen Kammern waren für den März zusammenberufen; entgegen den Prophezeiungen der Garibaldiner hatte die Regierung bei den Wahlen mit überwiegender Majorität gesiegt; Guerieri hatte mir übrigens schon früher gesagt, dass ein ansehnlicher Theil der Partei Garibaldi's, wenn sie auch noch so zahlreich wäre, in der Turiner Atmosphäre schon wankend werden würde, denn Cavour verstehe es, seine Pläne durchzusetzen. Garibaldi war in grosser Aufregung; für seine eigene Person erwartete und forderte er Nichts, er war es ja seit Langem gewöhnt, in ärmlichen Verhältnissen auf Caprera zu wohnen; das aber kränkte und verdross ihn, dass man seine siegreiche Armee, die zwei Reiche erobert hatte, schlecht behandelte, indem man über dieselbe nicht endgiltig verfügte und offenbar wünschte, dieselbe möge zerfallen oder wegen Disciplinlosigkeit aufgelöst werden. Uebrigens erschienen auf Caprera fortwährend Deputationen, um Garibaldi zu versichern, dass sich allein in ihm alle Hoffnungen des Vaterlandes concentriren und bei solchen Gelegenheiten liess Garibaldi seinem Unwillen häufig freien Lauf; er nannte die Abgeordneten Bedientenseelen, Schafe, die dem Leithammel blindlings folgen, Leute, die bereit seien, das Vaterland zu verrathen, wie sie es schon in der Nizza-Affaire gethan. Bertani begann die Opposition zu organisiren, er berief die

Oppositionellen eines Tages nach Genua; daselbst gaben sie ihrem Vertrauen zu Garibaldi Ausdruck und erklärten, dass die Majorität der Kammern in Turin nicht die politische Ueberzeugung der Mehrheit der Bevölkerung vertrete. Die Anhänger Cavour's hingegen liessen sich vernehmen: es gehe nicht an, dass im Lande zwei Könige regieren, der eine in Turin, der andere auf Caprera; dass es zwei Parlamente gebe: neben dem verfassungsmässigen jenes von Genua, und zwei Armeen: die blaue und die rothe; Dank hin, Dank her, die erste Pflicht sei, das Vaterland zu retten und Garibaldi's Macht zu brechen. Cavour äusserte mir gegenüber einmal, dass Garibaldi für Italien eine bedeutende Kraft sei, welche die Regierung im richtigen Momente auch zu benützen gesonnen sei, aber Ausschüsse à la Bertani, die einen Staat im Staate schaffen möchten, werde er keinesfalls mehr dulden. Er selbst werde die Begeisterung der nationalgesinnten Kreise im richtigen Moment anfachen, um sie in irgend einer Form benützen zu können, aber die Leitung überlasse er niemand Anderem und nimmer werde er eine zweite Regierung neben der seinigen dulden. Auch werde er zu verhüten wissen, dass Garibaldi durch irgend ein waghalsiges Unternehmen einen politischen Selbstmord begehe, denn sein Name und sein Einfluss seien für Italien ein viel zu kostbarer Schatz, als dass man dessen leichtsinnige Vernichtung gestatten könnte. Endlich wurde das Parlament eröffnet und auch Garibaldi kam nach Turin, um seiner Armee und seinen Offizieren Anerkennung und die Regelung ihrer Stellung zu erwirken.

Die Gemüther waren auf beiden Seiten sehr erregt; Cialdini, der militärische Wortführer der Regierungspartei, die ihn seit seinem Siege über La Moricière bei

Castelfidardo für einen grösseren Helden als Garibaldi hielt, schrieb Letzterem einen scharfen Brief, in welchem er ihm vorwarf, dass er sich überschätze, dass er durch das Tragen des rothen Hemdes gleich einem Komödianten Aufsehen erregen wolle, und dass es unschicklich sei, den König im Gespräche und in Briefen seinen Freund zu nennen; er ermahnt ihn ferner, seiner Vergangenheit und des Vaterlandes eingedenk zu sein und daher die Opposition aufzugeben. Diesen Brief veröffentlichte Cialdini gleichzeitig in den Blättern; derselbe verletzte Garibaldi sehr, denn er stand zu Cialdini in freundschaftlichen Beziehungen, es bestand auch keinerlei persönlicher Zwiespalt zwischen ihnen.

Man erwartete allgemein eine Herausforderung; eine ausserordentliche Aufregung bemächtigte sich der Gemüther. Mittags erschien Garibaldi im Parlament, um die Klagen und Wünsche seiner Armee und seiner Offiziere vorzubringen. Kaum war er eingetreten, als ein Mitglied der Regierungspartei im Namen derselben von Garibaldi Genugthuung verlangte, da er die Majorität beleidigt habe. Garibaldi erwiederte heftig, dass er für die Aeusserungen, die er in seinem Hause Einzelnen oder Deputationen gegenüber über einzelne Personen oder die Regierung gethan, hier in der Kammer nicht einzustehen habe; hierauf warf er der Regierung vor, dass sie jene Helden, die Sicilien und Neapel befreit und die Armeen der Bourbonen besiegt haben, unbillig behandle; dass sie ihre Leistungen und ihren Rang nicht anerkenne, während sie die besiegten Offiziere der Bourbonen in ihrem Range belasse; dass endlich die reguläre Armee jenen Tapferen keine Ehrenbezeigungen erweise und dass die regulären Offiziere die Gleichberechtigung und Rangesgleichheit dieser Kampfgenossen

nicht anerkennen wollen. Cavour antwortete anfangs in schonendster Weise und bot Garibaldi vor der ganzen Kammer die Hand; als dieser sie aber zurückwies, da flammte seine Leidenschaft auf und schonungslos griff er den General an, die Abgeordneten beider Parteien begannen zu lärmen und zu toben, die Versammlung schloss unter allgemeiner Aufregung. Der Bruch zwischen Cavour und Garibaldi schien unheilbar und man meinte, die zwei Parteien würden einander so feindlich gegenüberstehen, wie einst die Guelfen und Ghibellinen. Der alte Pallavicini, der Märtyrer vom Spielberg, der sowohl mit Cialdini als mit Garibaldi gut befreundet war, versuchte vergeblich, die Sache auszugleichen; Abends durchschwirrten die verschiedensten Gerüchte die Stadt; endlich erfuhren wir, dass der König Garibaldi und Cavour zu sich berufen hatte, persönlich den Frieden zwischen beiden vermittelte und in Gemeinschaft mit ihnen die Grundsätze feststellte, nach welchen die Angelegenheit der Offiziere der Südarmee geordnet werden sollte. Es wurde bestimmt, dass jeder eine seinem Range entsprechende Abfertigung erhalte, dass ferner jene, welche in die reguläre Armee einzutreten wünschen, sich in einigen Monaten zur Offiziersprüfung melden sollten; falls sie dieselbe mit Erfolg ablegen würden, sollten sie in der Charge in die reguläre Armee aufgenommen werden, die sie in Garibaldi's Armee bekleidet hatten. Es hatte viel Mühe gekostet, zu diesem Resultat zu gelangen; nur der persönlichen Autorität des Königs war es gelungen, die gegenseitige Antipathie dieser zwei bedeutenden Persönlichkeiten zu paralysiren. So war der Bruch vermieden worden, und Garibaldi, der sich in Turin nie wohl fühlte, kehrte nach Caprera heim.

II.

Im März kam auch Kossuth sammt seiner Familie nach Turin. — Seitdem er sich mit Napoleon verbündet hatte, war seine Stellung in London keine angenehme; der Geldnoten-Prozess verstimmte ihn noch mehr und er verliess daher England endgiltig, und dies um so leichteren Herzens, als er von Italien und Cavour Ungarns Befreiung erwartete. Bald nach seiner Ankunft kam seine Frau zu uns, um ihre Tochter abzuholen; mit starrer Miene sagte sie einige kühle Worte des Dankes für die Pflege und Beherbergung ihrer Tochter. Diese konnte das Weinen kaum unterdrücken, als sie sich von meiner Frau mit herzlicher Umarmung verabschiedete; wir reichten uns die Hände und so schieden wir von einander; es that uns weh, aber nach unserer innigsten Ueberzeugung konnten wir nicht anders. Kossuth fühlte ähnlich, wie dies aus seinem Schreiben an Klapka erhellt:

— Ich werde Pulszky's ausgezeichnete Fähigkeiten stets schätzen und anerkennen. Seinen Schwächen gegenüber bin ich nachsichtig. Hanc veniam petimus damusque vicissim. Auch ich bin ein Mensch voll Schwächen. Der Bruch des zwischen uns so viele Jahre hindurch bestandenen innigen Verhältnisses schmerzt mich tief; aber dieser Schmerz wird mich nie dazu bewegen, Pulszky die Anerkennung zu versagen, die ich ihm für seine, der Emigration und dem Vaterlande geleisteten Dienste als Patriot schulde, ebenso werde ich mich als Mensch ihm stets verpflichtet fühlen, für die vielen Freundschaftsdienste, die er mir und meiner Familie erwiesen. Sein Feind werde ich daher niemals sein. Ich werde ihm, auch wenn ich es könnte, nie schaden. Aber das frühere Verhältniss ist für immer

vernichtet. In diesem Falle handelt es sich nicht um das plötzliche Aufflackern einer Leidenschaft, über das sich ruhige Ueberlegung hinwegsetzt; es ist kein leichter Conflict, dessen Spuren ein warmer Händedruck tilgt: es ist vielmehr das Band gegenseitigen Vertrauens entzwei gerissen, und ich gehöre zu jenen Menschen, bei denen ein solcher Riss in alle Ewigkeit unheilbar bleibt. Damit ist's aus. —

In Ungarn hatten die Wahlen für den Reichstag stattgefunden; der Szécsényer Bezirk des Comitates Nógrád hatte mich zum Abgeordneten gewählt. Ich bebetrachtete es als eine gute Vorbedeutung, dass man den Muth hatte, einen Emigranten zu wählen. Ich nahm die Wahl mit Dank an und sandte ein Gesuch an den Kanzler Niklas Vay, in welchem ich ihn unter Berufung auf den salvus conductus, der den Abgeordneten gesetzlich zustand, ersuchte, er möge mir bei seinen deutschen Collegen die Erlaubniss auswirken, dass ich per Bahn, ohne irgend welchen Aufenthalt direkt nach Pest fahre, ohne behelligt zu werden, und dass ich während der Dauer des Reichstages unter den Schutz der Immunität der Abgeordneten gestellt werde. Die Antwort liess lange auf sich warten; sie lautete: dass man meine Rechte als Abgeordneter innerhalb der Grenzen Ungarns anerkennen und achten werde, dass aber der Kanzler nicht in der Lage sei, die Rechtskraft der über mich gefällten Urtheilssprüche in den nichtungarischen Provinzen aufzuheben; es hänge daher von mir ab, ob ich mich dort ernstlichen Unannehmlichkeiten aussetzen wolle oder nicht. Wir überlegten, ob ich es nicht versuchen sollte, mich verkleidet über Belgrad und die Militärgrenze nach Ungarn einzuschleichen; wir sahen aber endlich ein, dass durch eine derartige per-

sönliche Complication die ohnehin so sehr verworrenen Verhältnisse in Pest nur noch mehr verwirrt werden würden und so unterblieb die Ausführung dieses abenteuerlichen Planes.

Sir James Hudson, der englische Gesandte am Turiner Hofe, an den ich Empfehlungsschreiben aus London hatte, empfing mich stets sehr liebenswürdig und besuchte mich auch von Zeit zu Zeit; er hatte Sinn für die Archäologie, er sympathisirte mit Ungarn, aber noch viel mehr Neigung hatte er für die Italiener. Als ich einmal über Cousa und über die Confiscation unserer Waffen sprach und erwähnte, dass Cousa unter französischem Einflusse stehe und von dorther die Richtung für seine Politik empfange, lächelte Sir James und sagte: Cousa steht nicht unter französischem, sondern unter englischem Einfluss; die Waffen hat er gleichfalls über directe Aufforderung von Seite des englischen Gesandten in Constantinopel, des Sir Henry Bulwer confisciren lassen; denn die englische Regierung duldet im Orient keinerlei Wirrnisse und Unordnungen, die zu einem Kriege führen könnten. Er erkundigte sich sehr häufig über die ungar. Verhältnisse. In der That verstand ich dieselben nicht; ich sah, dass die Majorität des Reichstages dem Ausgleich widerstrebe und dass an der Spitze dieser Partei der soeben begnadigte Graf L. Teleki stehe. Da mir sein ausserordentliches, oft sogar übertriebenes Ritterlichkeitsgefühl bekannt war, konnte ich mir sein Vorgehen, das in den höchsten Kreisen Europas Anstoss erregte, nur so erklären, dass er in der Ueberzeugung, der französische Krieg und der Einfall von Seite Italiens stünden unmittelbar bevor, die Leitung in der Hand zu behalten wünschte. Sein Versprechen hielt er gewissenhaft: er brach jede Ver-

bindung mit dem Auslande ab und so konnte er denn auch nicht wissen, dass der im verflossenen September festgestellte Plan schon im Dezember aufgegeben worden war, weil der französische Kaiser einen einmaligen italienischen Krieg für genügend hielt und sich wegen seiner auf Mexico gerichteten Pläne Oesterreich zu nähern trachtete. Ich bedauerte Teleki aufrichtig und wünschte Nichts sehnlicher, als dass einer seiner Freunde zufällig nach Turin käme und ihn dann aufklärte. Aber dies geschah nicht; die Zeit verging, der Frühling kam und näherte sich seinem Ende; es blieb Alles ruhig, Nichts deutete auf einen Krieg, kein Anzeichen sprach dafür, dass Garibaldi oder sonst irgendwer eine Expedition nach Dalmatien plane. Es dauerte nicht lange, da traf die Nachricht ein, Teleki habe sich erschossen. Diese tragische Lösung des Knotens überraschte mich nicht; es war ja ein anderer Ausgang sozusagen unmöglich.

Der Tod Teleki's kam für uns nicht unerwartet; trotzdem erschütterte dieses Ereigniss Kossuth's Gemüth sehr. Das Schicksal hatte ihm aber einen noch schwereren Schlag zugedacht, einen Schlag, der seine damaligen Pläne vernichtete und seiner politischen Rolle ein jähes Ende bereitete: es war dies der unerwartete Tod Cavour's. Die nicht selten rohe und persönliche Opposition der Garibaldiner hatte sein Gemüth tief verletzt, er antwortete auf die Angriffe mit grosser Heftigkeit; aber auch die Politik des Kaisers war wider seinen Sinn, denn dieser hatte damals die Vertheidigung der weltlichen Macht des Papstes offen als seine Aufgabe und Pflicht erklärt. Nach einer wirren Debatte im Parlament fuhr Cavour in höchster Aufregung auf sein Gut Sct.-Ja; da ihn sein Wagen auf der Bahnstation nicht erwartete, ging er zu Fuss durch feuchte Wiesen nach

seinem Landsitz. Als er am nächsten Morgen nach Turin kam, schüttelte ihn Fieberfrost; er hatte zu den Aerzten kein Vertrauen und behandelte sich gewöhnlich selbst; ein herbeigerufener Chirurg musste ihm zur Ader lassen; sein Zustand wurde schlimmer, der Chirurg musste die Procedur wiederholen; endlich sandte er doch um einen Arzt, aber das Fieber war derart heftig geworden, dass er das Bewusstsein verlor und bald darauf starb.

Die Trauer der Turiner Bevölkerung war unbeschreiblich. Selbst Cavour's politische Feinde weinten. Die Feinde Italiens prophezeiten schon, dass die Idee der italien. Einheit Cavour nicht lange überleben werde; die Clericalen sahen in diesem plötzlichen Tode das Strafgericht Gottes; aber jene Idee hatte im Herzen der Nation schon zu fest Wurzel gefasst, als dass der Tod selbst eines so bedeutenden Mannes in dieser Beziehung eine grosse Veränderung hätte hervorrufen können. — Epigonen von minderer Bedeutung, wie Ratazzi, Ricasoli und die heutigen Staatsmänner Italiens haben Cavour's Werk vollendet; aber Kossuth's Pläne, die auf der Interessengemeinschaft Italiens und Ungarns beruhten, waren durch diesen plötzlichen Todesfall zerstört worden, seine Politik erhielt eine andere Richtung. Er trachtete jetzt, so wie wir Alle, das Schicksal des Vaterlandes mit der orientalischen Frage in Verbindung zu bringen.

III.

Wenn man längere Zeit mit der italienischen Mittelclasse verkehrt, bemerkt man alsbald, dass tausend und abertausend Fäden den Orient mit der appenninischen Halbinsel verknüpfen. In sämmtlichen Hafenstädten des Mittelmeeres findet man italienische Handelscolonien:

in Tunis und Alexandrien, in Smyrna und in Constantinopel. Die Aerzte in den türkischen Städten sind meistens Italiener oder doch mindestens Schüler italienischer Hochschulen. Italienische Schauspieler, Agenten und Journalisten kommen häufig nach Griechenland und Rumänien; in Italien hört man daher sehr viel über den Orient; ich machte die Verhältnisse der einzelnen türkischen Provinzen und die dortige Nationalitätenfrage zum Gegenstand eingehenden Studiums. Die dazu nöthigen Vorkenntnisse hatte ich mir schon in England durch den Verkehr mit Urqhart erworben, der die orientalischen Verhältnisse besser kannte, als die Türken selbst. Auch mit Klapka sprach ich viel über diesen Gegenstand, er war ja gerade damals aus Rumänien und der Türkei zurückgekehrt. Ein grosser Theil der Ungarn, die sich zu jener Zeit in Italien aufhielten, hatte mehrere Jahre im Orient zugebracht, und so stellte ich mir aus vielen einzelnen Angaben ein Bild zusammen und schrieb dann für eine Berliner Monatsschrift mehrere Artikel über die orientalische Frage und besonders über die Slaven und Albanesen. In der Journalistenloge der Kammer war mein Nachbar Marc Antonio Canini, ein geschickter Reporter, der einen grossen Theil seines Lebens in Griechenland, Constantinopel und Bukarest zugebracht hatte; er war ein warmer Freund der Rumänen, die er für das gebildetste Volk der Balkanhalbinsel erklärte. Dieser betheuerte mir stets, dass die Ungarnfeinde in Bukarest nicht eingeborne Rumänen seien; diese und besonders die Aristocratie sähen ein, dass die Rumänen einer Stütze gegen Russland bedürfen und diese glauben sie am ehesten in den Ungarn zu finden; diejenigen Rumänen aber, die aus Siebenbürgen in die Moldau-Walachei auswandern und auch

dort die erwartete Anerkennung nicht finden, diese seien es, die das Volk aufreizen, die ungarische Nation beschimpfen und die Idee eines grossrumänischen Reiches propagiren, das auch Siebenbürgen und einen Theil Ungarns, überdies das Gebiet der macedonischen Zinzaren und der Jugowalachen umfassen müsste. Diese seien nur deshalb gefährlich, weil sie fast sämmtlich Professuren erhielten. Canini fragte mich wiederholt, warum sich die Ungarn nicht mit den Rumänen verbünden, da es doch im Interesse dieser beiden Völker läge und es ihre gemeinsam zu lösende Aufgabe wäre, die Nord- und Südslaven von einander zu trennen.

Die italienischen Staatsmänner hegten — ganz so wie die englischen — die Ueberzeugung, dass die österr. Monarchie für Europa eine Nothwendigkeit sei, denn ihr Zerfall würde den Uebergriffen Russlands und Deutschlands freien Raum gewähren. Das natürliche Ziel der italienischen Politik war die Befreiung der italienischen Provinzen, die unter Oesterreichs Herrschaft standen, und dabei war sie auf die Freiheitsbewegung in Ungarn, als auf eine mächtige Stütze angewiesen; das aber betonte man immer wieder, dass weder Ungarn, noch Rumänien wegen der Nachbarherrschaft zweier grosser Reiche im Stande sein würden, ihre Selbstständigkeit zu bewahren. Die österr. Monarchie sei ein Conglomerat verschiedener Nationalitäten, die nur durch eisernen Absolutismus zusammengehalten werden, zwischen denen kein natürlicher Zusammenhang besteht, denen das Gefühl der Zusammengehörigkeit vollständig fehlt; der Pole betrachte sich nicht als Oesterreicher, und hege noch immer die Hoffnung, das Polenreich werde wieder hergestellt werden; der Czeche hasse den Deutschen; dem Ungarn

graue vor dem Gedanken an einen österr. Einheitsstaat, der Abfall der Italiener sei nur mehr eine Frage der Zeit; die österr. Monarchie werde blos durch die Armee und durch die Blödheit der einzelnen Nationalitäten zusammengehalten, denn blöde sei es, dass sich eine gegen die andere benützen lasse.

Dies der Gedankengang der italienischen Staatsmänner; häufig hörte ich auch den Wunsch äussern, dass wenn die Monarchie einmal doch zerfalle, eine natürlichere Conföderation an deren Stelle trete, die mächtig genug sei, Deutschland und Russland Widerstand zu leisten; eine solche Conföderation sei um so natürlicher, als die Interessen des mittleren und unteren Donaubeckens sozusagen identisch, und jenen der oberen Donaugegend entgegengesetzt seien. Klapka erwähnte öfters, dass man derartige Gedanken auch in Bukarest geäussert habe. Graf Ladislaus Teleki hatte schon zehn Jahre früher unablässig betont, dass wir uns vor Allem mit den Rumänen verbünden müssten. So entwickelte sich bei den Führern der ungarischen Emigration nach und nach die Idee einer Donau-Conföderation, die mit der Zeit an die Stelle der österreichischen Monarchie zu treten hätte. — Auch ich ging später auf diese Idee ein und schrieb darüber einige Artikel für die früher erwähnte Berliner Zeitschrift.

Als Canini sich abermals anschickte, nach Bukarest zu gehen, bat er Klapka, er möge seine diesbezüglichen Ansichten für ihn niederschreiben, damit er sich darnach richten und diese Ideen in den einflussreichen rumänischen Kreisen verbreiten könne. Er suchte auch mich auf, um diesen Plan mit mir zu besprechen; ich gab ihm den Rath, jedenfalls zu Kossuth

zu gehen, um dessen Meinung kennen zu lernen, die jedenfalls massgebender sei, als die unserige. Canini befolgte meinen Rath und Kossuth arbeitete den Plan einer Donauconföderation aus, jedoch lediglich als Richtschnur für Canini. Dieser theilte Kossuth's Aufsatz seinen Freunden mit, auf solchem Wege gerieth er auch Helfy in die Hände, der damals in Mailand ein politisches Blatt redigirte, und diesen Plan mit der Unterschrift Kossuth's ohne dessen Wissen und Willen veröffentlichte. Die Sache verursachte grossen Lärm, besonders in Ungarn, und wurde von den Feinden der Ungarn gehörig ausgebeutet.

IV.

Nach Cavours Tod wurde Ricasoli Ministerpräsident. An politischer Bildung stand er weit hinter Cavour zurück, sein Benehmen war eckiger; seine Laufbahn war keine bureaukratische gewesen, er hatte den grössten Theil seines Lebens mit der Bewirthschaftung und Melioration seiner weitausgedehnten Güter zugebracht, er verstand es zu befehlen und zu arbeiten, er suchte Niemandes Gunst und liebte sein Vaterland, nicht nur das kleine Toscana, sondern das einheitliche Italien mit aller Gluth. Seinen Liberalismus hatte er bewiesen, als er in den Jahren 1859 und 1860 Toscana als Dictator regierte. Die Italiener nahmen seine Ernennung sympathisch auf, obgleich sie seinen geraden Character kannten und der Meinung waren, die Einheit Italiens könne nur mit Hilfe macchiavellistischer Grundsätze durchgeführt werden.

Sir James Hudson führte mich bei Ricasoli ein; er empfing mich sehr freundlich. Ich empfahl seiner

Güte einen Montenegriner, der unter Garibaldi Freiwilliger gewesen und nun heimreisen wollte, aber kein Reisegeld hatte. Ricasoli erwiederte nach einigem Nachdenken:

Wir verschaffen ihm eine Fahrkarte nach Genua und von dort einen Platz auf einem Dampfer nach Tunis, nicht wahr? — Ich musste unwillkürlich lachen:

— Was thäte denn der Arme in Tunis? Er braucht eine Fahrkarte nach Ancona, dann einen Platz nach Corfu und fünfzig Francs, um von dort nach Cattaro reisen zu können.

— Also dort sind jene berühmten schwarzen Berge? Ich habe mich mit der Geographie Montenegros allerdings niemals beschäftigt. Nun gut, wir werden ihn heimsenden. — Er forderte mich auf, ihn öfters zu besuchen.

Als ich zum zweitenmale zu ihm kam, musste ich ihm unsere Beziehungen zu Cavour schildern; ich characterisirte ihm ferner die ungar. Parteien und Staatsmänner. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass es vortheilhaft wäre, bei den italienischen Bewohnern Dalmatiens neben der vorhandenen Antipathie gegen die kroatischen Uebergriffe, Sympathie für die Ungarn hervorzurufen. Er versprach, einen Agenten hinzusenden, der in diesem Sinne thätig sein sollte. Meine Worte schienen einigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; nach mir empfing er Tourte, den Vertreter der Schweiz, der ihn befragte, welche Stellung Italien in einer damals aufgetauchten staatsrechtlichen Frage, die sich auf die Schweiz bezog, einnehmen werde; der Minister antwortete ganz in Gedanken versunken: die italienische Regierung wird die Ungarn nicht verlassen. Tourte

erschrack und theilte diese sonderbare Antwort allsogleich den Gesandten Frankreichs, Preussens und Englands mit. Sir James erzählte mir diese und behauptete, Ricasoli habe diese Aeusserung nur deshalb gethan, damit sie durch Vermittlung des preussischen Gesandten nach Wien gelange; in Wirklichkeit könne Italien Nichts thun, ich solle Ricasoli um rückhaltslose Auskunft ersuchen, er werde mich nicht hinhalten; denn dies sei seine Gewohnheit nicht. Am 22. August ging ich daher abermals ins Ministerium des Aeusseren. Der Sinn der Aeusserungen Ricasoli's ging dahin, dass wir unsere Ambition dem Vaterlande, nicht das Vaterland unserer Ambition unterordnen sollen; er liebe die Ungarn sehr und wünsche sie zu seinen Verbündeten zu haben, aber für den Augenblick könne von einer Hilfeleistung keine Rede sein. Italien müsse mit Venedigs Erwerbung so lange warten, bis die Ordnung in Neapel hergestellt und Rom besetzt sei. Von Paris her fordere man die italienische Regierung auf, sich jeder Provocirung Oesterreichs zu enthalten, da Frankreich keine Unterstützung gewähren werde; Englands Sympathie würde Italien sofort einbüssen, wenn es die Ungarn aufreizte.

— Ich kann also — so reasummirte ich — meinen Freunden schreiben, dass sie vom Auslande keine Hilfe erwarten könnten, so lange Rom nicht italienisch ist; sobald die Franzosen von dort abmarschirten, sollten sie sich rüsten.

— So ist es! — antwortete Ricasoli — Ihre Freunde können für das nächste Frühjahr alles vorbereiten. Werden Sie es thun?

— Ich hoffe und glaube es.

— Auf Wiedersehen.

V.

Ueber die Debatten des ungar. Reichstages erschienen auch in den ausländischen Blättern ausführliche Berichte; Sir James sprach häufig mit mir über die ungar. Verhältnisse; er war überzeugt, dass der Ausgleich zu Stande kommen werde, dass die Ungarn diesmal ihre Ueberlegenheit über die centralistisch gesinnten Oesterreicher bewiesen hätten. Sie sollten dieselbe aber auch, so meinte er, benützen, dann würden sie die Herren der Monarchie werden; aber sie müssten die Donau dem Welthandel eröffnen, nur auf diese Weise könnten sie sich die Sympathie und moralische Unterstützung der Westmächte sichern. — Auf derartige Ausführungen wusste ich keine Antwort zu geben, denn ich verstand die Politik des Reichstages nicht; ich konnte mir den hartnäckigen Widerstand der Tiszapartei gegen den Ausgleich nur so erklären, dass dieselbe noch immer auf auswärtige Hilfe und auf den nahe bevorstehenden Ausbruch eines Krieges zähle. Ich hielt es daher für nothwendig, meine diesbezüglichen Ansichten vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich dachte mir, vielleicht machen meine Worte doch auf den Einen oder den Andern Eindruck und dann, ich will es nicht läugnen, gefiel es mir nicht, dass mein Name, der in der englischen, französischen und deutschen Presse bekannt war, in der ungarischen fast in Vergessenheit gerieth. Ich schrieb daher die folgende Artikelserie, die in der ungar. Presse, welche sich während der Session des Reichstages freier bewegte, unverkürzt veröffentlicht wurde.

Briefe aus der Emigration an Baron Sigismund Kemény.

I.

Turin, am 25. Juni 1861. — Mein lieber Freund! — Ich hoffe, Du wirst mir den Raum einiger Spalten in Deinem Blatte zur Darlegung meiner Ansichten zur Verfügung stellen; unser Vaterland befindet sich jetzt in einer Krisis und ebendeshalb möchte ich mich über die Stellung und die Aufgaben der Emigration, sowie über die europ. Zustände äussern, soweit sie die Lage unseres Vaterlandes beeinflussen oder beeinflussen könnten.

Ich setze voraus, dass die ungarische Nation uns, die wir ihren grossartigen Kampf gegen die Wiener Centralisation vom Auslande her beobachten, noch immer als treue Söhne des Vaterlandes betrachtet, denen sie, obgleich ihre Zahl und ihre Macht gering ist, dennoch in den Wirrnissen der Gegenwart und den Kämpfen der Zukunft eine kleine Rolle zugedacht hat. Es ist mir wohlbekannt, dass die Nation jetzt sowohl in der Presse, als auch in den Municipien und auf dem Reichstage ihrer Meinung frei und offen Ausdruck geben kann, dass sie einer anderen Vertretung, als des jetzt in Pest versammelten Reichstages gegenwärtig nicht bedarf; aber trotzdem kann ich es nicht vergessen, dass es eine Zeit gab, in der die rohe Gewalt selbst jeden Seufzer erstickte, in der von Theben bis zum Rothenthurmpass Friedhofstille herrschte. Damals vermochten nur Jene das Vaterland zu vertreten, die den Nachstellungen der Tyrannenmacht entrannen und in freien Ländern ein Asyl fanden. Von dort aus erhoben sie vor dem ganzen Auslande unaufhörlich Anklagen gegen unsere Unterdrücker, bis die fremden Mächte nach und nach unsere Stellung und unsere Rechte kennen und die Bedeutung der

erschütternden Tragödie der Jahre $184^{8}/_{9}$ verstehen lernten, denn bis dahin kannten sie nur die Hauptzüge derselben und auch diese blos in verzerrter Gestalt. Die ungar. Emigration hatte während eines Jahrzehntes nur die eine Aufgabe: die Ehre des ungar. Namens aufrecht zu erhalten, zu vertheidigen, unserem Vaterlande Achtung zu verschaffen, das Ausland aufzuklären, Irrthümer zu zerstreuen, Verläumdungen, mit denen das Corps unserer Civilisatoren die ungar. Nation ohne Unterlass verunglimpfte, zu widerlegen, Sympathie für uns zu erwecken, damit wir im gegebenen Falle nicht wieder gänzlich isolirt seien, denn die Isolirtheit war noch viel mehr die Ursache unserer Niederlage, als die russische Intervention. Erhobenen Hauptes kann ich es aussprechen, dass die gesammte Emigration dieser schwierigen, aber glorreichen Aufgabe vollkommen entsprochen hat. — Mitten im Kampfe um die tägliche Existenz haben wir, vom Ersten bis zum Letzten, für die Rechte des Vaterlandes gekämpft und überall, in Amerika und in Europa die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Völker auf uns und Ungarn gelenkt. Ungarn verdankt es uns, dass es keine terra incognita mehr ist, dass das Ausland die Lebensfähigkeit der ungar. Nation erkannt hat und dass es mit Spannung dem Vorgehen jener Nation entgegensieht, deren Tugenden und politischen Takt wir unaufhörlich gepriesen haben. So schufen wir mit an dem Piedestal, auf welches die Statue der ungar. Constitution gestellt werden soll; die Welt mag dann urtheilen, ob es ein Zerrbild oder ein Meisterwerk? Ja! die Emigrirten haben noch mehr geleistet. Durch ihre unablässige Agitation, durch ihre Beziehungen zu den ersten und bedeutendsten Schriftstellern, Helden und Staatsmännern des Auslandes übten sie auch auf das Wiener Cabinet Einfluss aus. Die arme Emigration hat die Träume und Finanzpläne der centralistischen Civilisatoren mehr als einmal gestört. Aber seitdem die Kanonen von Solferino das stolze Kartenhaus der Centralisatoren zerstört haben, seitdem die frei gewählten Vertreter des Vaterlandes ihr Wort erheben können, um die Rechte desselben zurückzufordern: seitdem ist die Stellung und Aufgabe der Emigration eine andere geworden. Nur sündhafte Selbstverblendung wäre es, wenn wir verlangen wollten,

dass man unsere Ansichten auch jetzt noch als die Meinungsäusserung der Nation betrachte. Jetzt ist es einzig und allein der Reichstag, der Ungarns Interessen vertritt, wir können höchstens für die möglichste Verbreitung seiner Enunciationen sorgen. Von entschieden falscher Auffassung der Sachlage würde es zeugen, wenn wir, die seit zwölf Jahren in der Fremde heimathlos herumirren und weder die inzwischen herangereifte Generation, noch die jetzigen Bedürfnisse und Wünsche des Vaterlandes genau kennen, wenn wir die Führung des Reichstages beanspruchen, Parteien schaffen und einzelne Persönlichkeiten verdächtigen wollten. Es wäre traurig, wenn die Nation nicht im Stande wäre, den Weg des Heiles auch ohne uns zu finden. Wir, die wir nie aufgehört haben, uns als treue Söhne des Vaterlandes zu fühlen, wir müssen jene Richtung einschlagen, die uns der Reichstag vorschreibt; nicht an uns ist es, der Nation den einzuschlagenden Weg vorzuzeichnen. Aber wir dürfen und müssen uns auch jetzt noch als die beim Auslande accreditirten Vertreter Ungarns betrachten, die einerseits den Willen unserer Nation den fremden Völkern und Regierungen verdolmetschen und andererseits der Nation über die Verhältnisse des Auslandes Bericht erstatten, damit sie wisse und sehe, was sie in Zukunft zu erwarten, was sie zu befürchten habe, damit sie sich, wenn der Augenblick der Entscheidung naht, weder unerfüllbaren Hoffnungen hingebe, noch verzweifle. Die Aufgabe der Emigranten besteht gegenwärtig darin, der Nation die volle Wahrheit zu sagen, und wenn Du, lieber Freund, mir in Deinem Blatte Raum dazu gönnst, so will ich die Beziehungen der europäischen Völker und Regierungen zu unserem Vaterlande der Wahrheit gemäss erläutern.

II.

Turin, 28. Juni 1861. — Ich habe zehn Jahre in London und England zugebracht und habe während dieser Zeit mit Menschen der verschiedensten Lebensstellungen verkehrt: mit Ministern, Peers, Gesandten, Banquiers, Gelehrten, Advocaten, Kaufleuten, Fabrikanten und Fabriksarbeitern, Gross- und Kleingrundbesitzern, mit Redacteuren und Correspondenten aller Parteischattirungen, mit Whigs und Torys, mit Chartisten

und Radicalen u. s. w. Meine Ausnahmsstellung als ungar. Emigrant, als ausgeschlossenes Mitglied der ungar. Academie der Wissenschaften, als englischer Schriftsteller, als Correspondent amerik. Blätter, als Archäolog und Linguist, boten mir Gelegenheit, mit den verschiedensten Kreisen in Berührung zu treten; allenthalben fand ich sympathische Aufnahme und jenen, den Engländern eigenthümlichen Trieb, den wahren Sachverhalt zu erfahren.

Das englische Volk ist seiner Natur nach kriegerisch und seine Sympathie wendet es stets jenen zu, die ihren Feinden tapfer entgegentreten. Aber in England ist Zeit Geld, und daher überlässt das Volk die Leitung der äusseren Politik, die specielle Kenntnisse erfordert, gewöhnlich der Regierung u. zw. ohne jede Controlle.

Es gelang uns daher nur nach und nach, auf die öffentliche Meinung einzuwirken; es galt, das Interesse, welches die ungar. Siege hervorgerufen, auch nach der Katastrophe rege zu erhalten und den Weg vorzubereiten, auf dem dann Kossuth durch seine Beredsamkeit die engl. Nation aufrüttelte.

Die Minister und Staatsmänner, die in England gegenwärtig regieren, sind Anhänger jener Schule, die in einem mächtigen Oesterreich die Verkörperung des conservativen Gedankens am Continente und ein Gegengewicht gegen die Aspirationen Frankreichs und Russlands sieht. Diese Herren betrachteten daher den ungar. Freiheitskrieg, obgleich sie die Gerechtigkeit unserer Sache anerkannten, als eine europäische Calamität, sie sahen mit Bedauern den Zerfall der österr. Monarchie; sie verurtheilten das System Schwarzenberg-Bach, da es den Zwist verewigen, und sowohl den österr. als auch den ungar. Theil der Monarchie zu Grunde richten musste. Ebendeshalb empfahlen sie dem Wiener Cabinet wiederholt ein schonendes und versöhnendes Vorgehen, und machten es auf die Gefahren, von denen Oesterreich umgeben ist, aufmerksam. Sie hätten eine wesentliche Reform Oesterreichs gerne gesehen, vor allem aber wünschten sie dessen Aufrechterhaltung; denn es schien ihnen unmöglich, die Lücke, die in der Reihe der Grossmächte durch Oesterreichs Zerfall entstehen würde, auf irgend eine Weise auszufüllen. Die eng-

lische Regierung wird daher, ob sie nun whigistisch oder torystisch ist, stets Oesterreich mehr begünstigen als Ungarn, selbst in dem Falle, dass sie die österr. Politik für verwerflich erklären müsste.

Die bessere Mittelclasse, deren grosser Einfluss sich im Parlamente äussert, fühlt Sympathie für Ungarn, aber diese Sympathie wird nicht activ, denn die Interessen dieser Classe sind mit jenen des Handels und der Industrie identisch und hängen von der Erhaltung des Friedens in Europa ab, so dass diese Classe bestrebt ist, jede Bewegung, die einen grösseren Krieg hervorrufen könnte, zu verhindern oder zu unterdrücken. Auf die Neigungen und Wünsche dieser Classe zählte Lord Malmesbury, als er am Vorabende des Ausbruches des ital. Krieges erklärte, England werde den angreifenden Theil, wer immer es auch sei, zerschmettern. Trotz dieses feierlichen Ausspruches, wurde die Drohung doch nicht erfüllt und wird auch nie erfüllt werden, obgleich sie noch oft wiederholt werden wird; die minderbemittelten Bürger und die Legionen von Fabriksarbeitern werden nämlich von viel edleren Motiven geleitet und protestiren jedesmal dagegen, wenn die Regierung und die leitenden Kreise die Macht Englands zu Gunsten des Despotismus misbrauchen wollen. Das Volk pflegt aber seine Neigung nicht im Voraus zu offenbaren, es kümmert sich nicht um Eventualitäten und lässt seine Stimme erst dann vernehmen, wenn die Dinge der Verwirklichung nahe stehen, wenn an die Stelle der diplomatischen Intriguen die Entscheidung durch das Schwert treten soll; so geschah es z. B. als die englische Regierung i. J. 1859 gegenüber den italienischen Einheitsbestrebungen für die Verträge von 1815 eintrat. Die leitenden Kreise waren anfangs der Meinung, das englische Volk könne sich für die italienische Einheit nicht begeistern und versicherten daher Oesterreich ihres Schutzes; als aber die grossen Volksversammlungen von Manchester, Northampton und Glasgow, auf denen Kossuth die wahren Interessen Englands und der Freiheit erläutert hatte, sich entschieden gegen die Regierungspolitik ausgesprochen hatten, da gaben die leitenden Kreise nach und befolgten alsbald eine neutrale Politik.

Ungarn kann von England nicht mehr erwarten, als

Italien erlangt hat: Sympathie und Neutralität. Die englische Regierung wird dem Wiener Cabinet jedenfalls anempfehlen, es möge jeden Conflict mit Ungarn vermeiden und zur Wiederherstellung seiner Macht den Weg der Versöhnung betreten; zugleich wird es Jedermann, der den Krieg beginnen wollte, durch Drohungen davon abzuhalten trachten. Da es aber ausser allem Zweifel steht, dass die englische Regierung trotz aller Sympathie der englischen Nation für Ungarn, den Standpunkt der Neutralität nicht verlassen würde: so steht das Gewicht ihres Wortes in keinem richtigen Verhältnisse zur wirklichen Macht Englands. Im Augenblick der Entscheidung darf Ungarn daher auf Unterstützung von Seiten Englands nicht zählen, wohl aber auf Neutralität und Sympathie; solange der Kampf mit Waffen des Geistes geführt wird, wird unser Vaterland der moralischen Unterstützung Englands nicht entbehren; ob dieselbe aber discontirt werden kann, das gehört zu den Geheimnissen der persönlichen Politik.

III.

Turin, am 30. Juni 1861. — In den letzten Tagen des J. 1848 verliess ich Pest und kam gegen Mitte Januar in Paris an, wo die Verhältnisse unseres Vaterlandes so ziemlich unbekannt waren, obgleich sich Ladislaus Szalay, Josef Irinyi, Friedrich Szarvady und Emerich Szabó unter der energischen Leitung des Grafen Ladislaus Teleki redlich bemühten, das Ausland über unsere Lage aufzuklären. Aber Europa und insbesondere Paris wendete seine Aufmerksamkeit vor allem dem Treiben der Socialisten zu; ausserdem erregte die Präsidentenwahl und deren mögliche Folgen allgemeines Interesse; ausser uns waren noch dort: die rumänischen Emigranten Golesco, Bratiano und deren Freunde, die seither Minister des Fürsten Cousa geworden sind; der Vertreter der aufständischen Serben, Herkalovics, der schon damals behauptete, dass sich aus dem blutigen Conflicte zwischen den Ungarn und Serben mit der Zeit eine beständige Freundschaft beider entwickeln werde; Berlics, der Agent der Kroaten; Raumer, der Vertreter des geeinten Deutschlands; der Abgesandte des Kremsierer Reichstages als Vertreter von Gross-Oesterreich; die

panslavistischen Polen und Russen von allen Parteischattirungen — diese alle stellten die Ereignisse von ihrem Standpunkte aus dar.

Jene bedauerungswürdigen Staatsmänner, welche die Laune des Schicksals damals für kurze Zeit an die Spitze Frankreichs gestellt hatte, hörten so viel von Gross- und Klein-Deutschland, von dessen Einheit, von einem grossen, einheitlichen, constitutionellen Oesterreich, von den Ansprüchen Daco-Rumäniens, von der serbischen Wojwodschaft, von einem südslavischen Reiche, von der Einheit aller Slaven, von der achthundertjährigen Verfassung Ungarns, unter deren Schutz die Ideen der Gegenwart in gesetzmässiger Weise verwirklicht worden, dass ihnen der Kopf schwirrte. Sie wussten nicht, wem sie glauben sollten; es schien ihnen unglaubwürdig, dass es überhaupt eine ungar. Nation gebe, denn Ungarn ward ja von den Serben, Kroaten, Slovaken, Deutschen und Walachen als Eigenthum reclamirt; ein französischer Abgeordneter, der sich zu einer Interpellation bezüglich Ungarns rüstete, war allen Ernstes der Meinung, Siebenbürgen gehöre zum türk. Reiche und der Minister des Aeussern rieth dem Grafen Teleki, die ungar. Nation solle sich ausschliesslich dem Katholicismus und dem Slaventhum anschliessen, dann sei sie im Stande, jeder Gefahr die Stirn zu bieten. Eine derartige Begriffsverwirrung konnte nur schwer gelöst werden; dem Grafen Teleki gelang die Erfüllung dieser Aufgabe nur vermöge seiner scharfen Auffassungsgabe, seines würdevollen Auftretens, seines taktvollen Vorgehens und seiner unermüdlichen Thätigkeit. Mehrere ausgezeichnete Mitglieder der Emigration unterstützten ihn in diesem Werke. Aber die französische Nation warf sich dem Imperialismus in die Arme. Seitdem vertritt ein einziger Mann die Nation und seine ersten Schritte waren nicht vertrauenerweckend. Die Gründung einer neuen Dynastie brachte es nothwendiger Weise mit sich, dass neue Interessen geschaffen und neue Grundsätze aufgestellt wurden. Es wurde vor allem das Nationalitätenprincip aufgestellt und das Princip, dass das suffrage universel die eigentliche Grundlage der Throne sei; beide standen in directem Widerspruch mit den Verträgen von 1815. Dieser Gegensatz führte naturgemäss

zum Kriege mit Oesterreich, dessen centralistische Bureaukratie in Deutschland, Italien, Ungarn, Böhmen und Polen der grösste Widersacher der Nationalitätsidee ist. Die Idee Gross-Oesterreichs steht der italienischen und deutschen Einheit, steht ferner der Wiedergeburt Polens, den Wünschen der Czechen und der constitutionellen Selbstständigkeit Ungarns im Wege. Der Krieg war unvermeidlich geworden. Die Punktationen von Villafranca geboten dem Vordringen der franz. Adler Einhalt; die italienische Nation gewann Gelegenheit die Einheit aus eigener Kraft zu erringen und Oesterreich gewann Zeit, sich mit der neuen Dynastie auszusöhnen und mit den neuen Principien zu befreunden. Die italienische Nation hat die Gelegenheit benützt und am zweiten Jahrestage der Schlacht bei Solferino fehlen zur gänzlichen Einheit Italiens nur mehr Rom und Venedig. Oesterreich aber hat die zu seiner Rettung völlig genügende Zeit unbenützt verstreichen lassen; die Erfolglosigkeit der Einberufung des Reichsrathes ist vielmehr ein Zeichen des Widerstandes, den die verschiedenen Länder der Centralisation und der deutschen Bureaukratie entgegensetzen; hieraus folgt, dass die Idee der Einheit Oesterreichs nicht lebensfähig ist.

Was für eine Politik wird nun unter diesen Umständen der französische Kaiser befolgen? Der Kaiser unterscheidet sich von seinem Onkel vornehmlich dadurch, dass er jedesmal nur ein Ziel anstrebt; er ist ein Meister des politischen Nacheinanders. So lange die italienische Frage nicht gelöst ist, wird er an keine andere Frage herantreten. Die Lösung der venetianischen Frage steht in innigstem Zusammenhange mit der ungar. Frage, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass das berühmte Festungsviereck nicht vom Po und Mincio aus, sondern nur von der mittleren Donau her erobert werden kann; ebendeshalb widmet Europa der ungar. Frage diesmal mehr Aufmerksamkeit als i. J. 1848. Nach den Regeln des politischen Nacheinander geht die römische Frage der venetianischen Frage voran und es können Monate um Monate vergehen, bis diese, die ganze katholische Welt in Aufregung versetzende Frage erledigt ist, und bis dahin will der Kaiser sich nicht einmal in eine Erörterung über Venedig einlassen; und dies

umsoweniger, als die venetianische Angelegenheit, eben in Folge ihres Zusammenhanges mit der ungar. Frage, ohne grösseren Krieg nicht geordnet werden könnte. Vor einem grossen Kriege schrecken sowohl Frankreich als auch ganz Europa zurück und würden ihn nur dann gestatten, wenn die durch denselben abzuwendende Gefahr noch grösser wäre, als der Krieg selbst; jene Gefahr wäre die Revolution.

Zwei Dinge muss sich jeder ungar. Patriot vor Augen halten: erstens, dass Italien aus Erfahrung weiss, wie theuer die französische Hilfe zu stehen kommt und lieber Jahre warten will, um sich aus eigener Kraft zu befreien, als Frankreich um Hilfe bitten; zweitens, dass auch der Kaiser sterblich ist und dass seine Pläne, mit denen die franz. Nation nichts gemein hat, das Werk seines Geistes sind. — Die französischen Staatsmänner wachen auch heute noch eifersüchtig über die Hegemonie Frankreichs und sehen das Erstarken der Nachbarvölker nicht gerne. Die zwerghaften Führer der alten Parteien, die Guizot's und Thiers', die Lamartine's und Montalambert's sehen einzig und allein in der Schwäche der Nachbarn die Garantie für die Macht Frankreichs. Die italienische Einheit besitzt in Frankreich, wie Cavour im vorigen Jahre in einer Kammersitzung ganz unumwunden erklärte, nur einen einzigen einflussreichen Freund und dies ist der Kaiser. Von ihm, beziehungsweise von der Dauer seines Lebens hängt die Vereinigung Venedigs mit Italien und die Lösung der damit verknüpften Frage ab. Die Orleanisten und Legitimisten sind Italien feindlich gesinnt, die Republikaner verhalten sich neutral; einer ihrer hervorragendsten Führer erklärte dem Lenker der ital. Bewegung i. J. 1848 ganz trocken, das Blut der Franzosen gehöre ausschliesslich Frankreich.

IV.

Turin, am 5. Juli 1861. — Die italienische Einheitsidee, welche Jahrhunderte hindurch der Traum der Denker und Staatsmänner Italiens war, hat in unseren Tagen plötzlich die ganze Nation mächtig ergriffen und begeistert sie zu grossen Thaten. Noch i. J. 1849 waren die separatistischen Gesinnungen so allgemein, dass weder die venetianische noch die

toskanische Republik von einer Vereinigung mit Rom etwas hören wollten und als davon die Rede war, dass sich diese drei Staaten — wenigstens einstweilen — Turin unterordnen sollten, da jammerte die gebildete Bevölkerung Florenz' und meinte, sogar die Monumente und Statuen würden sich gegen einen derartigen Plan empören. Und siehe! Zehn Jahre später wetteiferten Florenz, Mailand, Bologna, Neapel und Palermo in der Anerkennung Turins als des Sitzes der Regierung.

Das Gefühl der nationalen Einheit ist heute zur Triebkraft der italienischen Politik geworden und jener Grundsatz, der vor wenigen Jahren blos das Motto geheimer revolutionärer Gesellschaften war, ist heute vom Parlament, vom Cabinet und vom König recipirt und wird nicht mehr in revolutionären Proclamationen, sondern in Staatsschriften vor ganz Europa verkündet. — So lange Rom und Venedig nicht mit Italien vereinigt wird, kann die italienische Nation die Segnungen des constitutionellen Lebens nicht ganz geniessen. Diese Umwälzung von historischer Bedeutung verdankt Italien hauptsächlich drei Männern: Mazzini, der für die Verbreitung jener Idee dreissig Jahre hindurch unermüdet wirkte; Garibaldi, der sie mit dem Schwert in der Hand verwirklichte, und Cavour, der die Mächte mit der revolutionären Idee versöhnte oder zum mindesten an deren Folgen gewöhnte. An der Vollendung seines Werkes hinderte ihn der Tod. Aber das Hinscheiden dieses grossen Staatsmannes hat in der Entwickelung der italienischen Einheit keinen Stillstand hervorgerufen; denn Ricasoli bekennt sich vielleicht noch männlicher und freimüthiger als Cavour zu dem Ziele, nach welchem die italienische Nation strebt, und dies ist die vollständige Einheit Italiens.

An einen wirklichen Frieden zwischen Oesterreich und Italien kann daher auch Niemand glauben, das jetzige Verhältniss zwischen diesen Beiden ist das eines Waffenstillstandes. Der jetzige Zustand drückt auf die Finanzen beider Staaten, und so ist denn der Krieg unvermeidlich, ausgenommen Venedig würde auf friedlichem Wege mit Italien vereinigt; für die Verwirklichung dieses Projectes ist die englische Diplomatie schon seit längerer Zeit thätig. Die Ausbreitung des

Krieges über ein grösseres Gebiet ist es, wovor sich die engl. Regierung fürchtet, und deshalb entwickelt sie eine rege Thätigkeit, um diese heikle Frage zu lösen. So viel steht übrigens fest, dass Italien gegenwärtig zu einem Kriege nicht genügend gerüstet ist. So lange Franz II. von Neapel sich in Rom aufhält und von dort aus seine Anhänger in Calabrien und in den Abruzzen zum Widerstande aneifert: ist ein Dritttheil der ital. Armee im Süden des Landes festgehalten und ausserdem ist die ital. Armee in Folge der Auflösung der neapolit. Armee und der Freischaar Garibaldi's zu einem Angriffskriege zu schwach. Es ist allerdings wahr, dass die ital. Regierung bestrebt ist, den Stand der Armee zu erhöhen, dass ihr die Kammer in Anbetracht der bevorstehenden Ereignisse eine Anleihe von 500 Millionen bewilligt hat, dass in den Arsenalen Tag und Nacht gearbeitet wird, dass zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und zur Vertheidigung der Festungen 220 Mobil-Bataillone aufgestellt werden, dass die Erhaltung der ungar. Legion durch die ital. Regierung die Absichten derselben deutlich verräth: aber trotzdem dürfen wir nicht vergessen, dass die ital. Armee auch im nächsten Frühjahre zur Hälfte aus Rekruten bestehen wird, dass die Pläne des franz. Kaisers schwankend sind und dass die gesammte Diplomatie Europas den Krieg, da sie dessen eigentlichen Zweck voraussieht, zu verhindern bestrebt ist.

Ferner ist zu beachten, dass die ital. Regierung sich schon seit Langem an Geduld und ruhiges Zuwarten gewöhnt hat; sie wird sich daher nicht in einen Krieg stürzen, der, wenn er unglücklich endete, die bisher gewonnenen Resultate vernichten würde. Es wäre also jede Berechnung verfehlt, die sich auf die Hoffnung stützte, dass die ital. Regierung im nächsten Frühjahr einen Krieg beginnt. Uebrigens wird Italien nicht blos durch Parlament und Cabinet vertreten; der eine Pol des politischen Lebens in Italien weist nach Turin, der andere nach Caprera; doch davon in meinem nächsten Briefe.

V.

Turin, am 10. Juli 1861. — Bei einem gemüthlichen Mahle, das George Saunders, der amerik. Consul in London,

i. J. 1855 am Geburtstage Washington's veranstaltete und zu dem er die Führer der revolutionären Bewegung in Europa einlud, um sie Buchanan, dem Gesandten der amerikan. Union, vorzustellen, traf ich zum erstenmal mit Garibaldi zusammen; sein Auftreten war so bescheiden, offen und anspruchslos, dass Niemand in ihm den heldenmüthigen Kämpfer von Montevideo, Valtellina und Rom erkannt hätte. Im J. 1860 sah ich ihn in Turin wieder, von der Journalistenloge aus, als er heftig gegen die Abtretung Nizzas sprach. Heuer im Februar habe ich ihn auf Caprera besucht und bin seither wiederholt in Turin mit ihm zusammengekommen; ich habe mich überzeugt, dass der Befreier von Sicilien und Neapel als Staatsmann viel ernster und tiefer denkt, als man damals gemeiniglich glaubte, da der Glorienschein des Erfolges, der Cavour umgab, jede andere politische Persönlichkeit Italiens verdunkelte. Im Juni suchte ich ihn abermals in seinem Felsenneste auf. Damals erkundigte er sich eingehend um die Verhältnisse und die Lage Ungarns. Er betrachtet den Kampf für die Freiheit zwar als eine allen Völkern gemeinsame Sache, seine Dienste widmet er aber vor Allem seinem Vaterlande; nächst Italiens Einheit gilt ihm die Befreiung Ungarns als das heiligste und wichtigste Unternehmen. Er wünscht Nichts sehnlicher, als dass zuerst die ital. Nation politisch geeinigt, die polnische und die ungarische Frage in gerechter und billiger Weise gelöst werde und dass dann die Herrscher Europas durch ein gemeinschaftliches Uebereinkommen den Stand der Armeen herabsetzen und die Aufrechthaltung der inneren Ordnung und die Vertheidigung der Staaten den Volksheeren überlassen. Dann könnte, so meint er, die ungeheuere Kraft, die jetzt nutzlos verschwendet wird, zu gemeinnützigen Unternehmungen, zur moralischen Ausbildung und Erziehung der vernachlässigten niederen Klassen verwendet werden. Die Lösung der ital., ungar. und poln. Frage gilt ihm als die einzige sichere Grundlage für den Frieden Europas. Es erfüllte ihn mit grosser Befriedigung, dass sich die Kroaten, Ungarn und Serben neuerdings als Brüder fühlen, dass die Grenzer eine günstige Umgestaltung ihrer traurigen Lage von der Herstellung constitutioneller Formen und von der Vereinigung mit den Ungarn erwarten,

und dass alle drei Nationen einsehen, dass die Freiheit so, wie das Licht der Kerze sei, das Nichts von seiner Kraft verliert, auch wenn man an der Flamme derselben mehrere andere Kerzen anzündet. Für die Rumänen hegt er grosse Sympathie, findet es aber unbegreiflich, dass manche von ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche von Wien, diesem Gegner aller Nationalitäten und nicht von Pest erwarten; denn Ungarn sei es ja gewesen, welches den rumän. Bauer und dessen Besitz befreit habe, während er in Russland und in den Donaufürstenthümern weder persönliche Freiheit, noch Eigenthumsrechte besitze. Er erkundigte sich über unsere heimischen Verhältnisse, über die Stellung der Parteien, über die Wünsche und Beziehungen der einzelnen Nationalitäten und sagte endlich:

— Wo immer in Europa ein Kampf für die Freiheit ausbricht, werde ich sammt meinen Genossen daran theilnehmen, sobald man mich ruft. Die Initiative aber ergreife ich nie und nirgends; ich kann und will nur dort meine Thätigkeit entfalten, wo die Kämpfer gegen die Tyrannei meine Mitwirkung direct wünschen; ich werde mich niemals aufdringen. Ungerufen würde ich selbst dort nicht mitkämpfen, wohin mein Herz mich zöge; wenn man mich aber ruft, halte ich es für meine Ehrenpflicht, zu kommen.

Garibaldi's Ueberzeugungen wirken mit Zaubergewalt auf die ital. Jugend und diese reisst die Regierung mit sich fort.

VI.

Turin, am 11. Juli 1861. — Ueber die deutschen Verhältnisse kann ich nicht so gründlich referiren, wie über jene, welche ich in meinen früheren Briefen besprochen habe; denn während meiner Verbannung bin ich bisher mit deutschen Staatsmännern — einen oder den anderen preussischen Diplomaten ausgenommen — in keinerlei Berührung gekommen. Aus dem Verkehr mit deutschen Emigranten gewann ich immer mehr die Ueberzeugung, dass die Vereinigung Deutschlands nicht so leicht gelingen werde, wie die Italiens. Die innere Zerrissenheit Deutschlands und die separatistischen Gesinnungen eines Theiles der Bevölkerung verzögern die Verwirklichung des von vielen deutschen Patrioten seit mehr als fünfzig

Jahren gehegten Wunsches. Aber auch Frankreich sähe diese Vereinigung sicher nicht gerne, da ein einiges Deutschland ein mächtiger Rivale und gefährlicher Feind Frankreichs werden könnte. Dieses hat daher auch Nichts dagegen, wenn die kleineren Herzogthümer von den grösseren Staaten annectirt werden, die dann gegen einander intriguiren (wie jetzt Oesterreich, Preussen und die Südstaaten) und ihre Kraft zersplittern: aber kein Franzose, der sein Vaterland liebt, wird sich für die deutsche Einheit begeistern.

Der mächtigste Feind der deutschen Einheit aber ist die Herrschsucht der Deutschen, der zu Liebe sie sich stets mit der Vertheidigung von Interessen abgeben, die ihrer Vereinigung geradezu im Wege stehen; dieses Vorgehen hat den Namen der Deutschen bei allen Nationen Europas verhasst gemacht. Höchst selten trifft man bei Deutschen eine gerechte Beurtheilung der slavischen Rasse und besonders der Polen; ja in Süddeutschland ist die Anschauung fast allgemein verbreitet, dass die Behauptung Venedigs als österr. Provinz und die Einverleibung Ungarns in die österr. Monarchie eine Existenzbedingung für diesen Theil Deutschlands sei. Es wäre allerdings recht bequem, die Grenzen durch die Czechen, Polen, Ungarn, Kroaten und Italiener vertheidigen zu lassen; da könnten sich dann die deutschen Gelehrten freilich ohne Kummer und Sorge dem Studium und der Forschung hingeben. Die daheim von ihren Duodez-Tyrannen bedrückten Deutschen entwickeln ein ganz bedeutendes Selbstgefühl, wenn sie andere Nationen unterdrücken können oder ihrer „Machtstellung“ in Venedig, im Trentino, in Ungarn und Polen gedenken, in welchen Ländern sie nach Herzenslust civilisiren können. Es gibt übrigens auch unter den Deutschen eine Partei, welche die Rechte der Italiener, Ungarn und Polen anerkennt. Diese Partei will von einem Gross-Oesterreich nichts wissen, da die Verwirklichung dieses Gedanken die deutsche Einheit vernichten würde. Sie sähe anstatt des engeren oder weiteren Reichstages am liebsten ein Parlament der zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen Oesterreichs in Wien versammelt, dadurch würde, so meinen die Anhänger dieser Partei, dem unangenehmen, pedantisch-bureaucratischen Geist Preussens

ein für Deutschland wohlthätiges Gegengewicht geschaffen. Diesen preussischen Geist hasst man in Süddeutschland so sehr, dass man sogar auf die Einheit verzichten würde, um nur nicht unter die preussische Hegemonie zu gerathen. Die deutschen Cabinette und Höfe aber theilen diese Ansichten nicht, sondern billigen das Vorgehen Oesterreichs gegen Ungarn vollkommen. So viel ist jedenfalls sicher, dass Ungarn auf eine deutsche Diversion zu seinen Gunsten nicht zählen darf, obgleich die deutsche Presse und Intelligenz zum grössten Theil Sympathie für uns hegt, da sie einsieht, dass die schleswig-holsteinsche und die kurhessische Frage mit der ungarischen identisch seien. Die deutsche Frage ist noch nicht reif und wir können von den Deutschen daher nicht mehr erwarten, als dass sie dem Ritter Schmerling folgende Worte Uhland's in's Gedächtniss rufen:

Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet
So hochgestellt kein ird'scher Mann,
Dass, wenn das Volk nach Freiheit dürstet,
Er es mit Freiheit tränken kann.
Dass er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

Höheren Orts könnten sie recitiren:

Und ist er im Palast geboren,
In Fürstenwiege auch gewiegt;
Die Treue wird ihm nicht geschworen
Bis der Vertrag besiegelt liegt.

VII.

Turin, am 14. Juli 1861. — Lieber Freund! Du wirst Deiner Gewohnheit gemäss fragen: „Worin besteht die „Moral" dieser sechs Briefe, die ich im Napló (Journal) zu einer Zeit abdrucken liess, in welcher an interessanten Gegenständen kein Mangel war?" Hierauf kann ich nur mit grösster Vorsicht antworten; übrigens haben unsere Landsleute schon genügende Uebung „im Lesen zwischen den Zeilen."

Die jetzige Krisis führt vielleicht zu einer Aussöhnung auf der Grundlage der Gesetze v. J. 1848. Wenn sich die Möglichkeit hiezu böte, wäre es ein Verbrechen, die Aussöh-

nung zu verhindern. Ein ehrlicher Ausgleich kann aber blos auf Grundlage des Gesetzes geschlossen werden. Lord Palmerston befürchtet sogar, wie aus seinem Leiborgan, der „Morning Post" ersichtlich ist, dass die Ungarn am Ende gar in den Reichsrath eintreten. Er braucht sich deshalb keine Sorge zu machen, denn, wie der alte, ehrliche Uhland sagt:

Die Treue wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt.

Es ist mir wohlbekannt, dass daheim Viele eine Aussöhnung nicht blos wünschen, sondern sogar mit Sicherheit darauf zählen. Da mich aber die zwölfjährige Verbannung vom Optimismus vollkommen geheilt hat, halte ich mir stets folgende Alternative vor Augen: soll Ungarn, wenn der Ausgleich nicht zu Stande kömmt und die Regierung so vorgeht, wie nach dem Jahre 1848, ein Märtyrerthum auf sich nehmen, wie die Polen, oder soll es noch einmal das letzte Mittel versuchen?

Darauf wollte ich in meinen Briefen antworten. Ich wollte den Nachweis führen, dass gegenwärtig kein Krieg in Sicht sei.

Wenn also vom Auslande Nichts zu erwarten ist, was soll Ungarn thun? Auf sich selbst und nicht auf fremde Armeen vertrauen! Wenn Ungarn in sich selbst Kraft und Entschlossenheit findet, dann wird es nicht verlassen bleiben.

Die „Moral" meiner Briefe ist in folgenden Versen Byron's enthalten:

Freedoms battle once begun,
Bequeathed, by bleeding sire to son,
If baffled oft, is ever won!

Und nun sage ich Dir Lebewohl und bleibe Dein Freund

Franz Pulszky.

Aspromonte.

I.

Ricasoli blieb nicht lange Ministerpräsident; er entbehrte des Ansehens, das politische Erfolge verleihen und das Cavour in so hohem Masse besessen hatte. Die noch immer vorwiegend aus Piemontesen bestehende Bureaukratie konnte sich an seine Manier nicht recht gewöhnen. Napoleon, gewöhnt an die scharfe Auffassung und den politischen Tact Cavours, hatte zu der politischen Geschicklichkeit des toscanischen Barons kein Vertrauen, in Bezug auf die römische Frage bestand sogar ein entschiedener Gegensatz zwischen ihnen. In der Kammer, wo früher eine compacte Majorität bestanden hatte, begannen sich jetzt territoriale Fractionen zu bilden. Der König selbst war dem Minister wegen seiner starren Formen ebenfalls nicht sehr gewogen; dieser ward seiner Stellung, da er seine Absichten nicht zu verwirklichen vermochte, bald überdrüssig, und dankte im März 1862 ab. Rattazzi trat an seine Stelle. ihm war der König viel mehr geneigt, als Cavour; er war der parlamentarische Führer der piemontesischen gemässigten Liberalen und war schon einigemal Minister gewesen.

Garibaldi hegte Rattazzi gegenüber nicht jene Antipathie, die ihn dem Minister Cavour entfremdet hatte. Der Zwist zwischen Garibaldi und der Regierung hatte übrigens aufgehört, seitdem die Angelegenheiten der Südarmee und der Offiziere der garibaldischen Frei-

schaar geordnet waren; die Regierung bekannte sich jetzt sogar zu der Theorie Garibaldi's „über die Nation in Waffen" und förderte allenthalben die Gründung von Schützengesellschaften. Garibaldi kam damals nach Turin und inspicirte in den Städten längs des Po die Schützengesellschaften; er wurde überall mit Jubel empfangen. Viele seiner früheren Offiziere schlossen sich ihm nach und nach an, und als er sich der österr. Grenze näherte, sprach man allgemein davon, dass er eine neue Expedition gegen Oesterreich vorbereite. Einer seiner ungar. Offiziere, der ihn damals begleitete, kam zu mir nach Turin und theilte mir mit, dass mich Garibaldi zu sprechen wünsche; ich suchte ihn sogleich auf und traf ihn in Sarnico; alsbald bemerkte ich, dass irgend etwas Unangenehmes vorgefallen sein müsse: Offiziere, die übel gelaunt schienen, kamen und gingen, Garibaldi sprach von ganz gleichgültigen Dingen und machte sich bald wieder auf den Weg nach Genua und Caprera. Später erfuhr ich, dass die Regierung einen hervorragenden Offizier Garibaldi's hatte verhaften lassen und dass sie dem Militär befohlen, Garibaldi in den Weg zu treten, falls er es wagte, den Frieden zu brechen und über die österr. Grenze zu gehen. Nachdem diese Sache beigelegt war, verbreiteten sich die unglaublichsten Gerüchte. Man erzählte, Mazzini habe mit dem König hinter dem Rücken des Ministeriums eine Expedition Garibaldi's nach Venedig geplant, Rattazzi aber habe dies im Wege der französischen Polizei erfahren und verhindert.

II.

Garibaldi blieb aber nicht lange in Caprera; wir hörten plötzlich, er sei wieder in Sicilien. Den Grund seiner Reise dahin kannte Niemand. Man sprach zwar

davon, dass er die alten griechischen Provinzen befreien wolle, er selbst schwieg. Er ging mit einigen seiner vertrautesten Freunde nach Marsala, von wo er im J. 1860 seinen Triumphzug begonnen, dann zog er ganz auf demselben Wege, wie damals, nach Palermo. Seine Anwesenheit rief ausserordentliche Begeisterung hervor; alles drängte sich an ihn heran, jeder schätzte sich glücklich, wenn er nur seine Kleider berühren konnte; die Jugend schaarte sich um ihn, die Frauen vergötterten ihn. Pallavicini, der damals Statthalter in Palermo und seit langem Garibaldi's Freund war, wusste nicht, was er thun sollte; er empfing ihn mit der grössten Zuvorkommenheit, aber zu gleicher Zeit forderte er dringend Instructionen aus Turin. Endlich erschien in den Blättern eine Proclamation, in welcher Garibaldi seine Anhänger aufforderte, sich in dem Feigenwalde bei Palermo zu versammeln und ihm zu folgen. Nach einigen Tagen schon stand er an der Spitze einer Freiwilligenschaar. Von seinen früheren, berühmten Offizieren schlossen sich ihm aber nur sehr wenige an; man wusste nicht, was Garibaldi wolle; seine Truppen brachten Hochrufe auf den König aus, doch gleichzeitig gab Garibaldi die Losung: Roma o morte. Einige Tage später zog er mit seiner Schaar in das Innere der Insel. Pallavicini dankte ab und an seine Stelle wurde der ehemalige Kriegsminister, General Cugia, ernannt.

Wir in Turin wussten nicht, was wir von dem Abenteuer halten sollten. Mordini gegenüber erwähnte ich, dass ich darin, dass sich keiner der überlegteren Freunde Garibaldi's in seiner Umgebung befinde, eine grosse Gefahr für Italien sehe, dessen Existenz durch ein unbedachtes Unternehmen leicht bedroht werden könne. Mordini fragte mich hierauf, ob ich bereit wäre,

mit ihm nach Sicilien zu gehen. Ich sagte zu. Am nächsten Morgen traf ich am Bahnhof Mordini und mehrere Deputirte, ferner den alten Kampfgenossen Garibaldi's, General Fabrizzi, dann Cadolini und Cavino, die den neapol. Feldzug als Majore mitgemacht hatten. Wir stiegen in ein und dasselbe Coupé; wo wir über alles Mögliche sprachen, nur nicht über Sicilien und über den Zweck unserer Reise. In Genua angekommen eilten wir alle auf das Schiff, welches direct nach Palermo fuhr. Nunmehr redeten wir ganz rückhaltslos mit einander; wir waren sämmtlich der Meinung, Garibaldi habe sich in ein unkluges Unternehmen eingelassen, das Italien Gefahr bringen könne; wir gaben uns der Hoffnung hin, vielleicht auf ihn einwirken zu können. Wir waren übrigens überzeugt, dass Garibaldi sich zu diesem Abenteuer nicht entschlossen hätte, wenn der König nicht damit einverstanden wäre; in dieser Ueberzeugung bestärkte uns der Umstand, dass das Vorgehen der Regierung sehr zweideutig war, sie tadelte zwar das Vorgehen Garibaldi's, unternahm aber nichts gegen ihn. Als wir in Palermo anlangten, bemerkten wir sofort, dass hier schon Ausnahmszustände herrschten: die Reisenden mussten sich legitimiren, das Ziel ihrer Reise, ihren Aufenthaltsort angeben u. s. w. Es war klar, dass man die Ansammlung der Garibaldianer verhindern oder zum mindesten controlliren wollte. Dies war aber kaum nöthig, denn die alten Offiziere Garibaldi's hielten sich fern; auf dem Schiffe z. B., auf dem wir gereist waren, befanden sich kaum zwei Personen, die so aussahen, als ob sie zu Garibaldi hätten gehen wollen.

Wir erklärten, dass wir in dem Trinacria-Hôtel absteigen wollten, was man uns ohne Anstand gewährte.

Kaum waren wir im Hotel, als ein Flügeladjutant des Statthalters erschien, und uns einlud, Sr. Excellenz zu besuchen und in seinem Palais Quartier zu nehmen. Nach kurzer Berathung wurde beschlossen, dass ich allein zum Statthalter gehen solle. Ich erklärte demselben, dass es unsere Absicht sei, zu Garibaldi zu gehen und ihn zu überreden, dass er sein Unternehmen so einrichte, dass dadurch Italien keinen Schaden leide; ich sagte ihm ferner, dass wir das Vorgehen der Regierung nicht verstünden und dass die vier Deputirten mit Sr. Exc. deshalb nicht verkehren wollten, damit Garibaldi keinen Verdacht hege. Cugia gestand, dass er sich in grosser Verlegenheit befinde, da er keine bestimmten Instructionen erhalten. Er war damit einverstanden, dass wir zu Garibaldi gehen. Ich gab ihm dann noch einen Brief zu lesen, den ich an den Unterrichtsminister Matteucci gerichtet; in demselben schilderte ich die fanatische Begeisterung der sicilianischen Bevölkerung für Garibaldi. Der Statthalter ordnete die Absendung dieses Briefes durch seine Kanzlei an und bat, wir möchten die Antwort des Ministers abwarten und dann mit derselben zu Garibaldi reisen. Wir verweilten daher einige Tage in Palermo, denn das wussten wir ja, dass nichts besonderes vorfallen könne, so lange die Freiwilligen Sicilien nicht verlassen. Garibaldi's Plan wurde uns nach und nach klar; er wollte offenbar denselben Weg nehmen, wie das erstemal und rechnete darauf, dass das lawinenartige Anwachsen seines Heeres die Regierung zur Herstellung der angeblich gefährdeten socialen Ordnung zwingen werde. Unter diesem Vorwande hatte ja der König im J. 1861 einen grossen Theil des Kirchenstaates erobert; gewiss, so dachte sich Garibaldi, wird er auch diesmal kommen und den letz-

ten Schritt thun, d. h. in Rom einziehen. Dann möge der König, wenn er wolle, Garibaldi dafür bestrafen, dass er ihn zu einem solchen Schritte gezwungen.

Wir mietheten einen Wagen und fuhren auf schlechten Wegen nach Catania; wir fanden aber die Freiwilligen dort nicht und konnten auch nicht erfahren, wo sie sich aufhielten. Hier holte uns ein Adjutant des Statthalters ein, der mir die Antwort Matteucci's auf meinen Brief überbrachte. Ich entnahm aus dem Ton des Briefes, dass derselbe eigentlich an Garibaldi gerichtet war; Matteucci setzte jedenfalls voraus, dass ich den Brief Garibaldi lesen lassen werde; er beklagte sich in demselben in kräftigen Ausdrücken über Napoleon der Rom noch immer besetzt hielt; zugleich schilderte er aber auch die Schwierigkeiten, die Garibaldi der Regierung bereite, wodurch Roms Befreiung nicht nur nicht gefördert, sondern sogar vielleicht für lange Zeit unmöglich gemacht werde. Deshalb ersuchte er mich auch, Garibaldi dazu zu bewegen, dass er seinen Plan aufgebe und seine Schaar entlasse, sonst würde er die Regierung in die unangenehme Lage versetzen, sein Abenteuer mit Waffengewalt verhindern und den Befreier Italiens als Feind betrachten zu müssen.

III.

Wir setzten unsere Reise fort und kamen nach Mitternacht in Regalbuto an. Garibaldi und sein Stab hatten sich in einem grossen Gebäude einquartiert; da der General schlief, liessen wir uns in einem grossen, schlecht beleuchteten Saale nieder, wo wir wenigstens einige Stühle fanden. Nach längerer Zeit wurde uns gemeldet, dass Garibaldi uns erwarte. Er sprach zuerst mit Mordini und Fabrizzi, dann wendete er sich mit

den Worten an mich: „Was machen denn Sie da?“ — Ich erwiederte, dass ich, den er seinen Freund genannt, gekommen sei, weil er sich diesmal in eine Sache eingelassen, die mit den Gesetzen der Logik unvereinbar sei. Der Alte lächelte; ich sagte ihm dann, dass ich einen Brief von Matteucci erhalten, der eigentlich für ihn bestimmt sei. Ich übergab ihm den Brief; nachdem er ihn gelesen, gab er mir denselben zurück und sagte: „Ich weiss besser, als Matteucci, was ich und warum ich es thue.“ Diese Worte bestärkten mich in der Meinung, dass zwischen Garibaldi und dem König ein Einverständniss bestehe, welches die Regierung zwar ahne, aber nicht genau kenne. Garibaldi fügte dann noch hinzu: „In einer Stunde brechen wir auf; wenn Sie mir folgen wollen, müssen Sie sich auf einen starken Marsch gefasst machen, zu Mittag wollen wir in Centorbi sein.“

IV.

Wir brachen noch vor der Morgendämmerung auf und zogen auf den denkbar schlechtesten Wegen über das Gebirge. Die Schaar, die da zog, hatte auf der Welt ihres Gleichen nicht, was Ausdauer und Genügsamkeit anbelangt. Es war fürchterlich heiss, als wir zu Mittag nach Centorbi gelangten, das am Ostabhange der sicilian. Gebirge oberhalb der Ebene von Catania liegt. Vor der Stadt empfingen uns der Bürgermeister und der Rath; der erstere drückte sein Bedauern darüber aus, dass er den General und dessen Schaar nicht mit Lebensmitteln versehen könne, da er in dieser Beziehung von der Regierung die strengsten Weisungen erhalten habe und da in Folge höheren Befehles die Mühlen schon seit drei Tagen feiern, sei in der Stadt Brod für 6—8000 Mann keinesfalls vorhanden. Garibaldi's Augen

begannen zu funkeln, wie immer bevor er in Zorn gerieth; er war dessen sicher, dass seine Leute keinesfalls Hunger leiden würden, denn was man ihnen nicht gab, das konnten sie sich nehmen; da er aber ein Feind jeder Ordnungswidrigkeit war, hätte er es lieber gesehen, die Sache auf gütlichem Wege zu ordnen. Ich stand neben Garibaldi und bemerkte, dass der Bürgermeister Freimaurer sei; ich machte Garibaldi auf diesen Umstand aufmerksam. Dieser fragte nun den Bürgermeister, indem er das Freimaurerzeichen gab, ob er es über sich bringe, seine Brüder hungern zu lassen, die sich, wenn es darauf ankäme, das Nöthige mit Gewalt verschaffen könnten. Er werde seine Schaar, die nach Verlauf einer halben Stunde vollzählig hier sein werde, nicht in der Stadt einquartieren, sondern vor derselben lagern lassen; dann aber müsse man sie ordentlich versorgen, sonst könnte sie der Stadt doch einen Besuch abstatten. Der Bürgermeister verstand den Wink und versprach, alles aufzubieten, damit die Truppen nicht Hunger leiden; Garibaldi und die Offiziere aber lud er zu einem einfachen Mahle ins Stadthaus. Nachmittag, während der General ruhte, rief uns Corte in sein Zimmer, wo fast alle Offiziere versammelt waren. Es wurde die Frage aufgeworfen, was zu geschehen habe, wenn man auf ital. Truppen stosse; diese Voraussetzung war vollkommen gerechtfertigt, denn sämmtliche Garnisonen der Insel wurden in der Nachbarschaft von Catania concentrirt. Die Offiziere beschlossen einhellig, in einem solchen Falle mit gekreuzten Armen den Angriff der ital. Truppen abzuwarten, und unter keiner Bedingung auf ihre Brüder zu schiessen. Gleich nach Beendigung der Unterredung liess Garibaldi mich und Mordini zu sich rufen und trug uns, da unser Wagen einstweilen

nachgekommen war, auf, nach Paterno zu eilen und dort einem seiner Vertrauten zu sagen, die Zeit zum Handeln sei da, er solle seines Versprechens gedenken, der General werde am nächsten Morgen in Paterno sein. Wir kamen um Mitternacht nach Paterno; Mordini erinnerte sich eines Bekannten aus der Zeit seiner Prodictatur, zu diesem gingen wir zuerst. Derselbe theilte uns mit, dass jenes Individuum, an das uns Garibaldi gewiesen, zweifelhaften Charakters sei und schliesslich im Stande wäre, unseren Auftrag an die ital. Offiziere zu verrathen. Wir suchten diesen Mann trotzdem auf und überzeugten uns alsbald, dass sein Patriotismus nur Schwindel sei; er gestand es selbst ein, dass die Bevölkerung von Paterno Garibaldi nicht sehr zugethan sei und von dessen undisciplinirten Truppen ausgeraubt zu werden befürchte. Voll böser Ahnungen reisten wir weiter nach Catania.

Am Wege dahin trafen wir eine Abtheilung regulären Militärs. Man hielt uns an und als die Soldaten unsere Namen erfahren hatten, fragten sie uns, was sie thun sollten; sie hätten den Befehl, zu verhindern, dass die Freischaar Garibaldi's in Catania einziehe und an die Küste vordringe, und dennoch wünschten sie, sich ihres Auftrages zu entledigen, ohne es zu einem ernsten Zusammenstoss kommen zu lassen, denn es wäre für sie fürchterlich, wenn sie die Garibaldianer angreifen müssten. Wir antworteten, dass wir das Vorgehen der Regierung nicht verstünden, denn wenn man die Expedition Garibaldi's ernstlich verhindern wollte, hätte man ihn in seinem Vormarsch schon längst aufhalten können. Gegen Mittag langten wir in Catania an; hier herrschte reges Leben und Treiben; die Stadt war mit Mauern umgeben und daher musste es der

Garnison leicht fallen, die Garibaldianer an der Besetzung der Stadt zu hindern; die Bevölkerung der Stadt aber war entschieden garibaldinischer Gesinnung. Wir erhielten später Nachricht, dass Garibaldi bei Paterno mit den regulären Truppen zusammengetroffen sei, dass sich die Einwohner aber zwischen beide gestellt, beiden Lebensmittel zugetragen hätten und dass endlich der eine Gegner rechts, der andere links abgezogen sei. Das schien uns unglaublich; es geschah aber noch unglaublicheres, die Garnison von Catania zog gegen Abend bei einem Thore hinaus, um die Rothhemden im Innern der Insel aufzusuchen, und anderthalb Stunden später erschien Garibaldi mit einer Freischaar von der anderen Seite. Sie schienen einander absichtlich auszuweichen. Garibaldi wurde bei seinem Einzuge mit Jubel empfangen. Seine Schaar erhielt hier starken Zuwachs und oblag täglich fleissig militärischen Uebungen. Wir befanden uns in einer befestigten Stadt, vor uns das Meer, hinter uns die reguläre Armee. Wie soll das enden, so fragte ich mich oft.

Garibaldi schlug sein Hauptquartier in dem Benedictinerkloster auf. Vor uns im Hafen lagen zwei ital. Kriegsschiffe vor Anker, so dass ein Entkommen aus der Stadt unmöglich schien; aber Garibaldi blieb gut gelaunt und Niemand wagte es, ihn nach seinen Plänen zu fragen. Nach einigen Tagen erschienen im Hafen das französ. und das ital. Postschiff. Als ich Nachmittags am Hafen promenirte, bemerkte ich auf dem Verdeck des einen der beiden Schiffe einige Rothhemden. Bald darauf theilte mir Mordini mit, dass Garibaldi uns rufen lasse. Wir gingen zu ihm; er gab Mordini und Calvino Briefe, und trug ihnen auf, so schnell als möglich nach Turin zu reisen und dort seine Aufträge aus-

zuführen. Nachdem er sich von ihnen verabschiedet hatte, reichte er auch mir die Hand, ich aber erklärte, dass ich ihn jetzt, wo die Gefahr eigentlich erst beginne, nicht verlassen wolle. Er war überrascht und beauftragte Corte, sofort das Obersten-Patent für mich ausfertigen zu lassen; dann sagte er mir, wenn ich bei ihm bleiben wolle, müsse ich trachten, bis zum Abend auf einen der Dampfer zu gelangen, Bidischini werde mir dabei behilflich sein. Als der Abend zu dämmern begann, lichteten die ital. Kriegsschiffe die Anker und dampften ab.

Es war offenbar, dass sie uns auswichen, denn dass sie es nicht bemerkt haben sollten, wie sich die Postdampfer nach und nach mit Rothhemden füllten, war einfach unmöglich. Ich vermuthete schon, man wolle uns am Meere einfach abfangen, um jedes Blutvergiessen zu vermeiden, ohne welches es nicht abgegangen wäre, wenn man uns in der Stadt von zwei Seiten angegriffen hätte. Gegen 9 Uhr fuhr ich auf einem Kahne zu einem der Schiffe, das schon ziemlich dicht besetzt war; am Ufer drängte sich eine grosse Menge zu den Kähnen, obgleich auf den beiden Schiffen höchstens 1500 Mann Platz fanden; endlich erschien auch Garibaldi auf dem Verdeck und rief befehlend: „silenzio“. Ferner ordnete er an, dass auf den Schiffen die grösste Stille herrschen müsse, dass keinerlei Licht, ja nicht einmal Cigarren angezündet werden dürfen, damit uns die Kriegsschiffe im Dunkel der Nacht nicht bemerken. Der Befehl wurde zwar überallhin mitgetheilt, aber Ruhe trat dennoch nicht ein und zwar umsoweniger, als die am Ufer Zurückgebliebenen — der Abschaum der Freischärler — jetzt erst bemerkten, dass für sie kein Platz mehr sei und in Folge dessen einen furchtbaren Lärm

schlugen, ja, als sie von den Schiffen her keine Antwort erhielten, sogar auf uns schossen, aber ohne uns zu schaden, da die Entfernung zu gross war. Wir fuhren ab und sahen voll Spannung einem Zusammentreffen mit den Kriegsschiffen entgegen, diese waren aber nirgends zu sehen; es war schon heller Tag, als wir im Gebiete von Mileto an der Küste von Italien landeten. Sofort begann die Debarquirung, die zwei Stunden in Anspruch nahm. Garibaldi liess die Schaar gleich weiter marschiren; mir gab er den Auftrag, auf das Schiff zurückzugehen, die ungar. Legion in Neapel von seiner baldigen Ankunft daselbst zu verständigen, dann nach Turin zu reisen und dort die Gesinnungsgenossen anzueifern. Ein ernster Zusammenstoss, sagte er weiter, werde erst mit den Franzosen jenseits Neapels erfolgen; dort erwarte er mich, wenn ich mich durchaus Gefahren aussetzen wollte.

Ich ging auf das Schiff zurück und kam zu Mittag nach Messina, wo ich Mordini und Fabrizzi traf, die mit Verwunderung vernahmen, dass Garibaldi die Landung geglückt sei. Zwei Stunden später fuhren wir nach Neapel, wo wir Abends ankamen. Der Oberst Dunyov, der in der Schlacht bei Capua ein Bein verloren und in Neapel in Pension lebte, suchte mich auf und erzählte mir, dass Ihász Tags zuvor zur Legion nach Nola zurückgegangen sei; er versprach mir, demselben meine Aufträge zu übermitteln. Ich bat ihn noch, Alexander Dumas zu verständigen, dass ich ihn am nächsten Morgen, bevor ich abreise, zu besuchen wünsche; dann verfasste ich einen ausführlichen Bericht über die romantischen Ereignisse der letzten Tage für die „Daily News“ und begab mich spät nach Mitternacht zur Ruhe.

V.

Am nächsten Morgen suchte ich Mordini in seinem Zimmer auf und fragte ihn, wo wir speisen würden, worauf er, indem er auf einen Polizisten wies, den ich bis dahin nicht bemerkt hatte, sagte: Sie sehen, ich habe einen Gast, ich bin ein Gefangener. Eben trat Fabrizzi ein, auch diesen erklärte der Polizist für verhaftet. Fabrizzi berief sich auf seine Immunität als Deputirter, aber der Polizist stützte sich auf einen Befehl des Generals Lamarmora und auf den seit gestern über die Stadt verhängten Belagerungszustand. Während der Polizist mit Fabrizzi beschäftigt war, liess Mordini sein Portefeuille in meine Tasche gleiten, ich empfahl mich nun und wollte gehen, aber bei der Thür stand gleichfalls ein Polizist, der mir bedeutete, dass zwar Jedermann in das Zimmer herein, Niemand aber hinaus dürfe. Ich blieb also und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Die beiden Deputirten verfassten einen Protest gegen die Verletzung ihrer Immunität und sendeten denselben dem Polizeichef; bald darauf brachte man einen formellen Befehl Lamarmora's, der unter Berufung auf den Belagerungszustand anordnete, die Deputirten als Gefangene in die Festung Castel nuovo zu bringen. Nachdem die übrigen gegangen waren, blieb nur ein Polizeicommissär zurück, dem ich sagte, dass ich Correspondent der „Daily News" sei und nach Turin reisen wolle. Der Commissär liess mich durch einen Polizisten in mein Zimmer begleiten, wo ich meine Reisetasche zu mir nahm und die Hotelrechnung beglich. Der Commissär kehrte bald darauf zurück und kündigte mir an, der Polizeichef gebe mich frei und verlange nur, dass mich ein Polizist sofort aufs Schiff begleite und jeden Verkehr meinerseits mit anderen

Personen verhindere. Ich nahm meine Tasche und ging von dem Polizisten begleitet aufs Schiff. Dort nahm mir derselbe das Ehrenwort ab, dass ich nicht aufs Land zurückkehre, und liess mich dann in meiner Cabine allein; ich that nun Mordini's Portefeuille in meine Reisetasche und warf einige Proklamationen Garibaldi's, die ich bei mir hatte, ins Meer. — Bald darauf entstand auf dem Verdeck ein grosser Lärm; ich eilte hinauf und vernahm, wie jener Commissär, der Mordini verhaftet hatte, befahl, dass sämmtliche Reisende auszusteigen und auf dem Polizeibureau zu erscheinen hätten. Unter den Passagieren war eine Schauspielergesellschaft, die mit grossem Geschrei gegen diese Zumuthung protestirte. Ich ging auf den Commissär zu und sagte, dass ich wohl wisse, warum er gekommen sei, dass man ja doch nur mich verhaften wolle; es wäre viel einfacher, wenn er die Uebrigen hier liesse und nur mich ohne Aufsehen zur Polizei führte.

— Excellenza, so antwortete er, es ist in der That so, wie Sie sagen. Er liess die Anderen am Schiffe und führte blos mich zur Quästur. Hier empfing mich ein sehr zuvorkommender Polizei-Secretär Namens Amore; er hiess mich auf einem Divan Platz nehmen, setzte sich mir gegenüber an einen Schreibtisch und nahm die Feder zur Hand. Ich sah, dass die Untersuchung beginnen sollte. Ich kam dem Secretär zuvor und sagte ihm beiläufig dasselbe, was er wahrscheinlich mir gesagt hätte: dass ich ihn sehr bedauere, da ich ihn in einer solchen Lage sehe, dass dies übrigens blos die Umstände so mit sich brächten und dass ich das Unangenehme seiner Stellung vollkommen begreife.

— Wie meinen Sie das? fragte er überrascht.

— Sie sind ein Galantuomo und sind jetzt zur

Rolle eines Sbirren verurtheilt; wir leben unter der Regierung Victor Emanuel's und Sie müssen dennoch so vorgehen, als ob Sie dem König Bomba dienten.

Herr Amore lächelte und gab zu, dass ich zum Theil Recht habe und dass er sich wirklich in einer unangenehmen Lage befinde. Ich unterbrach ihn hierauf abermals:

— Das soll Sie nicht beunruhigen, ich fasse die Situation vollkommen richtig auf. Ich heisse Franz Pulszky und bin Correspondent der „Daily News"; ich war bei Garibaldi in Sicilien, was sogar Ihre Minister wissen, als Beweis dafür diene Ihnen dieser Brief von Matteucci, der in so vertraulichem Tone abgefasst ist und die Politik Napoleon's so scharf geisselt, dass dessen Veröffentlichung dem Minister jedenfalls sehr unangenehm wäre. Daraus können Sie ersehen, dass er mir vollständig vertraut.

Amore las den Brief durch und meinte, dass derselbe jedenfalls wichtig sei, auch fragte er mich, ob er ihn den Acten beischliessen dürfe. Ich erwiederte, dass er es sei, der hier zu befehlen habe, wie ich übrigens nichts dagegen habe, wenn dieser Brief den Untersuchungsacten beigelegt werde. Auf seine Frage, wann und wo ich mich von Garibaldi getrennt hätte, antwortete ich: Gestern Morgens in Mileto. Amore sprang von seinem Stuhle auf und rief überrascht:

— Davon wissen wir ja gar nichts! Also ist er wirklich schon auf der Halbinsel? Kann ich mich auf Ihre Aussage verlassen?

— Sie können sich darauf verlassen. Heute Nachts habe ich das ganze Abenteuer für die „Daily News" in einem drei Bogen umfassenden Brief geschildert; hier ist der Bericht.

Ich nahm denselben aus der Tasche und überreichte ihn Herrn Amore. Er griff darnach, blickte hinein und legte ihn unwillig weg.

— Ah! das ist ja englisch geschrieben.

— Nun freilich, für eine englische Zeitung kann man doch nicht italienisch schreiben. Wenn Sie es wünschen, übersetze ich Ihnen den Bericht.

Ich begann nun zu dictiren und er schrieb. Es dauerte zwei Stunden bis wir fertig wurden. Dann rief er: Diesen Bericht muss ich sofort dem General überbringen.

Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass es schon 4 Uhr sei, und ich bis jetzt weder gefrühstückt noch geraucht habe; ich bat ihn, wenn dies gestattet sei, mir Essen und Cigarren zu verschaffen.

— Sie sind, so sagte er, bis auf weiteres unser Gast, und hiemit bot er mir Cigarren an und führte mich in ein lichtes, freundliches Zimmer.

— Dies ist das Passamt, die Amtsstunden dauern bis 4 Uhr; hier werden Sie wohnen, so lange wir Sie in Haft behalten müssen, während den Amtsstunden können Sie sich frei in allen Sälen bewegen.

— Welche Rechte stehen mir als Staatsgefangenem zu? Darf ich Besuche empfangen?

— Ohne weiters; die Betreffenden brauchen blos ihre Namen in der Quästur anzugeben.

— Also darf ich meinen Bekannten zu wissen machen, dass ich hier bin?

— Natürlich.

— Ich könnte also auch meiner Frau telegraphiren, dass ich verhaftet bin; sie könnte dann beim Ministerium meine Entlassung aus der Haft betreiben.

Herr Amore befahl hierauf einem Diener, meine

Briefe stets direct auf die Post zu tragen und mich gewissenhaft zu bedienen. Inzwischen hatte man mir auch Speisen und Wein gebracht. Amore ging, aber die Thür des Zimmers blieb offen und gegenüber derselben standen am Gange zwei bewaffnete Carabinieri. Dieses Bewachen à vista verdross mich, ich füllte mein Glas mit Wein und hiess die beiden Soldaten trinken. Sie tranken auf meine Gesundheit. Ich fragte sie nun, ob ich die Thür schliessen könne, da es mir unangenehm sei, wenn man mir beim Essen zusehe. Sie hatten nichts dagegen. Ich schloss nun die Thür, zündete eine Kerze an, nahm Mordini's Portefeuille aus meiner Reisetasche und verbrannte die darin befindlichen Briefe Garibaldi's. Kaum war ich damit fertig, als Amore wieder eintrat. Ich empfing ihn mit den Worten:

— Sie haben vergessen, meine Reisetasche zu untersuchen; sind Sie vielleicht deshalb gekommen, um es nachträglich zu thun? Ich überreichte ihm die offene Reisetasche.

Amore verspürte den Geruch von verbranntem Papier und sagte lächelnd: Ich komme wohl schon zu spät? Uebrigens, ich bin ja kein Zollbeamter und will die Tasche nicht untersuchen. Er liess dann ein Bett bringen und that Alles, um mir meine Lage zu erleichtern.

VI.

Am nächsten Morgen kamen die Polizeibeamten in ihre Bureaux, ich stellte mich ihnen vor. Gegen 10 Uhr kam Dumas der Aeltere, drückte mir freundlich die Hand und erzählte mir, er habe sofort, nachdem er von meiner Verhaftung gehört, bei Lamarmora Schritte gethan, um meine Entlassung aus der Quästur und meine Internirung im Palazzo Chiatamone, wo

Dumas wohnte, durchzusetzen; Dumas wünschte mich als seinen Gast zu beherbergen, und war bereit, Bürgschaft für mich zu leisten. Aber Lamarmora hatte ihm diese Bitte abgeschlagen.

Er erkundigte sich, wie ich hieher gekommen; ich erzählte ihm meine Abenteuer, er liess einen Stenographen holen und veröffentlichte dann meine Erzählung in seinem Blatte. Dann besuchten mich Felix Whiteharst, der englische Journalist, und Herzog Sandonato, beide boten mir ihre Dienste an. Ich bat sie, mir beim Statthalter die Erlaubniss zum Besuche des Museums und Pompejis, wenn nöthig unter polizeilicher Aufsicht, auszuwirken. Der erste Tag meiner Gefangenschaft war sehr abwechslungsreich. Die Polizeibeamten liessen mich die in Folge des Belagerungszustandes confiscirten Zeitungen und Affichen lesen und so hatte ich zu Berichten für die „Daily News“ Stoff genug; dieses Blatt veröffentlichte denn auch wirklich täglich Berichte, die ich während meiner Haft verfasste und die mehr politische Nachrichten enthielten, als jene des ständigen Correspondenten der „Times“.

Gegen Abend entstand am Corridor grosser Lärm: man brachte den Obersten Carbonelli ein, der furchtbar fluchte und schimpfte, und dagegen protestirte, dass man ihn, einen der Tausend von Marsala, der diesmal dem Rufe Garibaldi's nicht gefolgt, sondern ruhig in Neapel geblieben sei, blos deshalb verhaftet habe, weil man wisse, dass er ein Freund Garibaldi's sei. Ich trachtete ihn zu beruhigen, indem ich darauf hinwies, dass Lamarmora eigentlich doch nur seinen guten Namen rette, denn wer Carbonelli heisse, dessen Platz sei unter allen Umständen an der Seite Garibaldi's, ausser er befände sich in Gefangenschaft. Er wurde

unser Zimmernachbar und mit der Zeit befreundeten wir uns.

Inzwischen traf die Nachricht ein, dass die italien. Armee auf den Hügeln von Aspromonte auf die Rothhemden gestossen sei. Als sie einander erblickten, riefen die Garibaldianer: „Viva una Italia", und aus der italien. Heeresabtheilung ertönten Rufe: „Viva Garibaldi"; trotzdem gehorchten die italien. Soldaten dem Commando, zu feuern, als Garibaldi näher heranrückte. Er wurde am Fusse verwundet und stürzte; seine Anhänger ergaben sich und der General wurde zu Schiff in den Golf von Spezzia in das Quarantaine-Gebäude gebracht. Dort behandelte man ihn in den ersten Tagen mit besonderer Härte, er hatte z. B, nicht einmal eine Bettdecke. Meine Frau und einige Engländerinen sorgten sofort für seine Bedürfnisse, als sie von seiner Lage hörten. Dies Alles machte grossen Eindruck auf uns. Die Regierung änderte übrigens nach und nach ihr Vorgehen.

Da ich Zeit genug hatte, besah ich mir die Localitäten der Quästur genauer; überall herrschte Schmutz und unleidlicher Gestank. Ich verfasste eine Abhandlung über den Einfluss der Reinlichkeit auf den Gesundheitszustand der Menschen und übersendete dieselbe dem Quästor; zugleich forderte ich ihn im Interesse seiner eigenen Gesundheit auf, das Gebäude einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

Meine Freunde hatten meine Bitte erfüllt und Lamarmora dazu bewogen, dass er mir den Besuch des Museums und Pompejis gestattete. Dem Polizeicommissär Troja fiel die Aufgabe zu, mich dabei zu begleiten; er war ein gesprächiger Mann und zeigte mir auf meine Bitte zuerst die jüngsten Verschönerungen Neapels, erst

dann gingen wir ins Museum; daselbst liess er mich auf Ehrenwort bis zur Sperrstunde allein; er besuchte einstweilen seine in der Nähe wohnende Tochter und holte mich um drei Uhr ab. Ich fragte ihn nun, ob er nicht in der Nähe ein Gasthaus wisse, wo wir nach unserem Geschmack speisen könnten, da mir die Staatskost auf der Quästur schon zuwider sei. Er schüttelte sein Haupt, führte mich aber dennoch in ein Gasthaus; dort liessen wir uns ein separirtes Zimmer aufschliessen, ich bestellte ein gutes Mahl und feine Weine; dem Commissär mundete Speise und Trank prächtig, ich steckte ihm noch eine Flasche Wein für seine Tochter und seinen Enkel, an denen er mit aller Liebe zu hängen schien, in die Tasche. Er wollte meine Liebenswürdigkeit erwiedern und lud mich ein, mit ihm in einem Kaffeehause Gefrornes und Kaffee zu nehmen, denn, so sagte er, er sei es gewöhnt, nach dem Speisen Gefrornes zu essen. Nachdem wir uns gelabt, erklärte ich, dass ich meinerseits die Gewohnheit habe, stets nachdem ich Gefrornes gegessen, einen Spaziergang zu machen. Er schüttelte abermals sein Haupt, gab aber nach; wir promenirten am Meeresufer und ich kehrte erst Abends in mein Gefängniss zurück. Zwei Tage später unternahmen wir einen Ausflug nach Pompeji; ich hatte auch meine Bekannten dahin eingeladen, dieselben improvisirten in dieser altrömischen Stadt mir, dem gefangenen ungar. Garibaldianer zu Ehren, ein sehr hübsches Fest.

In England verursachte meine Verhaftung Aufsehen und Lord John Russell beauftragte den Gesandten in Turin, in meinem Interesse zu interveniren. Sir James theilte dieses Telegramm sofort meiner Frau mit, erklärte aber zugleich, dass er bei der Regierung keiner-

bei Schritte thun werde, da man sonst meiner Person zu grosse Wichtigkeit beimessen und glauben würde, die englische Regierung sei an dem Unternehmen Garibaldis betheiligt; man würde mich ohne Zweifel nächstens aus der Haft entlassen, da man nicht wisse, welches Vergehens man mich anklagen solle.

VII.

Und so geschah es auch. Meine Frau behelligte die Minister unablässig mit Bitten und Vorwürfen und endlich nach einigen Wochen wurde ich am 17. September, meinem Geburtstage, freigelassen; Tags darauf war ich wieder im Kreise meiner Familie.

Das Ereigniss von Aspromonte verursachte der Regierung viele Unannehmlichkeiten; die Minister waren über Garibaldi's Vorgehen auf das höchste aufgebracht, als aber im Ministerrath darüber berathen wurde, ob man ihm als Rebellen den Prozess machen oder ihn frei lassen solle, da erklärte der König, dass er einen solchen Prozess nicht zulassen könne, weil dessen Spitze eigentlich doch nur gegen ihn selbst gerichtet wäre. Es wurde daher allgemeine Amnestie verkündet, aber die allgemeine Aufregung zitterte noch lange nach und die Stimmung des Volkes wendete sich gegen das Militär, weil dieses sich nicht gescheut hatte, auf den angebeteten Heros der italienischen Einheit zu schiessen. In einer ganz besonders unangenehmen Lage befanden sich jene garibaldinischen Offiziere, die nach Ablegung der Offiziersprüfung in die reguläre Armee waren aufgenommen worden. Die beiden Elemente der Armee, das königliche und das garibaldinische waren noch lange nicht innig verschmolzen, als die Affaire von Aspromonte die gegenseitige Antipathie verschärfte, was zu

vielen Reibungen und Zwistigkeiten innerhalb der Armee Anlass gab.

Die Gereiztheit zwischen der Regierung und der garibaldianisch gesinnten Opposition dauerte längere Zeit, später erfolgte dennoch eine Aussöhnung. Nach einigen Jahren, als Florenz die Hauptstadt Italiens war, bewohnte Garibaldi als Gast Alberto Marios die Villa des Letzteren, die oberhalb Florenz auf dem Hügel Bello sguardo liegt. Garibaldi sass einmal vor dem Hause und sah, wie Celestino Bianchi, der Staatssecretär schweisstriefend den Hügel heraufstieg; er rief ihn an: „Wen suchen Sie, Signor Celestino?“ „Sie selbst, Herr General“, war die Antwort; „und zwar, wie ich hoffe, in keiner unangenehmen Angelegenheit. Der Minister hat in den Blättern Ihren Aufruf an Ihre Freunde, 300,000 Francs zur Deckung von Auslagen zu subscribiren, deren Bezahlung man von der Regierung nicht verlangen könne, gelesen. Der Minister weiss nur zu gut, dass Ihre Rechnungslegung stets richtig war, aber er begreift es auch vollkommen, dass Sie Auslagen gehabt haben, gegen die das Rechnungsdepartement Einwendungen erheben könnte, die Sie deshalb nicht in Rechnung gestellt haben. Der Minister hält dafür, dass es eine Ehrenpflicht des Landes sei, auch diese Auslagen zu bestreiten und ebendeshalb übergebe ich Ihnen hiemit die Anweisung auf die verlangte Summe.“ Garibaldi lächelte und sagte: „Signor Celestino! Ueberlegen Sie, was Sie thun. Ich habe das Geld noch nicht angenommen; es wäre vielleicht gut, wenn die Regierung die Sache noch einmal bespräche.“ „Wir haben alles wohl bedacht“, lautete die Antwort. „Nun denn“, erwiederte Garibaldi, „wenn Sie nicht nachgeben wollen, so nehme ich das Geld an. Seien Sie so freundlich,

lei Schritte thun werde, [illegible] zu melden, dass er zu grosse Wichtigkeit [illegible] monate bezahlt hat.“ die englische Regierung [illegible] mit Overbeck, dem baldis betheiligt; man [illegible] schon aus seinen gestens aus der Haft [illegible] persönlich bekannt; er Vergehens man mich [illegible] die neue Ausgabe seines [illegible] iten. Ich wollte ihn be- [illegible]; dort hatte man in Folge

Und so [illegible] neuerdings Sicherheits- die Minister [illegible] denen ich in Florenz nichts endlich nach [illegible] Schiff landete, forderte man von tember, mein [illegible] aber hatte keinen. Ich blieb war ich w[illegible] Letzter das Schiff; dem die

Das [illegible] kommissär sagte ich, dass ich gierung [illegible] aber keinen Pass habe, da mir über [illegible] bekannt sei, die vorschreibe, dass als [illegible] einer Stadt Italiens in die andere man [illegible] müsse. „Sind Sie jener Pulszky, frei [illegible] gehalten wurde?“ fragte der Com- solo[illegible] bejahende Antwort erwiederte er: ei[illegible] bedauere ich, damals nicht hier ge- E[illegible] Ihre Protection hat ja so manchem d[illegible] Beförderung im Amte verschafft. Sie [illegible] gen. Sie bedürfen keines Passes.“ In [illegible] erscheinenden Vorgehen lag dennoch [illegible] wurde seiner Zeit als Garibaldiner ver- [illegible] man jetzt nach Bourbonisten fahndete. [illegible] mich ungefähr zehn Tage in Neapel, [illegible] in Pompeji auf; als ich mich zur [illegible] kam ich viel zu früh zum Schiffe. Ich [illegible] Landungsplatze um, da erblickte ich die [illegible] der ich früher in Haft gehalten worden [illegible] ging auf das Gebäude zu, unter dem Thor

traf ich mit dem Commissär zusammen, der mich vor zwei Jahren verhaftet hatte. Als er mich erblickte, erröthete er und fragte mich, was mich hieher bringe und womit er mir dienen könne? Ich erwiederte, dass ich nur deshalb gekommen sei, um meine alten Bekannten besuchen und auch ihm die Hand drücken zu können.

— Das ist sehr grossmüthig von Ihnen, für mich aber schmeichelhaft, denn ich sehe hieraus, dass Sie mich, trotzdem ich in der unangenehmen Lage war, Sie verhaften zu müssen, für einen Galantuomo halten. Nun kommen Sie aber; Amore, der seither zum Quästor avancirt ist, wird sich freuen, Sie zu sehen.

Als wir zu Amore's Bureau kamen, riss der Commissär die Thür auf und rief hinein: „Herr Quästor! Pulszky ist da, um uns zu besuchen.“ Amore sprang vom Stuhle auf, umarmte mich und erkundigte sich nach der Ursache meines Hierseins. Auch ihm erklärte ich, dass ich nur gekommen sei, um mein früheres Gefängniss und meine Bekannten wieder zu sehen.

Selbst der Diener, der mir während meiner Haft wegen seiner Trunkenheit viel Verdruss gemacht, war voll Freude über meinen Besuch und äusserte sich, dass es ihm seither nie so gut gegangen, da er nun von Niemand Wein und Cigarren erhalte, er bedauerte nur, dass die Haft so kurz gedauert habe.

Mazzini.

I.

Im Spätherbste suchte mich ein Engländer auf und überreichte mir ein Briefchen mit sehr kleiner Schrift; ich erkannte sofort, dass es ein Brief Mazzini's sei, der für seine Briefe deshalb ein so kleines Format wählte, damit sie leicht versteckt, im Nothfalle sogar verschluckt werden könnten. Ich hatte seit Jahren keinerlei Fühlung mit dem grossen Conspirator; ich war begierig zu erfahren, was er von mir wolle. Der Brief lautete:

Am 28. October 1862. — Es wäre überflüssig, die Ursachen zu erläutern, die eine Uebereinstimmung mit Kossuth meinerseits unmöglich machten. Sie sind heute unabhängig und ich kenne und schätze Ihre Hingebung, Thatkraft und Intelligenz. Könnten wir vereint für die Befreiung Ungarns und Italiens thätig sein? Die Zukunft beider hängt innig zusammen. Ich habe Vertrauen zu Ihnen; haben Sie auch welches zu mir?

Wie weit sind Sie mit Ihren Vorbereitungen (zur Revolution)? Ich sage Ihnen offen, dass ich seit 18 Monaten Alles aufbiete, um Garibaldi und die Besten unserer Nation von der Nothwendigkeit der Concentrirung unserer ganzen Energie auf Venedig zu überzeugen. Wir Alle brauchen einen europäischen Aufstand; ein Aufstand, der die Nationalitätsidee auf seine Fahne schreibt und die Bewegung nach Paris tragen würde, kann einzig und allein aus einem österreichischen Kriege hervorgehen. Dort ist jetzt der objective Punkt, u. zw. in Folge der griechischen und auch jener Bewegung, die wahrscheinlich Ende November in Polen ausbrechen wird. Der Zweck der griechischen Bewegung ist die Befreiung jener Provinzen, die heute noch unter türkischer Herrschaft stehen. Da ich in unmittelbarem Verkehr mit dem südslavischen Comité stehe, das sich hier in London organisirt hat, weiss ich auch, dass

die südslavische Bewegung an demselben Tage beginnen wird, an dem der griechische Aufstand ausbricht. Dadurch wird Oesterreich in Mitleidenschaft gezogen, aber es ist unumgänglich nothwendig, dass auch Ungarn losbreche.

Die von Russland geplante Recrutirung in Polen, die dazu bestimmt zu sein scheint, die Blüthe der besseren Kreise in die Uniform zu pressen, veranlasst das Centralcomité in Warschau, die Action zu beginnen, bevor die Recrutirung durchgeführt wird. Ich halte die Sache für verfrüht, und trachte, die Action zu verhindern. Wenn mir dies nicht gelänge, muss unser Streben dahin gerichtet sein, die griechische, südslavische, ungarische und polnische Bewegung in Einklang zu bringen. Dies wäre eine genügend breite Basis. Unsere Aufgabe wäre, Venedig anzugreifen. Kann ein Einverständniss zwischen uns erzielt werden, welches ein gemeinsames Vorgehen von allen Seiten auf dieser Grundlage ermöglicht? Welcher Richtung hängt Klapka an, seitdem er sich von Kossuth getrennt? Wenn Sie zur italienischen Regierung und zu Napoleon Vertrauen hegen, so sagen Sie es mir offen. Das erwarte ich von Ihnen. Wenn Sie aber, so wie ich, der Ansicht sind, dass L. N. der gefährlichste Mensch ist, und dass man die italienische Regierung nur durch einen Angriff auf Oesterreich zum Handeln zwingen könne: dann sollten wir im Namen unserer Nationen ohne jeden Hintergedanken, vereint vorgehen. Ihr Josef Mazzini.

II.

Ich antwortete, wie ich zu Napoleon selbst damals kein Vertrauen gehabt habe, als er auch Ungarn in seine Pläne einbezog; dass sich Napoleon, meiner Ueberzeugung nach, nur aus persönlichem Interesse der italienischen Nation angenommen; dass ich von ihm für mein Vaterland nichts erwarte. Ich sei überzeugt, dass die italienische Regierung Oesterreich nur dann angreift, wenn sie dazu gezwungen werde, da sie sich jetzt der Hoffnung hingebe, Venedig für Geld erwerben zu können. Den polnischen Aufstand würde ich für ein grosses Unglück betrachten; dem polnischen Adel könne

ich nicht trauen, da er die Bauern nicht befreit habe, ebensowenig den polnischen Revolutionären, deren phantastische Träumereien nicht in die heutige Zeit passten und die in der Zerstörung alles Bestehenden ihr Ideal sähen. Das Eine wisse ich bestimmt, dass die polnische Revolution auf Ungarn keinerlei Wirkung ausüben würde. Auf eine ungarische Bewegung möge man nicht zählen, eine solche würde nur dann zu Stande kommen, wenn Garibaldi über Dalmatien nach Ungarn vordringen würde. — Klapka rechne noch immer auf die Initiative der Regierungen von Frankreich und Italien.

Hierauf erhielt ich noch einen Brief von Mazzini:

Am 27. November. — Ich danke Ihnen für Ihr Schreiben. Unsere Ansichten weichen nur bezüglich zweier Punkte von einander ab: in Bezug auf Polen und auf die Rolle, welche Garibaldi im Interesse Aller zu übernehmen hätte.

Verhandeln wir nicht über Polen allein. Mir scheint, Sie verwechseln das jetzige Polen mit dem alten. Ich stehe in Verbindung mit den Führern der Bewegung, diese gehören ihrem Ideenkreise nach zu uns. Polen ist heute nicht mehr die Verkörperung von Aristokratie und Katholicismus. Aber darum handelt es sich jetzt nicht, es handelt sich um eine Thatsache. Der polnische Aufstand, seien Sie überzeugt, wird zur That werden. Die Organisation ist ausgezeichnet; es fehlt nicht an innigen Beziehungen zwischen den revolutionären Elementen und einem Theil der russischen Armee. Der Aufstand wird stattfinden, ob wir nun wollen oder nicht, wir müssen ihn daher in unsere Berechnung einbeziehen. Abgesehen von allem Anderen, wird er eine Action Russlands in Ungarn unmöglich machen. — Meiner Ansicht nach sollte Garibaldi Italien nicht verlassen. Garibaldi an der Spitze eines Aufstandes am Fusse der Alpen, nützt den Völkern mehr, als jede andere Unternehmung seinerseits. Wir leisten Ungarn und den Völkern des Orients einen Dienst, indem wir 200,000 Mann in Venedig festhalten und einen anderen Theil der österreichischen Armee an die türkische Grenze locken. Aufstand in den türkisch-griechischen Provinzen, Aufstand in

Serbien, Aufstand und Krieg in Venedig, das ist mein Plan; aber auch ein Aufstand in Ungarn müsste hinzukommen; dann wird auch der polnische Aufstand von Nutzen sein.

Ihre Ansicht über Klapka stimmt mit der meinigen völlig überein. Ich begreife nicht, dass er nicht einsieht, wie ein regelrechter Krieg um Venedig nur dann möglich ist, wenn ein Aufstand die Regierung vor die Alternative stellt: Demission oder actives Eingreifen.

Mein Ansuchen an Sie geht dahin, dass Sie in Ungarn folgende Ideen verbreiten: im Falle eines garibaldinischen Aufstandes muss Venedig, und wenn eine allgemeine Revolution zu Stande kömmt, muss auch Serbien sich rühren; ferner müssen Ungarn, Serben und Italiener trachten, enge Beziehungen zu einander zu gewinnen. Ausserdem ersuche ich Sie, mir Alles zu berichten, was Sie etwa über die Pläne der italienischen Regierung und der Tuilerien in Erfahrung bringen können; dann die Ungarn, die sich gegenwärtig in Italien aufhalten, zu organisiren, damit dieselben seinerzeit in jene militärische Combination einbezogen werden können, die ich eben jetzt unter unseren Freiwilligen vorbereite. Können wir auf dieser Grundlage gemeinschaftlich vorgehen? Ich werde meinen Freunden sagen, dass sie Ihnen volles Vertrauen schenken sollen. Was Garibaldi anbelangt, müssen Sie wohl wissen, dass ich jetzt mit ihm innig verbündet bin; es versteht sich von selbst, dass die Führerrolle in der Action, die ich jetzt vorbereite, ihm gebührt. Der Ihrige Josef Mazzini.

Hierauf antwortete ich, dass man auf einen ungarischen Aufstand nur dann zählen könne, wenn in Folge eines Krieges eine fremde Armee in die unmittelbare Nähe Ungarns käme. Ich hatte eben zu den Versicherungen Mazzini's, bezüglich einer vollständigen Organisation, kein Vertrauen. Ich kannte ja die Berichte, die Kossuth früher aus Ungarn erhalten hatte, die mit der grössten Genauigkeit angaben, wie viel Mann und Pferde in jedem Comitate zur Verfügung stünden und eben dadurch mein Misstrauen erweckten. Ich war zwar überzeugt davon, dass bei den Südslaven

und Griechen die Gährung einen hohen Grad erreicht habe, aber an einen allgemeinen Aufstand glaubte ich nicht. Im Januar brach der polnische Aufstand aus und war auch nicht sofort zu unterdrücken; Mazzini hatte Recht, es war dies eine Thatsache, die man in Rechnung ziehen musste, aber auf die Balkanländer übte sie keinen Einfluss, denn dort erwartete man das Signal zum Aufstand von Russland her, aber nicht von den Revolutionären Europas. Ungarn rührte sich nicht und als Mazzini geäussert hatte, dass er dies nicht begreife, schrieb ich ihm folgenden Brief:

Turin, am 1. Februar 1863. — Seit der Note Drouyn de L'huys' hat Ungarn zu Napoleon kein Vertrauen mehr; seit Aspromonte hat es auch den Glauben an Victor Emanuel verloren und zweifelt an den Erfolgen Garibaldi's. Dadurch hat die revolutionäre Partei in Ungarn viel Terrain verloren und seitdem Italien die Politik der Unthätigkeit befolgt, ist Deák in Ungarn allmächtig geworden. Deák's Name bedeutet eine dynastische, antirevolutionäre Opposition, er ist ebensosehr ein Gegner der Schmerling'schen Centralisation als der Revolution. Die extremen Parteien haben sich ihm genähert und gegenwärtig steht er an der Spitze der öffentlichen Meinung in Ungarn. Sein Programm fordert die Anerkennung der Gesetze von 1848, die Einberufung des Reichstages und die Revision jener Gesetze durch denselben, wobei Oesterreich Concessionen gemacht werden sollen, als: Anerkennung der Einheit der österreichischen Armee unter Vorbehalt der alljährlichen Bewilligung des Recrutencontingents. Ferner verlangt er die Trennung des ungarischen Finanzwesens von dem österreichischen, selbstständige Steueradministration; die Bewilligung des Budgets und Steuergesetzgebung durch den ungarischen Reichstag; ausserdem plant er eine reichstägliche Delegation, die sich von Fall zu Fall mit einer Delegation des Wiener Reichsrathes ins Einvernehmen zu setzen hätte.

Auf einer solchen Grundlage ist ein Ausgleich nicht unmöglich, aber Schmerling wird dagegen sein, weil dieser Ausgleich die Februarverfassung vernichten würde; er will es

noch mit einem Landtag in Siebenbürgen versuchen. Dieser Versuch wird aber, so scheint es, misslingen; denn, obgleich man den Siebenbürgern eine reformirte Administration aufoctroyirt hat, weigert sich die Majorität des Siebenbürger Landtages dennoch, Vertreter in den Wiener Reichsrath zu senden. Kroatien würde zwar Vertreter dahin senden, jedoch nur unter der Bedingung, dass die Regierung das dreieinige Königreich errichtet, d. h. die Militärgrenze aufhebt und dieses Gebiet und Dalmatien mit Kroatien vereinigt. Dazu wird Schmerling nie zu bewegen sein.

Unter den Landtagen verdienen nur zwei einige Aufmerksamkeit: der böhmische und der galizische. In Böhmen kämpft die slavische Parlamentsminorität, welche die Majorität des Volkes vertritt, gegen die deutsche Majorität; beide Parteien sind dynastisch, durchaus nicht revolutionär. In Galizien steht die Parlamentsmajorität im Gegensatz zur Centralregierung; die Ereignisse in Russisch-Polen werden die Vorgänge im galizischen Landtage jedenfalls beeinflussen.

In allen diesen Ländern ist Garibaldi noch immer ausserordentlich populär und wenn die revolutionäre Strömung das Uebergewicht erlangt, würde sein Einfluss viel grösser sein, als der irgend eines einheimischen Parteihauptes. Wenn Italien zur Action bereit wäre, könnte man eine Bewegung organisiren, sonst aber nicht; wenn Italien bis 1864 passiv bleibt, werden sowohl Ungarn, als auch Kroatien ihren Ausgleich mit Oesterreich machen. Eine polnische Bewegung würde in Ungarn keinerlei Folgen haben; eine serbische vielleicht, vor allem auf die südlichen Gegenden: auf die Militärgrenze und Kroatien. Rumänien beeinflusst die Siebenbürger Walachen. — —

Ich kam mit Mazzini nie mehr zusammen, er war fern von seinem Vaterlande geblieben; als ihn endlich ein Brustübel zwang, ein milderes Klima aufzusuchen, kam er unter fremdem Namen nach Pisa, wo er auch starb. Jeder Italiener erkennt die grossen Verdienste an, die sich Mazzini um sein Vaterland erworben, aber während man Cavour, Garibaldi und Victor Emanuel allenthalben Monumente errichtet, lebt das Andenken Mazzini's nur in seinen Schriften und im Herzen der ital. Nation.

Die Begründer der Einheit Italiens.

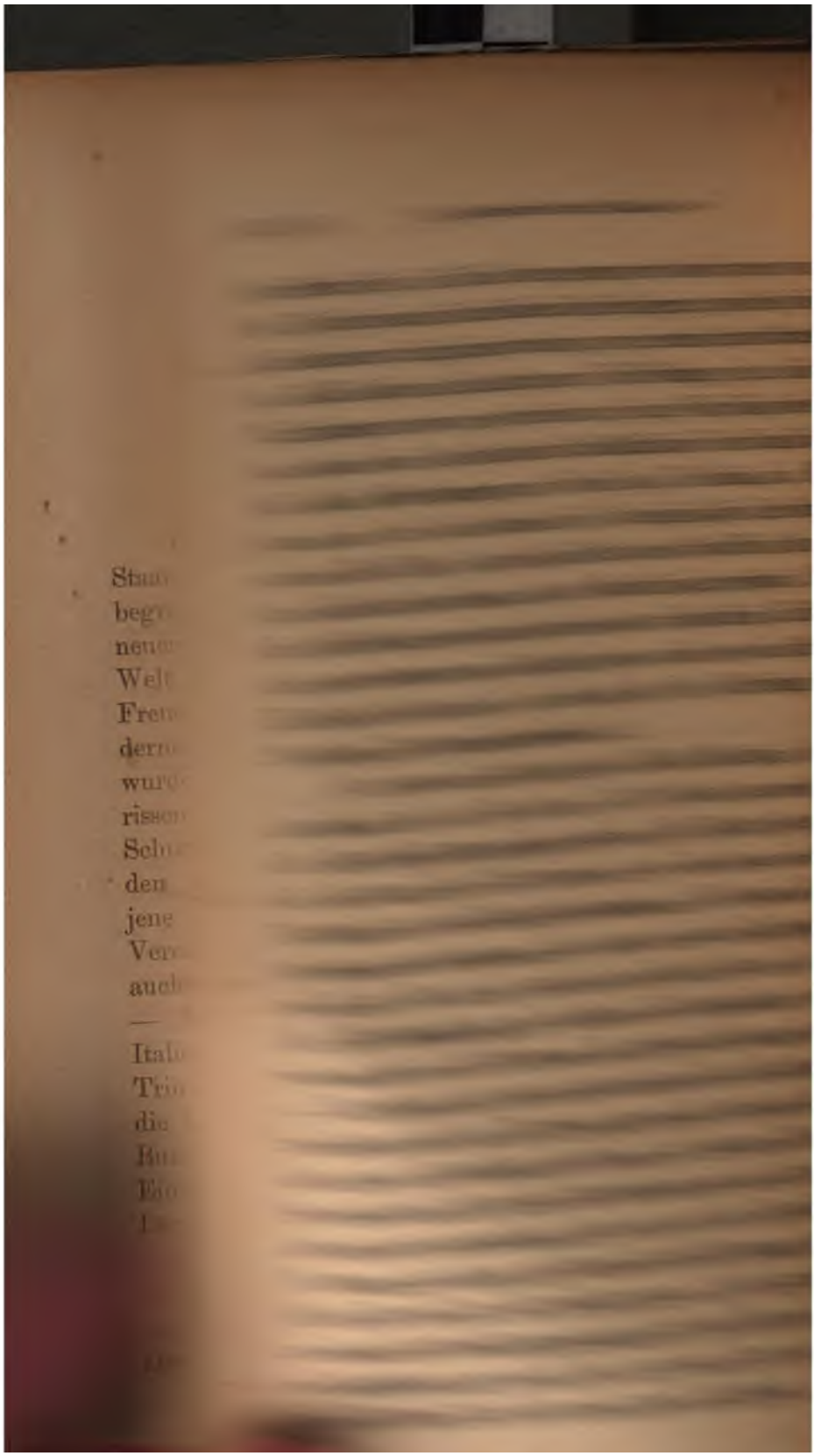
I.

Die Begründung eines einheitlichen italienischen Staates, der die ganze Halbinsel und Sicilien in sich begreift, ist eine der grossartigsten Thatsachen der neueren Geschichte und hat in der ganzen civilisirten Welt Sympathien erweckt. Man empfand allgemein Freude darüber, dass dieses Land, die Wiege der modernen Civilisation, von der Fremdherrschaft befreit wurde, und dass die Nation, welche, als sie noch zerrissen war, eine so grosse Rolle gespielt, nun unter dem Schutze freiheitlicher Institutionen den Wettstreit mit den andern grossen Nationen Europas aufnehmen und jene Stellung erringen könne, die ihr gebührt. Die Vereinigung Italiens galt lange als etwas unmögliches; auch Napoleon I. hatte sich in diesem Sinne geäussert. — Nach Napoleons Sturz kehrten die alten Tyrannen Italiens in ihre Länder zurück; die Reaction feierte Triumphe. Um derselben entgegenzuwirken, gründeten die Italiener den Bund der Carbonari; das Ziel dieses Bundes war nicht die Einheit Italiens, sondern blos die Einführung des Constitutionalismus in den einzelnen Ländern; aber ihre Versuche, die hie und da von Erfolg begleitet waren, schlug das österreichische Militär im Auftrage der heiligen Allianz nieder. Die Italiener waren in den Jahren 1830 und 1848 nicht glücklicher, aber damals tauchte neben den republikanischen Ideen

eine neue auf: die Idee der Einheit Italiens. Noch immer hielten selbst die besten Freunde Italiens die Idee für ein Utopien; ja selbst als Cavour und Napoleon gemeinschaftlich den Krieg gegen Oesterreich beschlossen, dachten sie nicht an Italiens Einheit; diese wurde nur nach und nach verwirklicht und zwar durch manche unerwartete Wendung im Gange der Ereignisse und durch das Zusammenwirken einiger providentieller Persönlichkeiten. Keine von ihnen wäre allein im Stande gewesen, das grosse Ziel zu erreichen; sie waren ihrer Natur, ihrer politischen und socialen Stellung nach vollkommen verschieden, ja sie standen nicht einmal in stetiger Verbindung mit einander und dennoch ist die Einheit Italiens das Resultat ihres Zusammenwirkens. Diese Persönlichkeiten sind: Mazzini, Cavour, Garibaldi und Victor Emanuel. — Mir ward das seltene Glück zu Theil, mit allen vieren in Berührung zu treten.

II.

Mazzini, der Sohn eines Genueser Arztes, hatte sich schon in frühester Jugend in politische Bewegungen verwickelt und war gezwungen, ins Ausland zu flüchten. Er hat den grössten Theil seines Lebens in der Schweiz und in England zugebracht. Im Gegensatz zum Bunde der Carbonari gründete er das „junge Italien"; aus diesem Bunde war jede Geheimthuerei verbannt, offen und frei verkündeten die Mitglieder als Ziel ihrer Vereinigung die Einheit Italiens, die Republik und die Reform des socialen Lebens. Seine Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit, vermöge welcher er sein ganzes Vermögen jener nationalen Bewegung opferte, die Einfachheit seiner Lebensweise und sein glühender Patriotismus machten ihn zum Abgott der Jugend Italiens; seine



Mazzini's Regierungsthätigkeit in Rom und die Vertheidigung dieser Stadt hoben das Ansehen desselben auch in solchen Kreisen, die sich bisher nicht viel um ihn gekümmert hatten; er wurde der Mittelpunkt der europäischen revolutionären Bewegung; er stand von nun an mit Polen, Franzosen, Rumänen und Spaniern in Verbindung, blos die Russen und Deutschen hielten sich fern von ihm. Die Russen standen auf einer ganz anderen Basis als die übrigen Europäer, sie wünschten die Gemeinschaftlichkeit des Besitzes der Nomadenstämme zur Grundlage der socialen Ordnung zu machen. Die deutschen Emigranten hielten sich selbst für viel klüger als Mazzini, sie missachteten ihn und suchten seine Bekanntschaft nicht. Es war übrigens auch nicht leicht, mit ihm bekannt zu werden, da er sehr zurückgezogen lebte und die Gesellschaft mied. Er reiste häufig in sorgfältiger Verkleidung — denn die französische und deutsche Polizei fahndete nach ihm — bald in die Schweiz, bald nach Italien. Besonders die österreichische Polizei wäre seiner gern habhaft geworden, aber sie fand stets nur seine Spur, niemals ihn selbst. Von den vielen Versuchen des grossen Agitators war zwar kein einziger von Erfolg begleitet und die Zahl derer, die er zu Märtyrern für die Einheits- und Freiheitsidee machte, wurde täglich grösser, trotzdem hegten die Italiener unbedingtes Vertrauen zu ihm; er war es, der die Einheitsidee populär machte und den Particularismus der einzelnen Stämme nach und nach ausrottete. Auch Mazzini hatte, sowie jeder Prophet, seine Apostel, die ihm blind anhingen; sie liessen sich in keine Discussion mit ihm ein, sondern verbreiteten seine Ansichten, ohne sie zu prüfen und vollzogen seine Befehle ohne Bedenken. Die hervorragendsten unter

ihnen waren Maurizio Quadrio, seine rechte Hand und Graf Aurelio Saffi, einer der römischen Triumviren im Jahre 1849, der heute das allgemein verehrte Haupt der republikanischen Partei in Italien ist, den aber die monarchische Partei nicht im geringsten fürchtet. — Trotz seiner Zurückgezogenheit umspann Mazzini einen grossen Theil Europas mit seinen Fäden. Viele Engländerinnen schwärmten derart für ihn, besser gesagt, für seine Idee, dass sie bereit waren, seine Briefe wo immer hin zu bestellen. Selbst seine Gegner zollen ihm die Anerkennung, dass die Popularisirung und Verbreitung der Einheitsidee auf der ganzen Halbinsel sein Verdienst sei.

III.

Ein grösserer Gegensatz, als der zwischen Cavour und Mazzini, ist nicht leicht denkbar; hier der unermüdliche, von überschwänglichen Hoffnungen getriebene Conspirator, dort der practische Staatsmann, der es verstand, zu warten und der stets nur nach Erreichbarem strebte. Dieser Gegensatz spiegelte sich schon in ihrem Aeusseren wieder. Mazzini, von schlanker Gestalt, mit bleichem länglichem Gesicht und schwarzen feurigen Augen, machte den Eindruck eines Philosophen oder Dichters; Cavour hingegen, der von gedrungenem Körperbau war und ein glattrasirtes Vollmondgesicht hatte, glich eher einem behäbigen Gutsherrn als einem Staatsmann, nur seine geistreichen Augen verriethen den bedeutenden Menschen. Diese zwei Männer sind nie in ihrem Leben zusammengekommen, ja verweigerten einander sogar die Achtung. Cavour hielt Mazzini, den schwärmerischen Conspirator und leidenschaftlichen Republikaner für staatsgefährlich. Cavour war zur Erreichung seiner Zwecke auf die Mitwirkung Napoleons

angewiesen, während Mazzini in diesem den grössten Feind der Freiheit und des menschlichen Fortschrittes erblickte und ebendeshalb in steter Verbindung mit dessen Feinden stand.

Cavour stammte aus einer alten piemontesischen Familie. Das Majoratssystem war durch die Einführung des Code Napoleon aufgehoben worden, aber Cavour, der zweitgeborne Sohn seiner Eltern, wünschte, dass der alte Familienbesitz ungetheilt bleibe und hat ebendeshalb nie geheirathet. Als junger Mann war er in die Armee eingetreten, verliess aber die militärische Laufbahn sehr bald wieder. Als unter Carlo Alberto das constitutionelle Leben eine festere Basis gewann, erschien er als Abgeordneter in der Kammer; anfangs stand er auf der Seite der nichtclericalen Conservativen, bald aber wurde er Parteiführer und Minister. Er war kein gewandter Redner, trotzdem wusste er seinen Ansichten in der Kammer Geltung zu verschaffen, so dass jeder Widerstand erfolglos blieb. Zur Verwirklichung seiner politischen Ideen verbündete er sich für eine Zeit mit Rattazzi, dem Führer der Fortschrittspartei, obgleich er mit ihm nicht sympathisirte. Die Italiener aller Parteien, ausgenommen die Republikaner, hatten Vertrauen zu seiner Staatskunst, ebenso der König, obgleich derselbe Rattazzi persönlich mehr gewogen war, denn Cavour widersprach dem König oft genug.

Cavour hielt Anfangs die Idee der Einheit ebenso für ein Hirngespinnst, wie alle übrigen Staatsmänner Europas. Sein Ziel war blos „ein Italien von den Alpen bis zum Appennin", ein einiges Reich, welches das ganze Pobecken umfasst, dieses Gebiet mit seinen reichbewässerten Wiesen und Reisfeldern, mit seinen Maulbeerbäumen und Weingärten. Er wollte die Lombardei

und Venedig, Parma und Modena mit Piemont, mit anderen Worten, alle jene Gebiete Norditaliens, vereinigen, welche nicht die Natur, sondern blos die Politik in mehrere Länder zerlegt hatte. Der Bildungsgrad der Bewohner war hier überall so ziemlich der gleiche; sie waren arbeitsam, fleissig, erfinderisch und ziemlich wohlhabend, ausserdem hatten sie sich unter der zwar pedantischen und strengen, aber nicht ungerechten österreichischen Regierung an Ordnung und Disciplin gewöhnt. Seine Pläne erstreckten sich weder auf Toscana, dessen Bewohner verweichlicht, noch auf die Romagna, deren Bewohner verwildert waren und mit den Norditalienern nicht sympathisirten. Er strebte blos die möglichst grosse Ausdehnung der Besitzungen des Hauses Savoyen an, die Mazzinische Einheit Italiens hielt er für ein Utopien. — Nach der für das savoyische Haus verhängnissvollen Niederlage bei Novara war es Cavour's hauptsächlichstes Bestreben, die Armee neu zu organisiren und kriegstüchtig zu machen. Drei Jahre später brach der Krimkrieg aus. Die Westmächte waren anfangs vom Glück nicht sehr begünstigt und nahmen das von Cavour angebotene Bündniss an. Diesen geschickten Schachzug Cavour's nannte die gesammte Opposition der Kammer eine wahnsinnige, eine abenteuerliche Politik. Aber eben diese Politik war es, die Cavour Gelegenheit bot, die Aufmerksamkeit der nach dem Kriege am Pariser Congress versammelten Mächte auf die Zustände Italiens zu lenken. — Die Wiener Officiösen bespöttelten zwar das Vorgehen Cavour's, er aber schritt unbeirrt auf seinem Wege weiter; es gelang ihm, zwischen dem Turiner Königspalais und den Tuillerien intimere Beziehungen herzustellen und endlich traf er in einem französischen Bade mit Napoleon

zusammen, wo sie dann gemeinschaftlich den Plan zur Befreiung Norditaliens ausarbeiteten. Ich erinnere mich noch sehr gut, dass Mazzini und dessen Genossen erklärten, Italien werde durch dieses Unternehmen nichts gewinnen, denn Napoleon, dieser Widersacher aller Freiheit, werde auch in Italien keine Freiheit dulden, im besten Falle werde das vergrösserte Piemont unter französischen Einfluss gelangen. Selbst als zu Beginn des Krieges sowohl Napoleon als auch Cavour durch die Berufung Kossuth's andeuteten, dass sie vor einem Bunde mit revolutionären Elementen nicht zurückscheuen, änderte Mazzini seine Ansicht nicht; er brach mit Kossuth, blieb ein Gegner Napoleons und erwartete von der Staatskunst Cavour's nichts für die Einheit Italiens. Die Ereignisse schienen ihm recht zu geben, denn Napoleon erschrak nach Magenta und Solferino vor den Rüstungen Preussens und schloss einen Frieden, der Venedig bei Oesterreich beliess. Cavour wollte seinen Namen mit einem solchen Friedenswerk nicht in Verbindung bringen und dankte ab; dafür begann er nun, den Widerstand in den Legationen, in Modena und Toscana zu organisiren und dehnte nun die Grenzen des Reiches nach Süden, in jene Gegenden aus, die ursprünglich ausserhalb seiner Berechnung gestanden hatten. In das Wagestück Garibaldi's setzte er keine Hoffnung, aber er verhinderte es nicht; als aber das Unternehmen der „Tausend" vom Glück begünstigt wurde, griff er den Plan Mazzini's in seiner ganzen Ausdehnung auf und von nun an war nicht mehr die Gründung eines subalpinen Königreichs, sondern die Einheit Italiens das Ziel seiner Politik. Der Erfolg blieb nicht aus; nur das Patrimonium Petri und Venedig blieben unter fremder Herrschaft. Um auch diese

beiden Gebiete mit Italien zu vereinigen, verbündete er sich mit Kossuth und der ungarischen Emigration; aber Napoleon wünschte den Kirchenstaat um jeden Preis zu erhalten und widersetzte sich daher den ungarischen Plänen und gebot Italien „Halt". Cavour's Aufgabe bestand nun darin, die Popularität Garibaldi's und seiner Schaar zu neutralisiren; da ereilte ihn der Tod. Aber der Impuls, den er gegeben, wirkte unter seinen Nachfolgern fort und binnen eilf Jahren war Italien geeinigt.

IV.

Garibaldi war ein Nachkömmling jener Longobardenhelden, die Oberitalien nach Attila's Tode erobert hatten. Wir finden die Familie Garibaldi schon im zehnten Jahrhundert in Chiavari und der Stammbaum derselben ist von da an bis zum Helden von Marsala vollkommen glaubwürdig herabgeführt. Die Mitglieder der Familie bekleideten häufig das Amt des Bürgermeisters in ihrer Vaterstadt, in deren Nähe sich Lavagna, die Burg der Fieschi befand, die in steter Fehde mit der Stadt lagen. Es war so wie überall in Italien: die Stadt guelfisch, der Adel der Nachbarschaft ghibellinisch gesinnt. Während des Kampfes zwischen den Fieschi's und Doria's in Genua zog einer der Garibaldi's ebendahin; er war ein Parteigänger Andreas Doria's, und erwarb sich Vermögen und Ruhm; nach ihm wurde ein Thor Genuas „Porta Garibaldi" benannt.

Garibaldi wurde in Nizza geboren, wohin ein Zweig der Familie übersiedelt war. Sein Vater war Schiffskapitän. Garibaldi, der gleichfalls Seemann wurde, machte als junger Seemann häufig die Tour zwischen den italienischen und südrussischen Häfen, später schloss er sich politischen Bewegungen an und nahm

an dem Putsch von Genua theil, in Folge dessen er und Mazzini fliehen mussten. Garibaldi ging zuerst nach Marseille, dann nach Montevideo. Hier kämpfte er heldenmüthig bald am Festlande, bald am Rio de la Plata, bald am Meere, zuerst an der Seite der aufständischen Brasilianer gegen deren Kaiser, dann in dem Kriege, den Montevideo gegen den argentinischen Dictator Rosas führte und der mit dem Siege der Republik und dem Sturze Rosas endete. Der durch seine männliche Schönheit auffallende Held wurde überall mit Auszeichnungen empfangen; die Frauen daselbst verehrten ihn so schwärmerisch, dass seine Gemahlin eifersüchtig wurde. Als die ersten Nachrichten von den 1848-er Ereignissen nach Südamerika gelangten, schiffte sich Garibaldi sammt seiner Frau sofort ein und kehrte nach Italien zurück. Er wurde der Feldherr der römischen Republik und schlug als solcher die Franzosen und Neapolitaner; aber das Triumvirat konnte der Diplomatie Napoleon's und den Kanonen Oudinot's für die Dauer nicht widerstehen. Rom musste sich ergeben. Damals erliess Garibaldi jene berühmte Proclamation, in der er jenen, die ihm folgen wollten, weder Sold noch Bequemlichkeit, sondern fortwährende Verfolgung und Kampf in Aussicht stellte; trotzdem fanden sich vierhundert, die mit ihm einen Ausfall aus der Stadt unternahmen, um sich durchzuhauen und nach dem damals noch freien Venedig zu gelangen. Die Heldenschaar wurde nach und nach immer kleiner; im Fichtenwalde bei Ravenna erlag Anita, die Frau Garibaldi's den Anstrengungen des fortwährenden Marsches. Garibaldi gelang es endlich auf die Insel La Maddalena zu entkommen. Die sardinische Regierung sendete ihn später nach Tanger in Marokko, da ihr die Begeisterung, mit der

[illegible] allenthalben, auch auf der Insel Sardinien, [illegible] willkommen war. Durch die Vermittlung des [illegible] Consuls in Tanger gelangte er in die nordamerikanische Union. Dort lebte er zuerst in Armuth als Gehilfe bei einem Seifensieder, später übergab ihm ein Kaufmann ein Schiff, welches er nach China zu führen hatte; auf der Rückkehr von dort kam er auch nach London. Im Jahre 1859 nahm er Theil an dem Kriege gegen Oesterreich; damals verbreitete sich der Ruhm seiner Rothhemden über ganz Europa. Dann folgten seine Siegeszüge durch Sicilien und Neapel, sein Lohn war Undank. Alexander Teleki hatte in seiner [illegible]-humoristischen Weise in einer Zeitung die Notiz veröffentlicht, dass Garibaldi, als er nach Caprera heimkehrte, sein Haus nicht wiedererkannte, da es die Turiner Regierung von Grund aus renovirt und neu möblirt und ausserdem sein Gütchen vollständig instruirt hatte. Nichts von alledem war wahr. Cavour machte Teleki Vorwürfe, dass er ihm diese Idee nicht seinerzeit mitgetheilt habe; denn man hätte etwas ähnliches wirklich thun sollen, nur sei das Niemand im Ministerium eingefallen.

Garibaldi ist eine Erscheinung, die in die heutige Zeit gar nicht passt. Er ist eine mittelalterliche Gestalt mit altclassischem Anflug: ein Privatmann, der auf eigene Faust Armeen organisirt und Krieg führt, der Monate lang die Macht eines von jedermann anerkannten Dictators ausübt und diese Macht ohne Zögern und bedingungslos dem König Victor Emanuel übergibt und sich bescheiden auf sein Gütchen zurückzieht, ohne etwas anderes zu fordern, als dass man seine Anhänger nicht unwürdig behandle und ihnen gegenüber nicht undankbar sei. Er war ein Todfeind der Höf-

linge und Bureaukraten, da sie ihn nicht verstanden und für alle seine Thaten nur tadelnde Bemerkungen hatten.

Ich besuchte Garibaldi regelmässig alle drei Monate in Caprera, bald allein, bald mit meiner Frau, die bei solcher Gelegenheit die Tisch- und Hauswäsche des Generals ordnete und ausbesserte, denn es fehlte ein ordnender weiblicher Geist im Hause. Bei einer Gelegenheit erwähnte ich Garibaldi gegenüber, dass ich ihn noch mehr verehre, seitdem ich seine Offiziere kenne und weiss, mit welchen schwachen Mitteln er so grosse Erfolge erzielt habe. Er antwortete: „Nun freilich, wenn man kein scharfes Messer zur Hand hat, so schneidet man das Fleisch auch mit einem stumpfen; ich hatte keine Berufssoldaten zur Verfügung, ich entledigte mich daher meiner Aufgabe mit Hilfe von Advocaten, Kaufleuten und Malern, ja sogar aus Geistlichen habe ich Generäle gemacht."

Seinen Rothhemden schlug er niemals etwas ab, am wenigsten warme Anempfehlungen und anerkennende Briefe, weshalb denn auch seine Anempfehlungen und Briefe sehr bald im Werthe sanken, u. zw. um so mehr, als die Betreffenden dieselben stets in den Blättern veröffentlichten. Einmal verbreitete sich das Gerücht, Garibaldi zürne mir, wir hätten uns entzweit. Dies ärgerte mich ernstlich; Garibaldi war gerade in Genua und ich wusste, dass er nach Turin komme. Ich suchte ihn auf und bat ihn, mir entgegen seiner Gewohnheit die Gefälligkeit zu erweisen, in Turin mein Gast zu sein. Er sagte zu; ich lud einige seiner Offiziere und mehrere ungarische Emigranten zu dem Mahle, besonders solche, von denen ich wusste, dass sie das Gerücht erfunden und verbreitet hatten. Garibaldi

war Vegetarianer und kein Freund lange dauernder Gastereien; ich sorgte daher für ausgezeichnetes Gemüse, feine Mehlspeisen und gutes Obst, ausserdem trug ich dem Wirth, der das Mahl besorgte, auf, zweimal so viel Diener zu senden als sonst gewöhnlich der Anzahl der Gäste entsprechen und die Gäste nicht den Gängen entsprechend zu gleicher Zeit, sondern jeden nach seinem Gefallen, aber rasch bedienen zu lassen. Garibaldi hatte binnen zehn Minuten dinirt, während andere erst beim Rindfleisch oder beim Braten waren. Garibaldi stand auf und als er auf die Terasse hinaustrat, wo der schwarze Kaffee servirt wurde, sagte er, dass es Niemand so gut verstehe, für ihre Gäste zu sorgen, als meine Frau, Signora Theresa, die er stets ganz besonders hochschätzte.

Im Jahre 1863 herrschte in Ungarn Hungersnoth, die Blätter enthielten Aufforderungen, durch Spenden das Elend der Unglücklichen zu schildern. Trotz aller Sympathien des Auslandes für Ungarn, hatten diese Aufforderungen nicht den erwarteten Erfolg, denn ein plötzlich hereinbrechendes Unglück, wie Ueberschwemmung, Feuersbrunst, Erdbeben, das auf einen engeren Raum beschränkt ist und eine dramatisch lebendige Schilderung ermöglicht, wirkt auf die menschliche Phantasie und auf das Mitleid in viel höherem Grade, als die Nachricht von einer Hungersnoth, die der erregenden Effecte entbehrt. Wir in Italien trugen auch unser Schärflein bei und meine Frau bat Garibaldi in einem Briefe, er möge unseren Subscriptionsbogen mit seiner Unterschrift auszeichnen. Uns war es vor allem um seine Unterschrift zu thun, denn sie schien uns den Erfolg der Subscription zu sichern; da wir die nicht glänzenden Vermögensverhältnisse des Generals kannten,

bat ihn meine Frau, er möge blos jene tausend Lire den Nothleidenden Ungarns widmen, die er zu einem wohlthätigen Zweck nach Wien gesendet, die aber der Wiener Gemeinderath, da er von einem Feinde kein Geschenk annehmen wollte, zurückgewiesen hatte; denn die Ungarn, so schrieb ihm meine Frau, betrachteten ihn nicht als ihren Feind, sondern als den grössten Freund ihres Vaterlandes. Garibaldi erfüllte die Bitte meiner Frau und legte ausserdem dem Briefe alles baare Geld, das er im Hause hatte (630 Lire), bei, indem er sagte: als Zeichen der Liebe, die er für die brave, unglückliche ungarische Nation hege.

V.

Weder Mazzini's Rührigkeit, noch Cavour's Staatsweisheit, noch Garibaldi's abenteuerliche Kühnheit wären im Stande gewesen, die Einheit Italiens zu begründen, wenn nicht zur selben Zeit Victor Emanuel die Krone Sardiniens getragen hätte. Er war kein hervorragender Mann, er hatte nie besonders viel gelernt, sondern blos eine einfache militärische Erziehung genossen; von Wissenschaft und Kunst verstand er nicht viel, aber sein Herz war lauter und edel, er liebte sein Vaterland mehr als seine Krone, und statt als König von Sardinien unter dem Schutze Oesterreichs gemächlich in Turin zu residiren und seinem Vergnügen nachzuleben, setzte er seine hohe Stellung aufs Spiel und machte die Vereinigung Italiens zu seiner Lebensaufgabe.

Als ich nach Turin kam, wünschte ich lebhaft, mit ihm persönlich zusammenzukommen. Ich hatte einmal im Königspalais bei einem seiner Flügeladjutanten zu thun und erwähnte demselben gegenüber diesen Wunsch. Nichts sei leichter als das, meinte dieser und

ging sofort in das Cabinet des Königs und meldete mich; einen Augenblick später führte er mich zum König, der gerade seine Nachmittagscigarre rauchte; er empfing mich mit der grössten Liebenswürdigkeit, forderte mich auf, Platz zu nehmen und begann gemüthlich zu plaudern. Als ich bemerkte, dass er fast gleichzeitig mit dem österreichischen und französischen Kaiser, jedoch unter den misslichsten Umständen den Thron bestiegen, und dass er heute dennoch der glücklichste von allen dreien sei, da erwiederte er, dass er nach der Niederlage von Novara, als sein Vater abgedankt hatte und der Abschluss eines Friedens nothwendig geworden war, mit schwerem Herzen sein in der Schlacht verwundetes Pferd bestiegen habe, um ins Lager Radetzky's zu reiten. Der alte General habe ihn ehrfurchtsvoll empfangen, aber die Friedensbedingungen seien sehr hart gewesen. Eine derselben enthielt die Forderung, dass V. E. die von seinem Vater beschworene Verfassung aufhebe, und Radetzky fügte hinzu, dass man darauf in Wien grosses Gewicht lege. Er habe erwiedert, dass man von ihm derartiges nicht verlangen möge, da ihn dies bei seinen Unterthanen gleich von Beginn an unpopulär machen und ihn alles Einflusses berauben würde; dadurch würden blos die extremen Parteien, nicht die Freunde der Ordnung gewinnen, denn die Erbitterung der Italiener würde allen italienischen Fürsten gefährlich werden, wenn es keinen Ort gebe, an dem sie ihre Wünsche und Ideen frei und offen darlegen könnten. Radetzky habe hierauf geschwiegen und dann seien die anderen Punkte durchgenommen und vom Könige gutgeheissen worden; bezüglich jener Punktation über die Verfassung habe der König zum Schlusse gesagt, er sei kein Diplomat,

sondern ein offenherziger Soldat, und sei lieber selbst gekommen, statt einen Minister zu senden; dann habe er den General nochmals ersucht, diese Bedingung zu streichen, die er nie und nimmer annehmen könne. Mit Radetzky's Zustimmung sei der betreffende Artikel gestrichen worden. „Niemand hätte es mir angesehen", so erzählte der König weiter, „wie sehr ich mich über diesen diplomatischen Erfolg freute, als ich gleich darauf eine Revue über die feindliche Armee abhalten musste; man that dies wohl, um mir zu zeigen, wie mächtig und fürchterlich Oesterreich sei; damals gelobte ich mir, nicht eher zu ruhen, als bis ich meine Armee reorganisirt und jenen ihren Hochmuth vergolten hätte, die mich damals geringschätzend behandelten. Und es kam der ersehnte Augenblick heran, ich setzte meine Krone aufs Spiel; ich dachte mir: wenn es misslingt, so nimmt Dich Napoleon zum wenigsten als Oberst in seine Dienste; ich hielt es eben für ganz gut möglich, mir meinen Lebensunterhalt ehrlich und geachtet von Jedermann ebenso zu verdienen, wie z. B. Sie." — Die Cigarre, die mir der König angeboten, war zu Ende, er verbeugte sich und ich ging.

Der König liebte die Jagd ausserordentlich; er entfernte sich während der Jagd oft sehr weit von seinem Gefolge. Einmal sah ein Bauer, wie der König einen Hasen ganz besonders kunstgerecht schoss; der Bauer fragte hierauf den ihm unbekannten Jäger: „Wolltet Ihr nicht, da Ihr ein so vortrefflicher Schütze seid, den Fuchsen schiessen, der täglich um 4 Uhr Morgens meinen Hühner- und Gänsestall plündert? Ich gäbe Euch gerne eine Muta, das Fell gehört ohnedies dem Schützen." Der König sagte zu und erschien am nächsten Morgen bei dem Bauer, schoss den Fuchs und nahm,

ohne sich zu erkennen zu geben, die Muta (8 kr.) in Empfang. Er trug dieselbe stets in seiner Tasche und pflegte sie mit den Worten zu zeigen: Das ist das einzige Geld, welches ich mir je durch meine Arbeit erworben. Dem Bauer schickte er später eine Goldmünze und der Bäuerin eine Haube; dieses kleine Abenteuer machte den König in höherem Grade populär, als irgend eine Regierungsthat.

Victor Emanuel befasste sich übrigens auch hie und da mit der grossen Politik; nach dem Tode Cavour's, in dessen Staatsweisheit er volles Vertrauen gesetzt hatte, war er oft unwillig darüber, dass die Dinge nicht vorwärts gingen; er trat sogar mit Mazzini und mit den Republikanern in Berührung, und zwar ohne Wissen seiner Minister, die sehr häufig, wenn sie republikanische Bewegungen unterdrücken wollten, die unangenehme Entdeckung machten, dass der König selber conspirire. Er hatte stets einige Vertraute, denen er Aufträge ertheilte, von welchen die Minister nichts wussten. Durch diesen Vorgang hat er der Sache, der er dienen wollte, zwar nicht genützt, aber doch wenigstens bewiesen, wie sehr ihm die Verwirklichung der Einheitsidee am Herzen lag.

Nur das Zusammenwirken solcher Männer und ein günstiges Geschick konnten die Einheit Italiens schaffen.

Turin und Florenz.

I.

Turin ist eine ziemlich hübsche Stadt, doch hat sie mehr den Charakter einer amerikanischen als einer europäischen Stadt; die Gassen sind langweilig gerade und schneiden einander unter rechten Winkeln; das mag wohl daher kommen, dass der Kern der Stadt auf den Trümmern eines römischen Castrums erbaut wurde. Die Umgebung ist schön, aber trotz Feigen-, Maulbeeren- und Oliven-Hainen glaubt man kaum, dass man sich in Italien befinde, denn die nahen Alpen kühlen die Luft selbst im Sommer ab, auch fehlt es an monumentalen Bauten, trotzdem dass Turin lange Zeit hindurch Haupt- und Residenzstadt war. Selbst die Gesellschaft Turins war nicht rein italienisch; die Aristokratie gefiel sich darin, sich des unschönen piemontesischen Dialectes, der ein Gemisch von provençalischem und italienischem ist, zu bedienen, in der Art etwa, wie die Wiener Aristokratie vor einem Menschenalter ihren Patriotismus dadurch zu beweisen meinte, dass sie die Lerchenfelder Sprach- und Denkweise salonfähig machte. Die eigentliche Turiner Gesellschaft entwickelte auch keinen besonderen Reichthum an Geist, und Cavour's Cousine, die Gräfin Alfieri, bemühte sich umsonst, einem edleren Ton Eingang zu verschaffen; übrigens war zu der Zeit, als wir in Turin wohnten, die dortige Gesellschaft schon stark mit fremden Elementen durchsetzt: da waren zuerst die vielen Abgeordneten aus Oberitalien,

dann die Verbannten aus Venedig, Rom, Neapel u. s. w. Auch an Kunstschätzen ist Turin nicht reich; erwähnenswerth sind eine interessante Sammlung aegyptischer Alterthümer und die sehr werthvolle königliche Waffensammlung, die besonders viele schöne Waffen aus dem XVI. Jahrhundert enthält; das Museum hat nur wenige griechische und römische Denkmäler. Turin besitzt eine Bilder-Galerie zweiten Ranges; derselben verursachten die politischen Verhältnisse in doppelter Beziehung Schaden; denn sie lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit gänzlich von der Galerie ab, dann hielt der Senat, da man kein anderes passendes Local fand, in derselben seine Sitzungen ab; die Bilder litten damals viel in Folge der Unvorsichtigkeit des Dienstpersonals und des übermässigen Heizens. Die politischen Angelegenheiten nahmen mich damals viel zu sehr in Anspruch, als dass ich mich in solchem Masse der Wissenschaft und Kunst hätte widmen können wie in London. Als aber nach dem Tode Cavour's und nach der Affaire von Aspromonte die italienischen Staatsmänner sich kaum mehr für Ungarn interessirten, beschlossen wir nach Florenz zu übersiedeln, um die Zeit der Verbannung, die uns das Schicksal noch zugemessen, inmitten der Kunstschätze dieser freundlichen Stadt und in angenehmer Gesellschaft zu verleben.

II.

Als wir unseren Wohnsitz nach Florenz verlegten, begann für mich eine neue Phase in meinem Emigrantenleben. Als ich im Jahre 1849 nach London gekommen war, hatte ich es mir sogleich zur Hauptaufgabe gemacht, die Aufmerksamkeit des Auslandes auf Ungarn zu lenken und der Heimat die Sympathien der

gebildeten Welt zu gewinnen. Mit der Rückkehr von meiner zweiten amerikanischen Reise schloss der erste Abschnitt meines unfreiwilligen Wanderlebens in der Fremde. Es folgte eine Zeit der prosaischen Arbeit; ich musste schriftstellerisch und journalistisch thätig sein, um leben zu können. In die idyllische Ruhe unserer damaligen Lebensweise brachte das Jahr 1859 abermals neue Bewegung. Die Politik gewann wieder die Oberhand; wir gingen nach Turin. Aber die so herrlich aufgeblühten Hoffnungen verwelkten nur zu bald und nach drei Jahren emsiger Thätigkeit folgte wieder eine prosaische Zeit mit ihren alltäglichen Sorgen und Freuden.

Die Ereignisse jener drei Jahre, von 1859 bis zur Affaire von Aspromonte, hat Kossuth in seinen Memoiren geschildert. Es ist unmöglich, diese drei mächtigen Bände zu lesen, ohne im Innersten erschüttert zu werden. Wie viel getäuschte Hoffnungen! Welch' glühende Vaterlandsliebe! Welch' ausserordentliche Thätigkeit und dennoch welch' geringer Erfolg! Kossuth's Charaktergrösse, seine seltene Genialität, sie feiern in dieser nun veröffentlichten Correspondenz ihre Auferstehung. Mit dem Feuer der Jugend hängt der achtzigjährige Greis auch heute an jenen Idealen, die sich die ungarische Nation vor fünfzig Jahren geschaffen; da die edlen Charaktereigenschaften der Ungarn sich vor allem während der Revolution glänzend gezeigt und bewährt hatten: hält Kossuth an der Meinung fest, dass der Ungar zum Revolutionär geboren sei. Er kann seinen Zorn nicht bemeistern, wenn er sieht, dass sich die Nation mehr der Aussöhnung als der Rebellion zuneigt. Es ärgert ihn, dass die Nation die Action der Emigranten nicht unterstützt, „dass sie an allen Orten laut verkündet, sie

wolle keine Revolution, dass sie in allen Reden, Adressen, Comitatsbeschlüssen und Zeitungsartikeln ihre hündische Treue, ihre unwandelbare Anhänglichkeit an die Dynastie betone, wozu sie Niemand zwingt und wodurch sie höchstens das erreiche, dass die auswärtigen Mächte das Vertrauen zu den Ungarn verlieren und dass sich Oesterreich nicht mehr vor ihnen fürchtet.“ Kossuth citirt in dem schönen Schlusscapitel seines Werkes die Worte eines seiner besten Freunde, dass ihn nämlich seine Heimath nicht mehr verstehe, und gibt dann zu, dass sein Freund recht haben könne, da er ja das heutige Ungarn auch nicht mehr verstehe. Das ist denn auch ganz natürlich, denn jede Emigration ist der Meinung, dass sie die unterjochte Nation am besten vertrete, dass ihr Wort das Wort der Nation selbst sei. Eine Zeit lang mag das allerdings der Fall sein; aber nach und nach entwickeln sich in der Heimat neue Verhältnisse und die Anforderungen des alltäglichen Lebens treten in schroffen Gegensatz zu jenen Idealen, deren Verwirklichung so sehr wünschenswerth schien. In der Heimat sieht man oft die Nothwendigkeit ein, Compromisse einzugehen, während die Emigranten starr auf ihrem früheren Standpunkte verharren und jede Abweichung davon als Verrath erklären. Dies scheint eine Eigenthümlichkeit der Emigranten aller Nationen zu sein; aber eine specifisch ungarische Erscheinung ist es, dass in geordneten Zeitläufen die Verbindung zwischen der Nation und den Emigranten gänzlich aufhört. Unsere Landsleute, selbst unsere näheren Bekannten mieden uns stets, wenn sie ins Ausland kamen, um sich nicht zu compromittiren. Erst zur Zeit des italienisch-österreichischen Krieges im Jahre 1859 schlossen sich uns wieder mehrere an und viele traten in Garibaldi's Frei-

schaar ein. — Die Ideenkreise der Emigranten und der Nation trennen sich immer mehr von einander und zum Schlusse verstehen sie einander in der That nicht mehr. Die Emigranten klagen über den Opportunismus der Nation, die Nation wieder über die Uebertreibungen der Emigranten. Die Zeit übt stets ihre Wirkung: die Wünsche der Nation werden niemals ganz und gar verwirklicht, aber auch die unheilverkündenden Prophezeiungen der Emigranten gehen nicht in Erfüllung.

Dies alles schmälert das Verdienst Kossuth's nicht, dass er durch seine hinreissende Begeisterung die Nation während des Freiheitskrieges vor ruhmlosem Untergange bewahrt hat. Und wahrlich kein geringeres Verdienst ist es, dass er der ungarischen Nation durch sein fascinirendes Rednertalent die Sympathie zweier Welttheile errungen hat.

III.

Was Athen für die Civilisation des Alterthums war, das war Florenz für die Cultur des Mittelalters: die Wiege der Wissenschaft, der Tempel der Kunst und das Heiligthum der Poesie. Es gibt keine zweite Stadt in Europa, in deren Geschichte so viel glänzende Namen eingewebt wären; noch heute sieht man die Spuren jener Männer an den Palästen, Kirchen und Monumenten dieser Stadt, die ihr ein so eigenthümliches Gepräge verliehen haben, wie man es sonst nirgends wieder findet. Jene ernste Schönheit, die Florenz auszeichnet, übt eine so überwältigende Anziehungskraft auf jedes edlere Gemüth aus, dass seit zwei Menschenaltern viele ausgezeichnete Familien Toscana bald zum zeitweiligen bald zum beständigen Aufenthaltsort gewählt haben. Die Grossherzoge erkannten ganz richtig diesen Vorzug der Stadt Florenz und waren daher Fremden gegenüber

ausserordentlich liberal; sie gestatteten sogar Italienern, die compromittirt waren, den Aufenthalt in dieser Stadt, vorausgesetzt, dass das Wiener Cabinet keine Einwendungen erhob. Die dort wohnenden Engländer, Franzosen und Russen wurden regelmässig zu den Hoffesten geladen, ohne dass man deren Hoffähigkeit oder Vorleben einer besonders strengen Kritik unterzogen hätte. Dies verlieh der Florentiner Gesellschaft jenen interessanten internationalen Typus, den sie bis zum heutigen Tage bewahrt hat, und jene Führerrolle in der Literatur, auf die jeder Toscaner stolz ist. Als in den zwanziger Jahren die Carbonaris für eine kurze Zeit die Oberhand gewannen, aber bald darauf durch die österreichische Intervention zurückgedrängt wurden, musste auch Carl Albert, der präsumtive Thronfolger von Sardinien, Turin verlassen, um der Rache der Reactionäre zu entgehen. Der Grossherzog von Toscana empfing seinen Verwandten mit der grössten Liebenswürdigkeit; Victor Emanuel wurde im Pallast Pitti geboren. Auch der unvergessliche Palatin Ungarns, Erzherzog Josef, wurde hier geboren und erzogen und selbst die herrliche Aussicht von der Burg zu Ofen, die ihm das von ihm verschönerte Pest zu seinen Füssen zeigte, konnte ihn die Stadt an den Ufern des Arno nicht vergessen machen, an die sich seine Jugenderinnerungen knüpften. Sein älterer Bruder, der Grossherzog hat Toscana zur Zeit der Restauration vor den Ausschreitungen der Reaction bewahrt. Der österreichische Gesandte theilte ihm einmal im Auftrag Metternich's mit, dass sich sogar in der nächsten Umgebung des Grossherzogs Männer befinden, die an der grossen Verschwörung betheiligt seien, deren Fäden die österreichische Regierung durch die Verhaftung des Grafen Gonfalonieri in Mailand

entdeckt habe; der Gesandte erklärte, dass er die Bestrafung des Betreffenden verlangen müsse. Der Grossherzog vermuthete gleich, dass Gino Capponi gemeint sei, dem er freundschaftlich gesinnt war, obgleich derselbe nie ein Geheimniss daraus gemacht hatte, dass er ein enthusiastischer Anhänger der constitutionellen Grundsätze sei; er eröffnete dem Gesandten, dass er auf blosses Gerede kein Gewicht lege, und daher Beweise verlange; der Gesandte erwiederte, wie Metternich dies vorausgesehen und ihm die gravirenden Briefe im Original mitgegeben habe.

Der Grossherzog nahm die ihm vom Gesandten überreichten Briefe in Empfang und warf dieselben, ohne das Packet zu öffnen, mit den Worten ins Kaminfeuer: „Mit derartigen Anzeigen mache ich es so.“

Auch nach der Einverleibung in das Königreich Italien blieb Florenz ein Sammelpunkt der Gebildeten, obgleich der Glanz des Hofes fehlte und keine Hoffeste die Wintersaison belebten. — Die Politik fand damals in Florenz zwar keine Stätte, denn Turin war der Brennpunkt derselben und die Opposition hatte in Neapel ihr Lager aufgeschlagen, aber Poesie, Kunst und Wissenschaft hatten ihre Heimath, die Arnostadt, noch nicht verlassen. Dorthin zog es mich, dorthin sehnte ich mich; ich suchte eine unseren Verhältnissen entsprechende Wohnung und fand endlich eine herrliche Villa mit grossem Garten auf jenem steilen Hügel, der sich am rechten Ufer des Arno, oberhalb der Via Bardi, erhebt; dieselbe war vordem ein Augustinerkloster gewesen, Graf Petrovics hatte dasselbe angekauft, umgestaltet und eingerichtet. Nach seinem Tode wünschten seine Erben, die Petrino's in der Bukowina, die Villa zu verkaufen, es fand sich aber kein Käufer, und so waren

sie froh, dieselbe billig vermiethen zu können. Die Villa war für unseren Bedarf viel zu gross, wir bewohnten daher nur einen Theil derselben, die Zellen der Mönche haben wir niemals geöffnet, es that uns aber wohl, uns endlich wieder in grossen Sälen gemüthlich ausbreiten zu können; ich konnte meine Sammlungen und meine Bibliothek auspacken und aufstellen und in dem grossen, obzwar ziemlich vernachlässigten Garten, dessen Rosensträuche das ganze Jahr hindurch blühten, konnten meine Kinder, damals schon sieben an der Zahl, nach Herzenslust herumtollen.

IV.

Die Erziehung unserer Kinder machte uns stets viel Sorge. In England hatten die drei älteren Knaben die Schule mit gutem Erfolge besucht; als wir nach Turin übersiedelten, verstanden die Kinder natürlich nicht ein Wort italienisch, da ich aber den Besuch einer öffentlichen Schule stets für das beste Erziehungsmittel für Knaben gehalten habe, strebte ich gleich nach meiner Ankunft die Aufnahme der Knaben in eine öffentliche Schule an. Die Aufnahmsprüfung mussten sie mit Hilfe eines Dolmetsch ablegen und die Lehrer meinten, es wäre besser, wenn die Knaben vorerst ein halbes Jahr daheim blieben und italienisch lernten, denn sie würden ja in der Schule absolut nichts verstehen und daher auch nichts lernen. Aber ich blieb bei meinem Vorsatz, vertraute der Gelehrigkeit des kindlichen Alters, und rechnete auf den Einfluss, den der Verkehr mit den Mitschülern ausübt; und in der That, schon nach wenig Wochen war ein Erfolg bemerkbar, und am Ende des Schuljahres sprachen die Kinder ebenso gut italienisch, wie ihre Mitschüler, und

viel besser, als wir Erwachsenen. Da begann nun eine neue Sorge; mein Sohn August hatte die Maturitätsprüfung abgelegt und unser Freund Mancini, der jetzige Minister des Auswärtigen des Königreiches Italien, wollte mich überreden, meinen Sohn an der Turiner Universität Jus studiren zu lassen, er erklärte sich bereit, ihn in seiner Kanzlei zu beschäftigen, und stellte ihm eine schöne Zukunft in Aussicht, sei es als Advokat, sei es im Gebiete der Politik. Ich aber war der Meinung, dass ich, obgleich mir die Heimkehr für immer versagt schien, kein Recht habe, meine Söhne ihrem natürlichen Vaterlande für immer zu entziehen. Ich sandte daher meinen Sohn August nach Pest, damit er seine Studien an der dortigen Universität vollende; es sollte ihm freistehen, nach Italien zurückzukehren und Italiener zu werden, wenn er die Verhältnisse in der Heimath wirklich so unerträglich fände, als wir sie uns im Auslande vorstellten.

Mein Freund Georg Zsivora, der unsere Angelegenheiten in der Heimath während unserer Verbannung mit der grössten Hingebung und Selbstlosigkeit vertrat, obgleich er sich dadurch während der österreichischen Herrschaft vielen Chicanen aussetzte, nahm meinen Sohn in seine Obhut. Bald darauf erhielt ich die Nachricht, dass der Rector der Universität meinen Sohn nicht inscribiren könne, weil in dem Zeugnisse, das mein Sohn vorgewiesen, die Fortgangsklasse aus der Religion fehle. Ich schrieb meinem Sohn, er solle zu meinem alten Freunde Székács gehen, dieser werde ihm schon ein Zeugniss ausstellen, dass er in Dingen der Theologie genügend bewandert sei, um in Ungarn akademischer Bürger werden zu können.

Székács fragte meinen Sohn, welcher Confession er

angehöre, und erschrak sehr, als er vernahm, dass derselbe in keiner positiven Religion Unterricht genossen, dass ihm sein Vater blos die Geschichte der Dogmen von Constantin bis Luther und Calvin, und statt des Katechismus die Ansichten Gibbons vorgetragen habe; dass er die Geschichte der verschiedenen Credos und Häresien kenne, aber keines der ersteren zu seinem eigenen gemacht habe; dass er den Katholicismus als Hauptfactor der Kunst und mittelalterlichen Civilisation hochschätze, wie nicht minder die Reformation als erste erfolgreiche Offenbarung der modernen philosophischen Weltanschauung; dass er, da sich im Ausland keine Gelegenheit hiezu gefunden, noch nicht confirmirt sei. Székács wollte das Versäumte nachholen, aber mein Sohn weigerte sich, das gebräuchliche Glaubensbekenntniss feierlich herzusagen; endlich nach langem Unterhandeln verfassten sie eine Confession, die den Ueberzeugungen meines Sohnes entsprach. Als ich später in die Heimath zurückkehrte, drang Székács darauf, dass meine jüngeren Kinder sofort, da sie noch im Alter von 10—11 Jahren waren, in der Religion unterrichtet würden, damit er mit ihnen nicht auch solche Anstände habe, wie mit August.

Meinen Sohn Gabriel, der durchaus kein Talent für die classischen Sprachen hatte und sich lieber mit Mathematik beschäftigte, sandte ich nach London ins Kings College, damit er sich für die technische Laufbahn vorbereite. Ich vertraute ihn dem Professor Oswald an, der seinerzeit meinen Söhnen Privatunterricht gegeben, sich seither verheirathet hatte und an einer öffentlichen Lehranstalt angestellt worden war; aber Gabriel vertrug sich mit dem gutherzigen, in manchen Dingen jedoch pedantischen deutschen Gelehrten nicht

und übersiedelte in die University College Hall, wo er mit seinen Mitschülern und seinem Professor Beasley in bestem Einvernehmen lebte.

Mein dritter Sohn, Julius, erkrankte einige Monate nach unserer Ankunft in Florenz am Typhus, dem er auch erlag; er war gerade in dem Alter, in welchem sich die Verstandesfähigkeiten rascher entwickeln, ich hatte mich viel mit ihm beschäftigt und über seine Fortschritte grosse Freude empfunden. Es ist ein fürchterlicher Schlag, ein erwachsenes Kind zu verlieren.

V.

An die Villa Petrovich war eine Terrasse angebaut, von der aus man eine bezaubernde Aussicht auf Florenz und auf den Thurm der Signoria, auf das Campanile Giottos und auf die Kuppel Bruneleschi's, dieses verwegenste Meisterwerk der Renaissance-Architectur genoss. Graf Petrovich hielt sich hier am liebsten auf und hatte die Terrasse, um diese Aussicht zu jeder Jahres- und Tageszeit geniessen zu können, mit Glaswänden umgeben und mit einem Dache versehen lassen. So war aus der Terrasse eigentlich ein prächtiger Saal geworden; hier stellte ich meine Sammlungen und meine Bibliothek auf; für grössere Versammlungen konnte man nicht leicht einen passenderen und hübscheren Ort finden. Ebendeshalb ersuchte uns unser Freund, Franz Dall Ongaro, ihm diesen Saal zu seinen Dante-Vorlesungen zu überlassen. Dall Ongaro war von Geburt ein Venetianer; er war Geistlicher gewesen und hatte patriotische Gedichte und einige Dramen verfasst, die allgemein Anklang fanden; im Jahre 1848 hatte er sich der revolutionären Bewegung angeschlossen, er musste sich flüchten; da er in seinen Gedichten die

Grundsätze der Revolution pries und verherrlichte, musste er den geistlichen Stand verlassen, er trat aber trotzdem aus der katholischen Kirche nicht aus und blieb unverheirathet. Dante-Vorlesungen waren seit Boccaccio's Zeiten in Florenz nichts Seltenes; seit Jahren pflegte Abbate Giuliani Dante in öffentlichen Vorträgen zu commentiren, die besonders von Engländerinnen und Amerikanerinnen eifrig besucht wurden; seine Commentare waren ultra-katholisch, ja, so weit bei Dante möglich, sogar ultramontan, während Dall Ongaro in seinen Vorlesungen stets die Aspirationen der Fortschrittspartei besonders betonte und das Bild des dreizehnten Jahrhunderts, das ja der Hintergrund zu Dante's Dichtung ist, mit geistreichen Bemerkungen belebte. Die Mehrzahl der Gäste, die wöchentlich zweimal den Vorlesungen Dall Ongaro's auf der Terrasse beiwohnten, bestand aus Fremden; die Italiener waren in der Minderheit; an Sonnabenden versammelten sich an diesem reizenden Orte unsere Freunde. Künstler, Gelehrte und Schriftsteller, englisehe, französische und amerikanische Touristen, die Empfehlungen an uns hatten, und der gebildeteste Theil der Florentiner Gesellschaft kamen an solchen Abenden bei uns zusammen.

Da es unter meinen Freunden viele Garibaldiner und Republikaner gab, hatten diese Soiréen einen sozusagen etwas rothen Anstrich; an edler Musik, schönen Frauen, geistreicher Conversation und berühmten Namen fehlte es niemals. Meine Frau hatte ein ganz besonderes Geschick für das Arrangement derartiger Gesellschaften; sie verstand es, die Gäste stets so zusammenzubringen, dass sich Niemand langweilte; da in unserem Hause in Folge der hohen musikalischen Bildung meiner Frau nur gute Musik gepflegt wurde, trachtete jeder

Virtuos und Künstler, der Florenz berührte, eine Einladung zu unseren Sonnabend-Soiréen zu erhalten; hier war es auch, wo das so berühmt gewordene Florentiner Quartett Jean Beckers eigentlich entstand. Der internationale Character unseres Salons übte auch auf die Italiener eine derartige Anziehungskraft aus, dass, nachdem Florenz die Hauptstadt Italiens geworden und die Regierung hieher übersiedelt war, die Minister Minghetti und Visconti Venosta uns mittheilen liessen, es würde sie freuen, wenn wir sie einladen würden. Ich bemerkte, dass sie bei uns eine für sie ungewöhnliche Gesellschaft finden würden, so z. B. Bakunin, das Haupt des revolutionären Russland, und Dolfi, den früheren Führer der republikanischen Partei in Florenz, seines Standes ein Bäcker. Die Minister erschienen dennoch und unterhielten sich sehr gut, obgleich sich die übrigen Gäste nicht viel um sie kümmerten; nur die Engländer und Amerikaner liessen sich ihnen vorstellen.

Der Glanzpunkt unserer Soiréen fällt in die Zeit des Dantefestes, da man das 600-jährige Jubiläum seines Geburtstages feierte und seine Statue vor der Kirche Sante Croce enthüllte. Giuliani hielt die Festrede; bevor er sich dazu anschickte, sagte er in vollem Ernste zu seinen Freunden, er wisse, dass man ihn in Rom mit Fluch und Bann belegen werde, da er bei dieser Gelegenheit den excommunicirten König verherrlichen müsse; er fürchte sich aber dennoch nicht, denn wenn er seiner Zeit an der Himmelspforte pochen werde, da werde sich auch Dante seines Verehrers erinnern und bei Sct. Peter sein Fürbitter sein, damit ihm dieser Einlass gewähre. Aus ganz Italien kamen die Verehrer des grossen Dichters zu diesem in Wahr-

heit nationalen Feste, alle Provinzen waren vertreten und der Festzug zur Kirche Sante Croce und von da zum Geburtshaus Dante's war eines der grossartigsten Schauspiele, die ich je gesehen. Ich nahm an demselben gleichfalls gern Theil in goldverziertem ungarischen Galakleide, denn beim Feste, das man dem Andenken des berühmten Verbannten veranstaltete, durfte der in die Verbannung getriebene Ungar, dem Italien eine Freistätte gewährt hatte, nicht fehlen. Unwillkürlich gedachte ich jener Verse des gefeierten Dichters, in denen er ausruft:

„O beata Ungheria, se non si lascia
Piu malmenare."

Das Dantefest währte mehrere Tage; den Gästen zu Ehren gab man Galavorstellungen im Theater, Bälle und Soiréen, blos für den Sonnabend war nichts vorgesehen; die Florentiner Aristocratie, die wegen ihrer an Geiz grenzenden Sparsamkeit bekannt ist, blieb fern von der Stadt, um nicht zu ungewohnter Gastfreundschaft gezwungen zu sein. Wir theilten daher unseren Bekannten mit, dass wir nicht nur sie, sondern auch ihre Gäste mit Freuden bei uns sehen würden. Wir öffneten alle unsere Säle und beleuchteten den oberen Theil des Gartens, der im herrlichsten Rosenschmucke prangte; aber auch unsere Freunde thaten unaufgefordert Alles, um das Fest je genussreicher zu gestalten. Als sich Jemand aus unserer Bekanntschaft anschickte, Klavier zu spielen, baten uns die berühmten Schwestern Marchisi, ihnen den Vortrag einiger Lieder zu gestatten. Die schöne und geistreiche italienische Dichterin, Signora Erminia Fusinato, trug ihr für diese Gelegenheit verfasstes herrliches Gedicht über Gemma Donati, die Frau Dante's vor; hierauf fragte Rossi

meine Frau, ob es uns recht wäre, wenn er einen Gesang aus Dantes Werk recitiren würde; er declamirte die Episode Sordello aus dem Purgatorio. Nach diesen entzückenden Ueberraschungen winkte ich Salvini, mit dem wir länger befreundet waren als mit Rossi, und sagte ihm, er solle doch nicht ruhig zusehen, wie ihm sein jüngerer Rivale den Lorbeer streitig mache; hierauf declamirte er Francesca di Rimini aus dem Inferno. Die ganze Gesellschaft war voll des Entzückens. Auch der edelste Wein Ungarns, der Tokayer, fehlte nicht bei diesem Feste. Jetzt noch treffe ich häufig mit Italienern zusammen, die gestehen, dass ihnen jener genussreiche Abend unvergesslich sei.

VI.

Am Fusse des Gartens der Villa Petrovich am Ufer des Arno steht der grosse Palast Torrigiani, mit einer nicht unbedeutenden Privat-Gemäldegallerie; in derselben studirte ich mit vielem Genusse eine sehr schöne Replik der Grablegung von Tizian und eine grosse Cassone von Filippino Lippi. Die Cassonen sind grosse Holztruhen, in denen in früheren Zeiten die Ausstattung der Bräute, ihr Schmuck, ihre Kleider u. s. w. untergebracht wurden; die Aussenwände derselben waren häufig von den grössten Künstlern mit Malereien geschmückt, denn die Cassonen sollten zugleich als Zierde des Zimmers dienen. In dem oben erwähnten Palaste wohnte unser edler Freund Graf Carlo Torrigiani, der jüngere Bruder des Familienhauptes; er war durch und durch ein italienischer Aristocrat. Seitdem der Absolutismus die historischen Familien alles Einflusses auf das Staatsleben beraubt hatte, hatten diese sich besonders dem municipalen Leben zugewendet und strebten nach

der Stellung eines Bürgermeisters oder Stadtrathes; sie kümmerten sich um die Schulen, waren Mitglieder aller Wohlthätigkeitsvereine und traten immer und überall für die Hebung des Wohlstandes und für die Verschönerung der Stadt ein. Auch Graf Carlo enthielt sich, als wir in Florenz waren, jeder politischen Thätigkeit, war aber trotzdem einer der beliebtesten und populärsten Männer der Stadt; die Armen holten sich bei ihm Trost und guten Rath; ja er war sogar Mitglied der Misericordia, einer Gesellschaft, deren Mitglieder auf ein gegebenes Glockenzeichen ohne Rangunterschied eine schwarze Kapuze über den Kopf werfen, die ihr Gesicht vollständig bedeckt und blos die Augen frei lässt, und zu dem Vereinsgebäude eilen, um Hilfe zu leisten, wenn sich ein Unglück ereignet hat, um Kranke ins Krankenhaus zu tragen oder um Arme zu begraben. Der schöne Garten und das Warmhaus des Grafen waren berühmt; hier hielt er sich auf, wenn ihn die Armenangelegenheiten der Stadt nicht in Anspruch nahmen. Er lebte sehr zurückgezogen, uns aber besuchte er sehr gerne.

VII.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass die Aristocratie, die in den zwanziger Jahren das Hauptcontingent zu den Carbonaris stellte, an der neuesten Bewegung beinahe gar nicht theilnahm. In Piemont, wo sich das parlamentarische Leben zuerst entwickelt hatte, liess sich dieselbe zwar in die Kammer wählen, schloss sich aber Mazzini und der revolutionären Partei nicht an; diese ergänzte sich vielmehr aus dem Volke, in Florenz war der hervorragendste Vertreter derselben der berühmte Bäcker Dolfi; er war der anerkannte Führer des Volkes und der Hauptfactor der Revolution im Jahre 1859.

Als Napoleon und Cavour übereingekommen waren, zur Befreiung Oberitaliens den Krieg gegen Oesterreich zu unternehmen, verdross es Cavour sehr, dass dabei das meiste den Fremden zu verdanken wäre, und er hätte es sehr gerne gesehen, wenn sich Italien in grösserem Masse betheiligt hätte. Da er den Liberalismus des Grossherzogs von Toscana kannte, gab er sich der Hoffnung hin, derselbe werde sich vielleicht dazu bewegen lassen, trotz der verwandtschaftlichen Bande, die ihn an Oesterreich knüpften, sich mit Sardinien und Frankreich zu verbünden, wofür er ihm das rechte Poufer in Aussicht gestellt hätte. In diesem Sinne unterhandelte er mit Baron Ricasoli, einem reichen toscanischen Aristocraten, der sich fast ausschliesslich mit der Verwaltung seiner Güter beschäftigte und in ganz Toscana als das Muster eines Landwirthes galt. Ricasoli förderte denn auch den Grossherzog auf, sich im Interesse seiner Familie und seines Landes der Politik Cavour's anzuschliessen. Der Grossherzog hörte ihm aufmerksam zu und sagte zum Schlusse, dass er Ricasoli's Ansichten würdige und seine Erfolge am Gebiete der Volkswirthschaft anerkenne, ihm aber den Rath gebe, das Gebiet, auf dem er bisher mit so vielem Glück gewirkt, nicht zu verlassen und sich nicht in die grosse Politik einzumengen, welche Baldasseroni, der Minister des Aeussern, leite und jedenfalls besser verstehe, als Ricasoli. Der stolze Baron verbeugte sich und ging, aber vom Palast Pitti nahm er seinen Weg direct in das Gewölbe Dolfi's, den er bisher nicht gekannt, von dem er aber wusste, dass er mit Mazzini in Verbindung stehe und dass ihm das Volk blindlings folge; er sagte ihm, dass er von nun an sein Anhänger sei und ihn nur um das eine bitte, die Bewegung so lange zurückzuhalten, bis er das Zeichen zum Aus-

bruche gebe; er versicherte ihn, dass er im Augenblick der Action gleichfalls hervortreten und alle Gefahren mit jenen theilen werde, die weniger zu verlieren hätten als er. Dolfi erklärte sich damit einverstanden und Ricasoli kehrte auf sein Gut zurück; als aber die französische Armee den Mont-Cenis überschritt, gab Ricasoli das Zeichen zum Beginn der Revolution in Florenz. Auf jenem Platze, der seither den Namen des Unabhängigkeitsplatzes führt, rotteten sich sämmtliche Arbeiter und Bürger von Florenz früh Morgens zusammen, brachten unter Dolfi's Führung Hochrufe auf Victor Emanuel, Cavour und die italienische Freiheit aus und verfluchten das österreichische Bündniss. Die Menge erwartete, dass das Militär erscheinen und sie angreifen werde, aber der Grossherzog nahm eine zuwartende Stellung ein, das Militär war in der Nähe der Residenz concentrirt und blos die öffentlichen Gebäude waren mit stärkeren Wachen besetzt als sonst. Dies währte mehrere Stunden, das Volk wurde endlich des Schreiens müde und hatte schon den ganzen Cigarrenvorrath der umliegenden Trafiken verraucht; da stellte Dolfi den Antrag, eine Deputation zum Grossherzog zu senden und an ihn die Forderung zu stellen, dass er sich Victor Emanuel und Napoleon anschliesse. Die Menge zog nun gegen den Palast Pitti, worauf der Grossherzog seinen Sohn auf das die Stadt beherrschende Fort Belvedere sandte, damit er einige Bomben unter das Volk schleudern lasse. Der commandirende Offizier meinte jedoch, Florenz sei keine Stadt, die man bombardieren könne, da sie so viele Kunstschätze aus der Vergangenheit berge, es wäre besser, Cavallerie gegen das Volk zu senden, dieselbe würde es leicht auseinanderjagen; aber kein Italiener sei im Stande, die herrlichen Denkmäler der Kunst der Gefahr eines Bombardements aus-

zusetzen. Sobald der Grossherzog vernahm, dass das Militär seine Befehle einer Kritik unterziehe, gab er seine Sache verloren, bestieg einen Wagen und fuhr zur Bahn; er nahm seinen Weg absichtlich durch jene Strassen, in denen das Volk am zahlreichsten versammelt war, damit es nicht glaube, dass er feige entfliehe. Die Menge grüsste ihn allenthalben und als er Dolfi bemerkte, rief er ihm zu: „Auf Wiedersehen.“ Dolfi machte eine tiefe Verbeugung und rief zurück: „Ersparen Sie sich diese Mühe, Hoheit.“ In der That eine höchst gemüthliche Revolution! Nachdem der Grossherzog und seine Familie Florenz verlassen hatten, wurde Ricasoli zum Dictator ausgerufen; er regierte Toscana mit Energie und Geschick, bis ihn Boncampagni, der von Cavour gesandte königliche Statthalter ablöste. Nachdem im Wege der Volksabstimmung Toscana dem Königreich Italien einverleibt worden war, kam Victor Emanuel nach Florenz. Am Tage nach seinem Einzuge sandte er seinen Flügeladjutanten mit dem Ritterkreuz des Mauritius-Lazarus-Ordens zu dem Bäcker. Dolfi war gerade in seinem Gewölbe, er wurde verlegen und bat den Adjutanten, das Kreuz dem Könige zurückzubringen; er wisse nicht, was er damit anfangen solle; er bleibe Bäcker und wolle nie und nimmer Ritter werden. Der Adjutant erwiederte, er müsse den Befehl des Königs erfüllen und könne den Orden nicht zurücknehmen, Dolfi möge dies alles dem König selbst sagen. Dolfi setzte sich in einen Fiaker und fuhr zum Palazzo Pitti, wo man ihn sofort zum König führte. Er sagte, dass ihn das Volk verspotten würde, wenn er Ritter würde, er habe nie nach derartigen Auszeichnungen gestrebt, er sei stets ein Volksmann gewesen und das wolle er bleiben. Victor Emanuel erwiederte, er habe durch die Verleihung des Ordens blos dem

Patriotismus Dolfi's Anerkennung zollen wollen, es würde ihn freuen, wenn er ihm auf irgend eine Weise eine Freude bereiten könnte, worauf Dolfi sagte: Das könnten Euer Majestät auch.

— Wie denn?

— Faccia l'Italia! (Machen Sie Italien.)

Dies stimmte den König weich, er reichte dem Bäcker die Hand, bot ihm eine Cigarre an, hiess ihn sich setzen und plauderte mit ihm auf das gemüthlichste.

VIII.

Gegenwärtig ist der bedeutendste Sohn der Stadt Florenz ohne Zweifel Ubaldino Peruzzi, seit dreissig Jahren bald Parlamentsmitglied, bald Minister, bald Bürgermeister von Florenz, bald der populärste, bald wieder der meistgehasste Mann seiner Vaterstadt. Die Familie Peruzzi spielte schon im Mittelalter eine Rolle in der Geschichte der Stadt Florenz; dem Wappen derselben, drei Birnen, begegnet man an verschiedenen Punkten der Stadt; die Firma Bardi & Peruzzi war im 14. Jahrhundert so berühmt, wie heutzutage das Haus Rothschild; sie liehen unter anderen auch dem schwarzen Prinzen, dem Sohne Eduard's III. bedeutende Summen; dieser abenteuerliche Held verpfändete ihnen auch jenen prachtvollen Rubin, den Peter der Grausame von einem maurischen König geraubt und später dem schwarzen Prinzen geschenkt hatte; heute prangt dieser Stein in der Krone von England. Der schwarze Prinz starb früher als sein Vater und seine Schulden blieben unbezahlt; in Folge dessen machte das Haus Bardi-Peruzzi Bankerott und sein Sturz rief die erste allgemeine Geldkrisis in Europa hervor.

Ubaldino Peruzzi schloss sich im italienischen Parlament Cavour an und vertrat als Führer der toscani-

schen Fraction im Verein mit der sogenannten Consorteria von Piemont die conservative Partei, welche lange Zeit die Herrschaft führte, Garibaldi und die Abgeordneten des Südens hasste und bestrebt war, der revolutionären italienischen Politik einen conservativen Anstrich zu geben. Diese Herren erwähnten zwar Rom stets als die zukünftige Hauptstadt Italiens, glaubten aber nicht daran, dass der König je dahin gelangen könne, weil sie in dem Gegensatz zwischen Krone und Tiara die grösste Gefahr für Italien sahen. Als dann die Residenz des Königs, der Sitz des Parlaments und der Regierung von Turin nach Florenz verlegt wurden, war Peruzzi der sicheren Ueberzeugung, dass es mindestens ein Menschenalter, wenn nicht länger dauern würde, bis der König und die Regierung nach Rom übersiedeln könnten und war nun in seiner Stellung als Bürgermeister eifrigst bestrebt, die Stadt ihrer neuen Würde entsprechend umzugestalten. Die alten Mauern wurden niedergerissen, neue Stadttheile erhoben sich, eine Wasserleitung wurde angelegt, die prächtigen Brunnen aus der Medicäerzeit wurden dadurch neu belebt und waren nicht mehr todte Denkmäler der Kunst vergangener Zeiten. Auf prachtvollen Säulen ruhte die neu errichtete Markthalle, deren Ornamente mit den Meisterwerken der Renaissance wetteiferten und damit Florenz alle anderen Hauptstädte an Schönheit übertreffe, legte Peruzzi die Via dei Colli an, jene herrliche Strasse, die sich vom rechten Arnoufer zwischen Villen und Gärten zur Kirche San Miniato hinaufschlängelt. Laut Beschluss der Stadtbehörde mussten längs dieses Weges alle Mauern niedergerissen und durch Eisengitter ersetzt werden; da jetzt die Gärten den Blicken des Publicums offen standen, waren die Besitzer derselben bestrebt einander durch Geschmack in der Anordnung

Krieges über ein grösseres Gebiet ist es, wovor sich die engl. Regierung fürchtet, und deshalb entwickelt sie eine rege Thätigkeit, um diese heikle Frage zu lösen. So viel steht übrigens fest, dass Italien gegenwärtig zu einem Kriege nicht genügend gerüstet ist. So lange Franz II. von Neapel sich in Rom aufhält und von dort aus seine Anhänger in Calabrien und in den Abruzzen zum Widerstande aneifert : ist ein Dritttheil der ital. Armee im Süden des Landes festgehalten und ausserdem ist die ital. Armee in Folge der Auflösung der neapolit. Armee und der Freischaar Garibaldi's zu einem Angriffskriege zu schwach. Es ist allerdings wahr, dass die ital. Regierung bestrebt ist, den Stand der Armee zu erhöhen, dass ihr die Kammer in Anbetracht der bevorstehenden Ereignisse eine Anleihe von 500 Millionen bewilligt hat, dass in den Arsenalen Tag und Nacht gearbeitet wird, dass zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und zur Vertheidigung der Festungen 220 Mobil-Bataillone aufgestellt werden, dass die Erhaltung der ungar. Legion durch die ital. Regierung die Absichten derselben deutlich verräth : aber trotzdem dürfen wir nicht vergessen, dass die ital. Armee auch im nächsten Frühjahre zur Hälfte aus Rekruten bestehen wird, dass die Pläne des franz. Kaisers schwankend sind und dass die gesammte Diplomatie Europas den Krieg, da sie dessen eigentlichen Zweck voraussieht, zu verhindern bestrebt ist.

Ferner ist zu beachten, dass die ital. Regierung sich schon seit Langem an Geduld und ruhiges Zuwarten gewöhnt hat; sie wird sich daher nicht in einen Krieg stürzen, der, wenn er unglücklich endete, die bisher gewonnenen Resultate vernichten würde. Es wäre also jede Berechnung verfehlt, die sich auf die Hoffnung stützte, dass die ital. Regierung im nächsten Frühjahr einen Krieg beginnt. Uebrigens wird Italien nicht blos durch Parlament und Cabinet vertreten; der eine Pol des politischen Lebens in Italien weist nach Turin, der andere nach Caprera; doch davon in meinem nächsten Briefe.

V.

Turin, am 10. Juli 1861. — Bei einem gemüthlichen Mahle, das George Saunders, der amerik. Consul in London,

i. J. 1855 am Geburtstage Washington's veranstaltete und zu dem er die Führer der revolutionären Bewegung in Europa einlud, um sie Buchanan, dem Gesandten der amerikan. Union, vorzustellen, traf ich zum erstenmal mit Garibaldi zusammen; sein Auftreten war so bescheiden, offen und anspruchslos, dass Niemand in ihm den heldenmüthigen Kämpfer von Montevideo, Valtellina und Rom erkannt hätte. Im J. 1860 sah ich ihn in Turin wieder, von der Journalistenloge aus, als er heftig gegen die Abtretung Nizzas sprach. Heuer im Februar habe ich ihn auf Caprera besucht und bin seither wiederholt in Turin mit ihm zusammengekommen; ich habe mich überzeugt, dass der Befreier von Sicilien und Neapel als Staatsmann viel ernster und tiefer denkt, als man damals gemeiniglich glaubte, da der Glorienschein des Erfolges, der Cavour umgab, jede andere politische Persönlichkeit Italiens verdunkelte. Im Juni suchte ich ihn abermals in seinem Felsenneste auf. Damals erkundigte er sich eingehend um die Verhältnisse und die Lage Ungarns. Er betrachtet den Kampf für die Freiheit zwar als eine allen Völkern gemeinsame Sache, seine Dienste widmet er aber vor Allem seinem Vaterlande; nächst Italiens Einheit gilt ihm die Befreiung Ungarns als das heiligste und wichtigste Unternehmen. Er wünscht Nichts sehnlicher, als dass zuerst die ital. Nation politisch geeinigt, die polnische und die ungarische Frage in gerechter und billiger Weise gelöst werde und dass dann die Herrscher Europas durch ein gemeinschaftliches Uebereinkommen den Stand der Armeen herabsetzen und die Aufrechthaltung der inneren Ordnung und die Vertheidigung der Staaten den Volksheeren überlassen. Dann könnte, so meint er, die ungeheuere Kraft, die jetzt nutzlos verschwendet wird, zu gemeinnützigen Unternehmungen, zur moralischen Ausbildung und Erziehung der vernachlässigten niederen Klassen verwendet werden. Die Lösung der ital., ungar. und poln. Frage gilt ihm als die einzige sichere Grundlage für den Frieden Europas. Es erfüllte ihn mit grosser Befriedigung, dass sich die Kroaten, Ungarn und Serben neuerdings als Brüder fühlen, dass die Grenzer eine günstige Umgestaltung ihrer traurigen Lage von der Herstellung constitutioneller Formen und von der Vereinigung mit den Ungarn erwarten,

und dass alle drei Nationen einsehen, dass die Freiheit so, wie das Licht der Kerze sei, das Nichts von seiner Kraft verliert, auch wenn man an der Flamme derselben mehrere andere Kerzen anzündet. Für die Rumänen hegt er grosse Sympathie, findet es aber unbegreiflich, dass manche von ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche von Wien, diesem Gegner aller Nationalitäten und nicht von Pest erwarten; denn Ungarn sei es ja gewesen, welches den rumän. Bauer und dessen Besitz befreit habe, während er in Russland und in den Donaufürstenthümern weder persönliche Freiheit, noch Eigenthumsrechte besitze. Er erkundigte sich über unsere heimischen Verhältnisse, über die Stellung der Parteien, über die Wünsche und Beziehungen der einzelnen Nationalitäten und sagte endlich:

— Wo immer in Europa ein Kampf für die Freiheit ausbricht, werde ich sammt meinen Genossen daran theilnehmen, sobald man mich ruft. Die Initiative aber ergreife ich nie und nirgends; ich kann und will nur dort meine Thätigkeit entfalten, wo die Kämpfer gegen die Tyrannei meine Mitwirkung direct wünschen; ich werde mich niemals aufdringen. Ungerufen würde ich selbst dort nicht mitkämpfen, wohin mein Herz mich zöge; wenn man mich aber ruft, halte ich es für meine Ehrenpflicht, zu kommen.

Garibaldi's Ueberzeugungen wirken mit Zaubergewalt auf die ital. Jugend und diese reisst die Regierung mit sich fort.

VI.

Turin, am 11. Juli 1861. — Ueber die deutschen Verhältnisse kann ich nicht so gründlich referiren, wie über jene, welche ich in meinen früheren Briefen besprochen habe; denn während meiner Verbannung bin ich bisher mit deutschen Staatsmännern — einen oder den anderen preussischen Diplomaten ausgenommen — in keinerlei Berührung gekommen. Aus dem Verkehr mit deutschen Emigranten gewann ich immer mehr die Ueberzeugung, dass die Vereinigung Deutschlands nicht so leicht gelingen werde, wie die Italiens. Die innere Zerrissenheit Deutschlands und die separatistischen Gesinnungen eines Theiles der Bevölkerung verzögern die Verwirklichung des von vielen deutschen Patrioten seit mehr als fünfzig

Jahren gehegten Wunsches. Aber auch Frankreich sähe diese Vereinigung sicher nicht gerne, da ein einiges Deutschland ein mächtiger Rivale und gefährlicher Feind Frankreichs werden könnte. Dieses hat daher auch Nichts dagegen, wenn die kleineren Herzogthümer von den grösseren Staaten annectirt werden, die dann gegen einander intriguiren (wie jetzt Oesterreich, Preussen und die Südstaaten) und ihre Kraft zersplittern: aber kein Franzose, der sein Vaterland liebt, wird sich für die deutsche Einheit begeistern.

Der mächtigste Feind der deutschen Einheit aber ist die Herrschsucht der Deutschen, der zu Liebe sie sich stets mit der Vertheidigung von Interessen abgeben, die ihrer Vereinigung geradezu im Wege stehen; dieses Vorgehen hat den Namen der Deutschen bei allen Nationen Europas verhasst gemacht. Höchst selten trifft man bei Deutschen eine gerechte Beurtheilung der slavischen Rasse und besonders der Polen; ja in Süddeutschland ist die Anschauung fast allgemein verbreitet, dass die Behauptung Venedigs als österr. Provinz und die Einverleibung Ungarns in die österr. Monarchie eine Existenzbedingung für diesen Theil Deutschlands sei. Es wäre allerdings recht bequem, die Grenzen durch die Czechen, Polen, Ungarn, Kroaten und Italiener vertheidigen zu lassen; da könnten sich dann die deutschen Gelehrten freilich ohne Kummer und Sorge dem Studium und der Forschung hingeben. Die daheim von ihren Duodez-Tyrannen bedrückten Deutschen entwickeln ein ganz bedeutendes Selbstgefühl, wenn sie andere Nationen unterdrücken können oder ihrer „Machtstellung“ in Venedig, im Trentino, in Ungarn und Polen gedenken, in welchen Ländern sie nach Herzenslust civilisiren können. Es gibt übrigens auch unter den Deutschen eine Partei, welche die Rechte der Italiener, Ungarn und Polen anerkennt. Diese Partei will von einem Gross-Oesterreich nichts wissen, da die Verwirklichung dieses Gedanken die deutsche Einheit vernichten würde. Sie sähe anstatt des engeren oder weiteren Reichstages am liebsten ein Parlament der zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen Oesterreichs in Wien versammelt, dadurch würde, so meinen die Anhänger dieser Partei, dem unangenehmen, pedantisch-bureaucratischen Geist Preussens

nung zu verhindern. Ein ehrlicher Ausgleich kann aber blos auf Grundlage des Gesetzes geschlossen werden. Lord Palmerston befürchtet sogar, wie aus seinem Leiborgan, der „Morning Post" ersichtlich ist, dass die Ungarn am Ende gar in den Reichsrath eintreten. Er braucht sich deshalb keine Sorge zu machen, denn, wie der alte, ehrliche Uhland sagt:

Die Treue wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt.

Es ist mir wohlbekannt, dass daheim Viele eine Aussöhnung nicht blos wünschen, sondern sogar mit Sicherheit darauf zählen. Da mich aber die zwölfjährige Verbannung vom Optimismus vollkommen geheilt hat, halte ich mir stets folgende Alternative vor Augen: soll Ungarn, wenn der Ausgleich nicht zu Stande kömmt und die Regierung so vorgeht, wie nach dem Jahre 1848, ein Märtyrerthum auf sich nehmen, wie die Polen, oder soll es noch einmal das letzte Mittel versuchen?

Darauf wollte ich in meinen Briefen antworten. Ich wollte den Nachweis führen, dass gegenwärtig kein Krieg in Sicht sei.

Wenn also vom Auslande Nichts zu erwarten ist, was soll Ungarn thun? Auf sich selbst und nicht auf fremde Armeen vertrauen! Wenn Ungarn in sich selbst Kraft und Entschlossenheit findet, dann wird es nicht verlassen bleiben.

Die „Moral" meiner Briefe ist in folgenden Versen Byron's enthalten:

Freedoms battle once begun,
Bequeathed, by bleeding sire to son,
If baffled oft, is ever won!

Und nun sage ich Dir Lebewohl und bleibe Dein Freund

Franz Pulszky.

Aspromonte.

I.

Ricasoli blieb nicht lange Ministerpräsident; er entbehrte des Ansehens, das politische Erfolge verleihen und das Cavour in so hohem Masse besessen hatte. Die noch immer vorwiegend aus Piemontesen bestehende Bureaukratie konnte sich an seine Manier nicht recht gewöhnen. Napoleon, gewöhnt an die scharfe Auffassung und den politischen Tact Cavours, hatte zu der politischen Geschicklichkeit des toscanischen Barons kein Vertrauen, in Bezug auf die römische Frage bestand sogar ein entschiedener Gegensatz zwischen ihnen. In der Kammer, wo früher eine compacte Majorität bestanden hatte, begannen sich jetzt territoriale Fractionen zu bilden. Der König selbst war dem Minister wegen seiner starren Formen ebenfalls nicht sehr gewogen; dieser ward seiner Stellung, da er seine Absichten nicht zu verwirklichen vermochte, bald überdrüssig, und dankte im März 1862 ab. Rattazzi trat an seine Stelle. ihm war der König viel mehr geneigt, als Cavour; er war der parlamentarische Führer der piemontesischen gemässigten Liberalen und war schon einigemal Minister gewesen.

Garibaldi hegte Rattazzi gegenüber nicht jene Antipathie, die ihn dem Minister Cavour entfremdet hatte. Der Zwist zwischen Garibaldi und der Regierung hatte übrigens aufgehört, seitdem die Angelegenheiten der Südarmee und der Offiziere der garibaldischen Frei-

schaar geordnet waren; die Regierung bekannte sich jetzt sogar zu der Theorie Garibaldi's „über die Nation in Waffen" und förderte allenthalben die Gründung von Schützengesellschaften. Garibaldi kam damals nach Turin und inspicirte in den Städten längs des Po die Schützengesellschaften; er wurde überall mit Jubel empfangen. Viele seiner früheren Offiziere schlossen sich ihm nach und nach an, und als er sich der österr. Grenze näherte, sprach man allgemein davon, dass er eine neue Expedition gegen Oesterreich vorbereite. Einer seiner ungar. Offiziere, der ihn damals begleitete, kam zu mir nach Turin und theilte mir mit, dass mich Garibaldi zu sprechen wünsche; ich suchte ihn sogleich auf und traf ihn in Sarnico; alsbald bemerkte ich, dass irgend etwas Unangenehmes vorgefallen sein müsse: Offiziere, die übel gelaunt schienen, kamen und gingen, Garibaldi sprach von ganz gleichgültigen Dingen und machte sich bald wieder auf den Weg nach Genua und Caprera. Später erfuhr ich, dass die Regierung einen hervorragenden Offizier Garibaldi's hatte verhaften lassen und dass sie dem Militär befohlen, Garibaldi in den Weg zu treten, falls er es wagte, den Frieden zu brechen und über die österr. Grenze zu gehen. Nachdem diese Sache beigelegt war, verbreiteten sich die unglaublichsten Gerüchte. Man erzählte, Mazzini habe mit dem König hinter dem Rücken des Ministeriums eine Expedition Garibaldi's nach Venedig geplant, Rattazzi aber habe dies im Wege der französischen Polizei erfahren und verhindert.

II.

Garibaldi blieb aber nicht lange in Caprera; wir hörten plötzlich, er sei wieder in Sicilien. Den Grund seiner Reise dahin kannte Niemand. Man sprach zwar

davon, dass er die alten griechischen Provinzen befreien wolle, er selbst schwieg. Er ging mit einigen seiner vertrautesten Freunde nach Marsala, von wo er im J. 1860 seinen Triumphzug begonnen, dann zog er ganz auf demselben Wege, wie damals, nach Palermo. Seine Anwesenheit rief ausserordentliche Begeisterung hervor; alles drängte sich an ihn heran, jeder schätzte sich glücklich, wenn er nur seine Kleider berühren konnte; die Jugend schaarte sich um ihn, die Frauen vergötterten ihn. Pallavicini, der damals Statthalter in Palermo und seit langem Garibaldi's Freund war, wusste nicht, was er thun sollte; er empfing ihn mit der grössten Zuvorkommenheit, aber zu gleicher Zeit forderte er dringend Instructionen aus Turin. Endlich erschien in den Blättern eine Proclamation, in welcher Garibaldi seine Anhänger aufforderte, sich in dem Feigenwalde bei Palermo zu versammeln und ihm zu folgen. Nach einigen Tagen schon stand er an der Spitze einer Freiwilligenschaar. Von seinen früheren, berühmten Offizieren schlossen sich ihm aber nur sehr wenige an; man wusste nicht, was Garibaldi wolle; seine Truppen brachten Hochrufe auf den König aus, doch gleichzeitig gab Garibaldi die Losung: Roma o morte. Einige Tage später zog er mit seiner Schaar in das Innere der Insel. Pallavicini dankte ab und an seine Stelle wurde der ehemalige Kriegsminister, General Cugia, ernannt.

Wir in Turin wussten nicht, was wir von dem Abenteuer halten sollten. Mordini gegenüber erwähnte ich, dass ich darin, dass sich keiner der überlegteren Freunde Garibaldi's in seiner Umgebung befinde, eine grosse Gefahr für Italien sehe, dessen Existenz durch ein unbedachtes Unternehmen leicht bedroht werden könne. Mordini fragte mich hierauf, ob ich bereit wäre,

mit ihm nach Sicilien zu gehen. Ich sagte zu. Am nächsten Morgen traf ich am Bahnhof Mordini und mehrere Deputirte, ferner den alten Kampfgenossen Garibaldi's, General Fabrizzi, dann Cadolini und Cavino, die den neapol. Feldzug als Majore mitgemacht hatten. Wir stiegen in ein und dasselbe Coupé; wo wir über alles Mögliche sprachen, nur nicht über Sicilien und über den Zweck unserer Reise. In Genua angekommen eilten wir alle auf das Schiff, welches direct nach Palermo fuhr. Nunmehr redeten wir ganz rückhaltslos mit einander; wir waren sämmtlich der Meinung, Garibaldi habe sich in ein unkluges Unternehmen eingelassen, das Italien Gefahr bringen könne; wir gaben uns der Hoffnung hin, vielleicht auf ihn einwirken zu können. Wir waren übrigens überzeugt, dass Garibaldi sich zu diesem Abenteuer nicht entschlossen hätte, wenn der König nicht damit einverstanden wäre; in dieser Ueberzeugung bestärkte uns der Umstand, dass das Vorgehen der Regierung sehr zweideutig war, sie tadelte zwar das Vorgehen Garibaldi's, unternahm aber nichts gegen ihn. Als wir in Palermo anlangten, bemerkten wir sofort, dass hier schon Ausnahmszustände herrschten: die Reisenden mussten sich legitimiren, das Ziel ihrer Reise, ihren Aufenthaltsort angeben u. s. w. Es war klar, dass man die Ansammlung der Garibaldianer verhindern oder zum mindesten controlliren wollte. Dies war aber kaum nöthig, denn die alten Offiziere Garibaldi's hielten sich fern; auf dem Schiffe z. B., auf dem wir gereist waren, befanden sich kaum zwei Personen, die so aussahen, als ob sie zu Garibaldi hätten gehen wollen.

Wir erklärten, dass wir in dem Trinacria-Hôtel absteigen wollten, was man uns ohne Anstand gewährte.

Kaum waren wir im Hotel, als ein Flügeladjutant des Statthalters erschien, und uns einlud, Sr. Excellenz zu besuchen und in seinem Palais Quartier zu nehmen. Nach kurzer Berathung wurde beschlossen, dass ich allein zum Statthalter gehen solle. Ich erklärte demselben, dass es unsere Absicht sei, zu Garibaldi zu gehen und ihn zu überreden, dass er sein Unternehmen so einrichte, dass dadurch Italien keinen Schaden leide; ich sagte ihm ferner, dass wir das Vorgehen der Regierung nicht verstünden und dass die vier Deputirten mit Sr. Exc. deshalb nicht verkehren wollten, damit Garibaldi keinen Verdacht hege. Cugia gestand, dass er sich in grosser Verlegenheit befinde, da er keine bestimmten Instructionen erhalten. Er war damit einverstanden, dass wir zu Garibaldi gehen. Ich gab ihm dann noch einen Brief zu lesen, den ich an den Unterrichtsminister Matteucci gerichtet; in demselben schilderte ich die fanatische Begeisterung der sicilianischen Bevölkerung für Garibaldi. Der Statthalter ordnete die Absendung dieses Briefes durch seine Kanzlei an und bat, wir möchten die Antwort des Ministers abwarten und dann mit derselben zu Garibaldi reisen. Wir verweilten daher einige Tage in Palermo, denn das wussten wir ja, dass nichts besonderes vorfallen könne, so lange die Freiwilligen Sicilien nicht verlassen. Garibaldi's Plan wurde uns nach und nach klar; er wollte offenbar denselben Weg nehmen, wie das erstemal und rechnete darauf, dass das lawinenartige Anwachsen seines Heeres die Regierung zur Herstellung der angeblich gefährdeten socialen Ordnung zwingen werde. Unter diesem Vorwande hatte ja der König im J. 1861 einen grossen Theil des Kirchenstaates erobert; gewiss, so dachte sich Garibaldi, wird er auch diesmal kommen und den letz-

ten Schritt thun, d. h. in Rom einziehen. Dann möge der König, wenn er wolle, Garibaldi dafür bestrafen, dass er ihn zu einem solchen Schritte gezwungen.

Wir mietheten einen Wagen und fuhren auf schlechten Wegen nach Catania; wir fanden aber die Freiwilligen dort nicht und konnten auch nicht erfahren, wo sie sich aufhielten. Hier holte uns ein Adjutant des Statthalters ein, der mir die Antwort Matteucci's auf meinen Brief überbrachte. Ich entnahm aus dem Ton des Briefes, dass derselbe eigentlich an Garibaldi gerichtet war; Matteucci setzte jedenfalls voraus, dass ich den Brief Garibaldi lesen lassen werde; er beklagte sich in demselben in kräftigen Ausdrücken über Napoleon der Rom noch immer besetzt hielt; zugleich schilderte er aber auch die Schwierigkeiten, die Garibaldi der Regierung bereite, wodurch Roms Befreiung nicht nur nicht gefördert, sondern sogar vielleicht für lange Zeit unmöglich gemacht werde. Deshalb ersuchte er mich auch, Garibaldi dazu zu bewegen, dass er seinen Plan aufgebe und seine Schaar entlasse, sonst würde er die Regierung in die unangenehme Lage versetzen, sein Abenteuer mit Waffengewalt verhindern und den Befreier Italiens als Feind betrachten zu müssen.

III.

Wir setzten unsere Reise fort und kamen nach Mitternacht in Regalbuto an. Garibaldi und sein Stab hatten sich in einem grossen Gebäude einquartiert; da der General schlief, liessen wir uns in einem grossen, schlecht beleuchteten Saale nieder, wo wir wenigstens einige Stühle fanden. Nach längerer Zeit wurde uns gemeldet, dass Garibaldi uns erwarte. Er sprach zuerst mit Mordini und Fabrizzi, dann wendete er sich mit

den Worten an mich: „Was machen denn Sie da?“ — Ich erwiederte, dass ich, den er seinen Freund genannt, gekommen sei, weil er sich diesmal in eine Sache eingelassen, die mit den Gesetzen der Logik unvereinbar sei. Der Alte lächelte; ich sagte ihm dann, dass ich einen Brief von Matteucci erhalten, der eigentlich für ihn bestimmt sei. Ich übergab ihm den Brief; nachdem er ihn gelesen, gab er mir denselben zurück und sagte: „Ich weiss besser, als Matteucci, was ich und warum ich es thue.“ Diese Worte bestärkten mich in der Meinung, dass zwischen Garibaldi und dem König ein Einverständniss bestehe, welches die Regierung zwar ahne, aber nicht genau kenne. Garibaldi fügte dann noch hinzu: „In einer Stunde brechen wir auf; wenn Sie mir folgen wollen, müssen Sie sich auf einen starken Marsch gefasst machen, zu Mittag wollen wir in Centorbi sein.“

IV.

Wir brachen noch vor der Morgendämmerung auf und zogen auf den denkbar schlechtesten Wegen über das Gebirge. Die Schaar, die da zog, hatte auf der Welt ihres Gleichen nicht, was Ausdauer und Genügsamkeit anbelangt. Es war fürchterlich heiss, als wir zu Mittag nach Centorbi gelangten, das am Ostabhange der sicilian. Gebirge oberhalb der Ebene von Catania liegt. Vor der Stadt empfingen uns der Bürgermeister und der Rath; der erstere drückte sein Bedauern darüber aus, dass er den General und dessen Schaar nicht mit Lebensmitteln versehen könne, da er in dieser Beziehung von der Regierung die strengsten Weisungen erhalten habe und da in Folge höheren Befehles die Mühlen schon seit drei Tagen feiern, sei in der Stadt Brod für 6—8000 Mann keinesfalls vorhanden. Garibaldi's Augen

begannen zu funkeln, wie immer bevor er in Zorn gerieth; er war dessen sicher, dass seine Leute keinesfalls Hunger leiden würden, denn was man ihnen nicht gab, das konnten sie sich nehmen; da er aber ein Feind jeder Ordnungswidrigkeit war, hätte er es lieber gesehen, die Sache auf gütlichem Wege zu ordnen. Ich stand neben Garibaldi und bemerkte, dass der Bürgermeister Freimaurer sei; ich machte Garibaldi auf diesen Umstand aufmerksam. Dieser fragte nun den Bürgermeister, indem er das Freimaurerzeichen gab, ob er es über sich bringe, seine Brüder hungern zu lassen, die sich, wenn es darauf ankäme, das Nöthige mit Gewalt verschaffen könnten. Er werde seine Schaar, die nach Verlauf einer halben Stunde vollzählig hier sein werde, nicht in der Stadt einquartieren, sondern vor derselben lagern lassen; dann aber müsse man sie ordentlich versorgen, sonst könnte sie der Stadt doch einen Besuch abstatten. Der Bürgermeister verstand den Wink und versprach, alles aufzubieten, damit die Truppen nicht Hunger leiden; Garibaldi und die Offiziere aber lud er zu einem einfachen Mahle ins Stadthaus. Nachmittag, während der General ruhte, rief uns Corte in sein Zimmer, wo fast alle Offiziere versammelt waren. Es wurde die Frage aufgeworfen, was zu geschehen habe, wenn man auf ital. Truppen stosse; diese Voraussetzung war vollkommen gerechtfertigt, denn sämmtliche Garnisonen der Insel wurden in der Nachbarschaft von Catania concentrirt. Die Offiziere beschlossen einhellig, in einem solchen Falle mit gekreuzten Armen den Angriff der ital. Truppen abzuwarten, und unter keiner Bedingung auf ihre Brüder zu schiessen. Gleich nach Beendigung der Unterredung liess Garibaldi mich und Mordini zu sich rufen und trug uns, da unser Wagen einstweilen

nachgekommen war, auf, nach Paterno zu eilen und dort einem seiner Vertrauten zu sagen, die Zeit zum Handeln sei da, er solle seines Versprechens gedenken, der General werde am nächsten Morgen in Paterno sein. Wir kamen um Mitternacht nach Paterno; Mordini erinnerte sich eines Bekannten aus der Zeit seiner Prodictatur, zu diesem gingen wir zuerst. Derselbe theilte uns mit, dass jenes Individuum, an das uns Garibaldi gewiesen, zweifelhaften Charakters sei und schliesslich im Stande wäre, unseren Auftrag an die ital. Offiziere zu verrathen. Wir suchten diesen Mann trotzdem auf und überzeugten uns alsbald, dass sein Patriotismus nur Schwindel sei; er gestand es selbst ein, dass die Bevölkerung von Paterno Garibaldi nicht sehr zugethan sei und von dessen undisciplinirten Truppen ausgeraubt zu werden befürchte. Voll böser Ahnungen reisten wir weiter nach Catania.

Am Wege dahin trafen wir eine Abtheilung regulären Militärs. Man hielt uns an und als die Soldaten unsere Namen erfahren hatten, fragten sie uns, was sie thun sollten; sie hätten den Befehl, zu verhindern, dass die Freischaar Garibaldi's in Catania einziehe und an die Küste vordringe, und dennoch wünschten sie, sich ihres Auftrages zu entledigen, ohne es zu einem ernsten Zusammenstoss kommen zu lassen, denn es wäre für sie fürchterlich, wenn sie die Garibaldianer angreifen müssten. Wir antworteten, dass wir das Vorgehen der Regierung nicht verstünden, denn wenn man die Expedition Garibaldi's ernstlich verhindern wollte, hätte man ihn in seinem Vormarsch schon längst aufhalten können. Gegen Mittag langten wir in Catania an; hier herrschte reges Leben und Treiben; die Stadt war mit Mauern umgeben und daher musste es der

Garnison leicht fallen, die Garibaldianer an der Besetzung der Stadt zu hindern; die Bevölkerung der Stadt aber war entschieden garibaldinischer Gesinnung. Wir erhielten später Nachricht, dass Garibaldi bei Paterno mit den regulären Truppen zusammengetroffen sei, dass sich die Einwohner aber zwischen beide gestellt, beiden Lebensmittel zugetragen hätten und dass endlich der eine Gegner rechts, der andere links abgezogen sei. Das schien uns unglaublich; es geschah aber noch unglaublicheres, die Garnison von Catania zog gegen Abend bei einem Thore hinaus, um die Rothhemden im Innern der Insel aufzusuchen, und anderthalb Stunden später erschien Garibaldi mit einer Freischaar von der anderen Seite. Sie schienen einander absichtlich auszuweichen. Garibaldi wurde bei seinem Einzuge mit Jubel empfangen. Seine Schaar erhielt hier starken Zuwachs und oblag täglich fleissig militärischen Uebungen. Wir befanden uns in einer befestigten Stadt, vor uns das Meer, hinter uns die reguläre Armee. Wie soll das enden, so fragte ich mich oft.

Garibaldi schlug sein Hauptquartier in dem Benedictinerkloster auf. Vor uns im Hafen lagen zwei ital. Kriegsschiffe vor Anker, so dass ein Entkommen aus der Stadt unmöglich schien; aber Garibaldi blieb gut gelaunt und Niemand wagte es, ihn nach seinen Plänen zu fragen. Nach einigen Tagen erschienen im Hafen das französ. und das ital. Postschiff. Als ich Nachmittags am Hafen promenirte, bemerkte ich auf dem Verdeck des einen der beiden Schiffe einige Rothhemden. Bald darauf theilte mir Mordini mit, dass Garibaldi uns rufen lasse. Wir gingen zu ihm; er gab Mordini und Calvino Briefe, und trug ihnen auf, so schnell als möglich nach Turin zu reisen und dort seine Aufträge aus-

zuführen. Nachdem er sich von ihnen verabschiedet hatte, reichte er auch mir die Hand, ich aber erklärte, dass ich ihn jetzt, wo die Gefahr eigentlich erst beginne, nicht verlassen wolle. Er war überrascht und beauftragte Corte, sofort das Obersten-Patent für mich ausfertigen zu lassen; dann sagte er mir, wenn ich bei ihm bleiben wolle, müsse ich trachten, bis zum Abend auf einen der Dampfer zu gelangen, Bidischini werde mir dabei behilflich sein. Als der Abend zu dämmern begann, lichteten die ital. Kriegsschiffe die Anker und dampften ab.

Es war offenbar, dass sie uns auswichen, denn dass sie es nicht bemerkt haben sollten, wie sich die Postdampfer nach und nach mit Rothhemden füllten, war einfach unmöglich. Ich vermuthete schon, man wolle uns am Meere einfach abfangen, um jedes Blutvergiessen zu vermeiden, ohne welches es nicht abgegangen wäre, wenn man uns in der Stadt von zwei Seiten angegriffen hätte. Gegen 9 Uhr fuhr ich auf einem Kahne zu einem der Schiffe, das schon ziemlich dicht besetzt war; am Ufer drängte sich eine grosse Menge zu den Kähnen, obgleich auf den beiden Schiffen höchstens 1500 Mann Platz fanden; endlich erschien auch Garibaldi auf dem Verdeck und rief befehlend: „silenzio". Ferner ordnete er an, dass auf den Schiffen die grösste Stille herrschen müsse, dass keinerlei Licht, ja nicht einmal Cigarren angezündet werden dürfen, damit uns die Kriegsschiffe im Dunkel der Nacht nicht bemerken. Der Befehl wurde zwar überallhin mitgetheilt, aber Ruhe trat dennoch nicht ein und zwar umsoweniger, als die am Ufer Zurückgebliebenen — der Abschaum der Freischärler — jetzt erst bemerkten, dass für sie kein Platz mehr sei und in Folge dessen einen furchtbaren Lärm

schlugen, ja, als sie von den Schiffen her keine Antwort erhielten, sogar auf uns schossen, aber ohne uns zu schaden, da die Entfernung zu gross war. Wir fuhren ab und sahen voll Spannung einem Zusammentreffen mit den Kriegsschiffen entgegen, diese waren aber nirgends zu sehen; es war schon heller Tag, als wir im Gebiete von Mileto an der Küste von Italien landeten. Sofort begann die Debarquirung, die zwei Stunden in Anspruch nahm. Garibaldi liess die Schaar gleich weiter marschiren; mir gab er den Auftrag, auf das Schiff zurückzugehen, die ungar. Legion in Neapel von seiner baldigen Ankunft daselbst zu verständigen, dann nach Turin zu reisen und dort die Gesinnungsgenossen anzueifern. Ein ernster Zusammenstoss, sagte er weiter, werde erst mit den Franzosen jenseits Neapels erfolgen; dort erwarte er mich, wenn ich mich durchaus Gefahren aussetzen wollte.

Ich ging auf das Schiff zurück und kam zu Mittag nach Messina, wo ich Mordini und Fabrizzi traf, die mit Verwunderung vernahmen, dass Garibaldi die Landung geglückt sei. Zwei Stunden später fuhren wir nach Neapel, wo wir Abends ankamen. Der Oberst Dunyov, der in der Schlacht bei Capua ein Bein verloren und in Neapel in Pension lebte, suchte mich auf und erzählte mir, dass Ihász Tags zuvor zur Legion nach Nola zurückgegangen sei; er versprach mir, demselben meine Aufträge zu übermitteln. Ich bat ihn noch, Alexander Dumas zu verständigen, dass ich ihn am nächsten Morgen, bevor ich abreise, zu besuchen wünsche; dann verfasste ich einen ausführlichen Bericht über die romantischen Ereignisse der letzten Tage für die „Daily News“ und begab mich spät nach Mitternacht zur Ruhe.

V.

Am nächsten Morgen suchte ich Mordini in seinem Zimmer auf und fragte ihn, wo wir speisen würden, worauf er, indem er auf einen Polizisten wies, den ich bis dahin nicht bemerkt hatte, sagte: Sie sehen, ich habe einen Gast, ich bin ein Gefangener. Eben trat Fabrizzi ein, auch diesen erklärte der Polizist für verhaftet. Fabrizzi berief sich auf seine Immunität als Deputirter, aber der Polizist stützte sich auf einen Befehl des Generals Lamarmora und auf den seit gestern über die Stadt verhängten Belagerungszustand. Während der Polizist mit Fabrizzi beschäftigt war, liess Mordini sein Portefeuille in meine Tasche gleiten, ich empfahl mich nun und wollte gehen, aber bei der Thür stand gleichfalls ein Polizist, der mir bedeutete, dass zwar Jedermann in das Zimmer herein, Niemand aber hinaus dürfe. Ich blieb also und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Die beiden Deputirten verfassten einen Protest gegen die Verletzung ihrer Immunität und sendeten denselben dem Polizeichef; bald darauf brachte man einen formellen Befehl Lamarmora's, der unter Berufung auf den Belagerungszustand anordnete, die Deputirten als Gefangene in die Festung Castel nuovo zu bringen. Nachdem die übrigen gegangen waren, blieb nur ein Polizeicommissär zurück, dem ich sagte, dass ich Correspondent der „Daily News" sei und nach Turin reisen wolle. Der Commissär liess mich durch einen Polizisten in mein Zimmer begleiten, wo ich meine Reisetasche zu mir nahm und die Hotelrechnung beglich. Der Commissär kehrte bald darauf zurück und kündigte mir an, der Polizeichef gebe mich frei und verlange nur, dass mich ein Polizist sofort aufs Schiff begleite und jeden Verkehr meinerseits mit anderen

Personen verhindere. Ich nahm meine Tasche und ging von dem Polizisten begleitet aufs Schiff. Dort nahm mir derselbe das Ehrenwort ab, dass ich nicht aufs Land zurückkehre, und liess mich dann in meiner Cabine allein; ich that nun Mordini's Portefeuille in meine Reisetasche und warf einige Proklamationen Garibaldi's, die ich bei mir hatte, ins Meer. — Bald darauf entstand auf dem Verdeck ein grosser Lärm; ich eilte hinauf und vernahm, wie jener Commissär, der Mordini verhaftet hatte, befahl, dass sämmtliche Reisende auszusteigen und auf dem Polizeibureau zu erscheinen hätten. Unter den Passagieren war eine Schauspielergesellschaft, die mit grossem Geschrei gegen diese Zumuthung protestirte. Ich ging auf den Commissär zu und sagte, dass ich wohl wisse, warum er gekommen sei, dass man ja doch nur mich verhaften wolle; es wäre viel einfacher, wenn er die Uebrigen hier liesse und nur mich ohne Aufsehen zur Polizei führte.

— Excellenza, so antwortete er, es ist in der That so, wie Sie sagen. Er liess die Anderen am Schiffe und führte blos mich zur Quästur. Hier empfing mich ein sehr zuvorkommender Polizei-Secretär Namens Amore; er hiess mich auf einem Divan Platz nehmen, setzte sich mir gegenüber an einen Schreibtisch und nahm die Feder zur Hand. Ich sah, dass die Untersuchung beginnen sollte. Ich kam dem Secretär zuvor und sagte ihm beiläufig dasselbe, was er wahrscheinlich mir gesagt hätte: dass ich ihn sehr bedauere, da ich ihn in einer solchen Lage sehe, dass dies übrigens blos die Umstände so mit sich brächten und dass ich das Unangenehme seiner Stellung vollkommen begreife.

— Wie meinen Sie das? fragte er überrascht.

— Sie sind ein Galantuomo und sind jetzt zur

Rolle eines Sbirren verurtheilt; wir leben unter der Regierung Victor Emanuel's und Sie müssen dennoch so vorgehen, als ob Sie dem König Bomba dienten.

Herr Amore lächelte und gab zu, dass ich zum Theil Recht habe und dass er sich wirklich in einer unangenehmen Lage befinde. Ich unterbrach ihn hierauf abermals:

— Das soll Sie nicht beunruhigen, ich fasse die Situation vollkommen richtig auf. Ich heisse Franz Pulszky und bin Correspondent der „Daily News"; ich war bei Garibaldi in Sicilien, was sogar Ihre Minister wissen, als Beweis dafür diene Ihnen dieser Brief von Matteucci, der in so vertraulichem Tone abgefasst ist und die Politik Napoleon's so scharf geisselt, dass dessen Veröffentlichung dem Minister jedenfalls sehr unangenehm wäre. Daraus können Sie ersehen, dass er mir vollständig vertraut.

Amore las den Brief durch und meinte, dass derselbe jedenfalls wichtig sei, auch fragte er mich, ob er ihn den Acten beischliessen dürfe. Ich erwiederte, dass er es sei, der hier zu befehlen habe, wie ich übrigens nichts dagegen habe, wenn dieser Brief den Untersuchungsacten beigelegt werde. Auf seine Frage, wann und wo ich mich von Garibaldi getrennt hätte, antwortete ich: Gestern Morgens in Mileto. Amore sprang von seinem Stuhle auf und rief überrascht:

— Davon wissen wir ja gar nichts! Also ist er wirklich schon auf der Halbinsel? Kann ich mich auf Ihre Aussage verlassen?

— Sie können sich darauf verlassen. Heute Nachts habe ich das ganze Abenteuer für die „Daily News" in einem drei Bogen umfassenden Brief geschildert; hier ist der Bericht.

Ich nahm denselben aus der Tasche und überreichte ihn Herrn Amore. Er griff darnach, blickte hinein und legte ihn unwillig weg.

— Ah! das ist ja englisch geschrieben.

— Nun freilich, für eine englische Zeitung kann man doch nicht italienisch schreiben. Wenn Sie es wünschen, übersetze ich Ihnen den Bericht.

Ich begann nun zu dictiren und er schrieb. Es dauerte zwei Stunden bis wir fertig wurden. Dann rief er: Diesen Bericht muss ich sofort dem General überbringen.

Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass es schon 4 Uhr sei, und ich bis jetzt weder gefrühstückt noch geraucht habe; ich bat ihn, wenn dies gestattet sei, mir Essen und Cigarren zu verschaffen.

— Sie sind, so sagte er, bis auf weiteres unser Gast, und hiemit bot er mir Cigarren an und führte mich in ein lichtes, freundliches Zimmer.

— Dies ist das Passamt, die Amtsstunden dauern bis 4 Uhr; hier werden Sie wohnen, so lange wir Sie in Haft behalten müssen, während den Amtsstunden können Sie sich frei in allen Sälen bewegen.

— Welche Rechte stehen mir als Staatsgefangenem zu? Darf ich Besuche empfangen?

— Ohne weiters; die Betreffenden brauchen blos ihre Namen in der Quästur anzugeben.

— Also darf ich meinen Bekannten zu wissen machen, dass ich hier bin?

— Natürlich.

— Ich könnte also auch meiner Frau telegraphiren, dass ich verhaftet bin; sie könnte dann beim Ministerium meine Entlassung aus der Haft betreiben.

Herr Amore befahl hierauf einem Diener, meine

Briefe stets direct auf die Post zu tragen und mich gewissenhaft zu bedienen. Inzwischen hatte man mir auch Speisen und Wein gebracht. Amore ging, aber die Thür des Zimmers blieb offen und gegenüber derselben standen am Gange zwei bewaffnete Carabinieri. Dieses Bewachen à vista verdross mich, ich füllte mein Glas mit Wein und hiess die beiden Soldaten trinken. Sie tranken auf meine Gesundheit. Ich fragte sie nun, ob ich die Thür schliessen könne, da es mir unangenehm sei, wenn man mir beim Essen zusehe. Sie hatten nichts dagegen. Ich schloss nun die Thür, zündete eine Kerze an, nahm Mordini's Portefeuille aus meiner Reisetasche und verbrannte die darin befindlichen Briefe Garibaldi's. Kaum war ich damit fertig, als Amore wieder eintrat. Ich empfing ihn mit den Worten:

— Sie haben vergessen, meine Reisetasche zu untersuchen; sind Sie vielleicht deshalb gekommen, um es nachträglich zu thun? Ich überreichte ihm die offene Reisetasche.

Amore verspürte den Geruch von verbranntem Papier und sagte lächelnd: Ich komme wohl schon zu spät? Uebrigens, ich bin ja kein Zollbeamter und will die Tasche nicht untersuchen. Er liess dann ein Bett bringen und that Alles, um mir meine Lage zu erleichtern.

VI.

Am nächsten Morgen kamen die Polizeibeamten in ihre Bureaux, ich stellte mich ihnen vor. Gegen 10 Uhr kam Dumas der Aeltere, drückte mir freundlich die Hand und erzählte mir, er habe sofort, nachdem er von meiner Verhaftung gehört, bei Lamarmora Schritte gethan, um meine Entlassung aus der Quästur und meine Internirung im Palazzo Chiatamone, wo

Dumas wohnte, durchzusetzen; Dumas wünschte mich als seinen Gast zu beherbergen, und war bereit, Bürgschaft für mich zu leisten. Aber Lamarmora hatte ihm diese Bitte abgeschlagen.

Er erkundigte sich, wie ich hieher gekommen; ich erzählte ihm meine Abenteuer, er liess einen Stenographen holen und veröffentlichte dann meine Erzählung in seinem Blatte. Dann besuchten mich Felix Whiteharst, der englische Journalist, und Herzog Sandonato, beide boten mir ihre Dienste an. Ich bat sie, mir beim Statthalter die Erlaubniss zum Besuche des Museums und Pompejis, wenn nöthig unter polizeilicher Aufsicht, auszuwirken. Der erste Tag meiner Gefangenschaft war sehr abwechslungsreich. Die Polizeibeamten liessen mich die in Folge des Belagerungszustandes confiscirten Zeitungen und Affichen lesen und so hatte ich zu Berichten für die „Daily News“ Stoff genug; dieses Blatt veröffentlichte denn auch wirklich täglich Berichte, die ich während meiner Haft verfasste und die mehr politische Nachrichten enthielten, als jene des ständigen Correspondenten der „Times“.

Gegen Abend entstand am Corridor grosser Lärm: man brachte den Obersten Carbonelli ein, der furchtbar fluchte und schimpfte, und dagegen protestirte, dass man ihn, einen der Tausend von Marsala, der diesmal dem Rufe Garibaldi's nicht gefolgt, sondern ruhig in Neapel geblieben sei, blos deshalb verhaftet habe, weil man wisse, dass er ein Freund Garibaldi's sei. Ich trachtete ihn zu beruhigen, indem ich darauf hinwies, dass Lamarmora eigentlich doch nur seinen guten Namen rette, denn wer Carbonelli heisse, dessen Platz sei unter allen Umständen an der Seite Garibaldi's, ausser er befände sich in Gefangenschaft. Er wurde

mein Zimmernachbar und mit der Zeit befreundeten wir uns.

Inzwischen traf die Nachricht ein, dass die italien. Armee auf den Hügeln von Aspromonte auf die Rothhemden gestossen sei. Als sie einander erblickten, riefen die Garibaldianer: „Viva una Italia", und aus der italien. Heeresabtheilung ertönten Rufe: „Viva Garibaldi"; trotzdem gehorchten die italien. Soldaten dem Commando, zu feuern, als Garibaldi näher heranrückte. Er wurde am Fusse verwundet und stürzte; seine Anhänger ergaben sich und der General wurde zu Schiff in den Golf von Spezzia in das Quarantaine-Gebäude gebracht. Dort behandelte man ihn in den ersten Tagen mit besonderer Härte, er hatte z. B, nicht einmal eine Bettdecke. Meine Frau und einige Engländerinen sorgten sofort für seine Bedürfnisse, als sie von seiner Lage hörten. Dies Alles machte grossen Eindruck auf uns. Die Regierung änderte übrigens nach und nach ihr Vorgehen.

Da ich Zeit genug hatte, besah ich mir die Localitäten der Quästur genauer; überall herrschte Schmutz und unleidlicher Gestank. Ich verfasste eine Abhandlung über den Einfluss der Reinlichkeit auf den Gesundheitszustand der Menschen und übersendete dieselbe dem Quästor; zugleich forderte ich ihn im Interesse seiner eigenen Gesundheit auf, das Gebäude einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

Meine Freunde hatten meine Bitte erfüllt und Lamarmora dazu bewogen, dass er mir den Besuch des Museums und Pompejis gestattete. Dem Polizeicommissär Troja fiel die Aufgabe zu, mich dabei zu begleiten; er war ein gesprächiger Mann und zeigte mir auf meine Bitte zuerst die jüngsten Verschönerungen Neapels, erst

dann gingen wir ins Museum; daselbst liess er mich auf Ehrenwort bis zur Sperrstunde allein; er besuchte einstweilen seine in der Nähe wohnende Tochter und holte mich um drei Uhr ab. Ich fragte ihn nun, ob er nicht in der Nähe ein Gasthaus wisse, wo wir nach unserem Geschmack speisen könnten, da mir die Staatskost auf der Quästur schon zuwider sei. Er schüttelte sein Haupt, führte mich aber dennoch in ein Gasthaus; dort liessen wir uns ein separirtes Zimmer aufschliessen, ich bestellte ein gutes Mahl und feine Weine; dem Commissär mundete Speise und Trank prächtig, ich steckte ihm noch eine Flasche Wein für seine Tochter und seinen Enkel, an denen er mit aller Liebe zu hängen schien, in die Tasche. Er wollte meine Liebenswürdigkeit erwiedern und lud mich ein, mit ihm in einem Kaffeehause Gefrornes und Kaffee zu nehmen, denn, so sagte er, er sei es gewöhnt, nach dem Speisen Gefrornes zu essen. Nachdem wir uns gelabt, erklärte ich, dass ich meinerseits die Gewohnheit habe, stets nachdem ich Gefrornes gegessen, einen Spaziergang zu machen. Er schüttelte abermals sein Haupt, gab aber nach; wir promenirten am Meeresufer und ich kehrte erst Abends in mein Gefängniss zurück. Zwei Tage später unternahmen wir einen Ausflug nach Pompeji; ich hatte auch meine Bekannten dahin eingeladen, dieselben improvisirten in dieser altrömischen Stadt mir, dem gefangenen ungar. Garibaldianer zu Ehren, ein sehr hübsches Fest.

In England verursachte meine Verhaftung Aufsehen und Lord John Russell beauftragte den Gesandten in Turin, in meinem Interesse zu interveniren. Sir James theilte dieses Telegramm sofort meiner Frau mit, erklärte aber zugleich, dass er bei der Regierung keiner-

lei Schritte thun werde, da man sonst meiner Person zu grosse Wichtigkeit beimessen und glauben würde, die englische Regierung sei an dem Unternehmen Garibaldis betheiligt; man würde mich ohne Zweifel nächstens aus der Haft entlassen, da man nicht wisse, welches Vergehens man mich anklagen solle.

VII.

Und so geschah es auch. Meine Frau behelligte die Minister unablässig mit Bitten und Vorwürfen und endlich nach einigen Wochen wurde ich am 17. September, meinem Geburtstage, freigelassen; Tags darauf war ich wieder im Kreise meiner Familie.

Das Ereigniss von Aspromonte verursachte der Regierung viele Unannehmlichkeiten; die Minister waren über Garibaldi's Vorgehen auf das höchste aufgebracht, als aber im Ministerrath darüber berathen wurde, ob man ihm als Rebellen den Prozess machen oder ihn frei lassen solle, da erklärte der König, dass er einen solchen Prozess nicht zulassen könne, weil dessen Spitze eigentlich doch nur gegen ihn selbst gerichtet wäre. Es wurde daher allgemeine Amnestie verkündet, aber die allgemeine Aufregung zitterte noch lange nach und die Stimmung des Volkes wendete sich gegen das Militär, weil dieses sich nicht gescheut hatte, auf den angebeteten Heros der italienischen Einheit zu schiessen. In einer ganz besonders unangenehmen Lage befanden sich jene garibaldinischen Offiziere, die nach Ablegung der Offiziersprüfung in die reguläre Armee waren aufgenommen worden. Die beiden Elemente der Armee, das königliche und das garibaldinische waren noch lange nicht innig verschmolzen, als die Affaire von Aspromonte die gegenseitige Antipathie verschärfte, was zu

vielen Reibungen und Zwistigkeiten innerhalb der Armee Anlass gab.

Die Gereiztheit zwischen der Regierung und der garibaldianisch gesinnten Opposition dauerte längere Zeit, später erfolgte dennoch eine Aussöhnung. Nach einigen Jahren, als Florenz die Hauptstadt Italiens war, bewohnte Garibaldi als Gast Alberto Marios die Villa des Letzteren, die oberhalb Florenz auf dem Hügel Bello sguardo liegt. Garibaldi sass einmal vor dem Hause und sah, wie Celestino Bianchi, der Staatssecretär schweisstriefend den Hügel heraufstieg; er rief ihn an: „Wen suchen Sie, Signor Celestino?“ „Sie selbst, Herr General“, war die Antwort; „und zwar, wie ich hoffe, in keiner unangenehmen Angelegenheit. Der Minister hat in den Blättern Ihren Aufruf an Ihre Freunde, 300,000 Francs zur Deckung von Auslagen zu subscribiren, deren Bezahlung man von der Regierung nicht verlangen könne, gelesen. Der Minister weiss nur zu gut, dass Ihre Rechnungslegung stets richtig war, aber er begreift es auch vollkommen, dass Sie Auslagen gehabt haben, gegen die das Rechnungsdepartement Einwendungen erheben könnte, die Sie deshalb nicht in Rechnung gestellt haben. Der Minister hält dafür, dass es eine Ehrenpflicht des Landes sei, auch diese Auslagen zu bestreiten und ebendeshalb übergebe ich Ihnen hiemit die Anweisung auf die verlangte Summe.“ Garibaldi lächelte und sagte: „Signor Celestino! Ueberlegen Sie, was Sie thun. Ich habe das Geld noch nicht angenommen; es wäre vielleicht gut, wenn die Regierung die Sache noch einmal bespräche.“ „Wir haben alles wohl bedacht“, lautete die Antwort. „Nun denn“, erwiederte Garibaldi, „wenn Sie nicht nachgeben wollen, so nehme ich das Geld an. Seien Sie so freundlich,

dem Minister meinen Dank dafür zu melden, dass er die Kosten der Expedition von Aspromonte bezahlt hat."

Zu derselben Zeit wurde ich mit Overbeck, dem deutschen Archäologen, den ich schon aus seinen gelehrten Schriften kannte, auch persönlich bekannt; er reiste damals nach Neapel, um die neue Ausgabe seines Werkes über Pompeji vorzubereiten. Ich wollte ihn besuchen und reiste nach Neapel; dort hatte man in Folge von bourbonistischen Umtrieben neuerdings Sicherheitsvorkehrungen getroffen, von denen ich in Florenz nichts gehört hatte. Als das Schiff landete, forderte man von den Reisenden Pässe; ich aber hatte keinen. Ich blieb zurück und verliess als Letzter das Schiff; dem die Pässe visitirenden Polizeicommissär sagte ich, dass ich Franz Pulszky heisse, aber keinen Pass habe, da mir keine Verordnung bekannt sei, die vorschreibe, dass man für die Reise von einer Stadt Italiens in die andere einen Pass besitzen müsse. „Sind Sie jener Pulszky, der hier in Haft gehalten wurde?" fragte der Commissär; auf meine bejahende Antwort erwiederte er: „Ah! Wie sehr bedauere ich, damals nicht hier gewesen zu sein! Ihre Protection hat ja so manchem meiner Collegen Beförderung im Amte verschafft. Sie waren hier gefangen, Sie bedürfen keines Passes." In diesem sonderbar erscheinenden Vorgehen lag dennoch Logik, denn ich wurde seiner Zeit als Garibaldiner verhaftet, während man jetzt nach Bourbonisten fahndete.

Ich hielt mich ungefähr zehn Tage in Neapel, eigentlich meistens in Pompeji auf; als ich mich zur Abreise rüstete, kam ich viel zu früh zum Schiffe. Ich sah mich am Landungsplatze um, da erblickte ich die Quästur, in der ich früher in Haft gehalten worden war; ich ging auf das Gebäude zu, unter dem Thor

traf ich mit dem Commissär zusammen, der mich vor zwei Jahren verhaftet hatte. Als er mich erblickte, erröthete er und fragte mich, was mich hieher bringe und womit er mir dienen könne? Ich erwiederte, dass ich nur deshalb gekommen sei, um meine alten Bekannten besuchen und auch ihm die Hand drücken zu können.

— Das ist sehr grossmüthig von Ihnen, für mich aber schmeichelhaft, denn ich sehe hieraus, dass Sie mich, trotzdem ich in der unangenehmen Lage war, Sie verhaften zu müssen, für einen Galantuomo halten. Nun kommen Sie aber; Amore, der seither zum Quästor avancirt ist, wird sich freuen, Sie zu sehen.

Als wir zu Amore's Bureau kamen, riss der Commissär die Thür auf und rief hinein: „Herr Quästor! Pulszky ist da, um uns zu besuchen.“ Amore sprang vom Stuhle auf, umarmte mich und erkundigte sich nach der Ursache meines Hierseins. Auch ihm erklärte ich, dass ich nur gekommen sei, um mein früheres Gefängniss und meine Bekannten wieder zu sehen.

Selbst der Diener, der mir während meiner Haft wegen seiner Trunkenheit viel Verdruss gemacht, war voll Freude über meinen Besuch und äusserte sich, dass es ihm seither nie so gut gegangen, da er nun von Niemand Wein und Cigarren erhalte, er bedauerte nur, dass die Haft so kurz gedauert habe.

mich ein Engländer auf
stehen mit sehr kleiner Schr
ein Brief Mazzini's sei,
ein so kleines Format wäh
im Nothfalle sogar verschluc
hatte seit Jahren keinerlei Fühlu
Conspirator; ich war begierig zu e
mir wolle. Der Brief lautete:

1862. — Es wäre überflüssig, die U
eine Uebereinstimmung mit Kossut
machten. Sie sind heute unabhängig
schätze Ihre Hingebung, Thatkraft und
wir vereint für die Befreiung Ungarns
sein? Die Zukunft beider hängt innig
Vertrauen zu Ihnen; haben Sie auch

sind Sie mit Ihren Vorbereitungen (zur Re-
sage Ihnen offen, dass ich seit 18 Monaten
um Garibaldi und die Besten unserer Nation
Nothwendigkeit der Concentrirung unserer ganzen
Venedig zu überzeugen. Wir Alle brauchen einen
Aufstand; ein Aufstand, der die Nationalitätsidee
Fahne schreibt und die Bewegung nach Paris tragen
einzig und allein aus einem österreichischen Kriege
Dort ist jetzt der objective Punkt, u. zw. in
griechischen und auch jener Bewegung, die wahr-
Ende November in Polen ausbrechen wird. Der Zweck
griechischen Bewegung ist die Befreiung jener Provinzen,
noch unter türkischer Herrschaft stehen. Da ich in
barem Verkehr mit dem südslavischen Comité stehe,
sich hier in London organisirt hat, weiss ich auch, dass

ich nicht trauen, da er die Bauern nicht befreit habe, ebensowenig den polnischen Revolutionären, deren phantastische Träumereien nicht in die heutige Zeit passten und die in der Zerstörung alles Bestehenden ihr Ideal sähen. Das Eine wisse ich bestimmt, dass die polnische Revolution auf Ungarn keinerlei Wirkung ausüben würde. Auf eine ungarische Bewegung möge man nicht zählen, eine solche würde nur dann zu Stande kommen, wenn Garibaldi über Dalmatien nach Ungarn vordringen würde. — Klapka rechne noch immer auf die Initiative der Regierungen von Frankreich und Italien.

Hierauf erhielt ich noch einen Brief von Mazzini:

Am 27. November. — Ich danke Ihnen für Ihr Schreiben. Unsere Ansichten weichen nur bezüglich zweier Punkte von einander ab: in Bezug auf Polen und auf die Rolle, welche Garibaldi im Interesse Aller zu übernehmen hätte.

Verhandeln wir nicht über Polen allein. Mir scheint, Sie verwechseln das jetzige Polen mit dem alten. Ich stehe in Verbindung mit den Führern der Bewegung, diese gehören ihrem Ideenkreise nach zu uns. Polen ist heute nicht mehr die Verkörperung von Aristokratie und Katholicismus. Aber darum handelt es sich jetzt nicht, es handelt sich um eine Thatsache. Der polnische Aufstand, seien Sie überzeugt, wird zur That werden. Die Organisation ist ausgezeichnet; es fehlt nicht an innigen Beziehungen zwischen den revolutionären Elementen und einem Theil der russischen Armee. Der Aufstand wird stattfinden, ob wir nun wollen oder nicht, wir müssen ihn daher in unsere Berechnung einbeziehen. Abgesehen von allem Anderen, wird er eine Action Russlands in Ungarn unmöglich machen. — Meiner Ansicht nach sollte Garibaldi Italien nicht verlassen. Garibaldi an der Spitze eines Aufstandes am Fusse der Alpen, nützt den Völkern mehr, als jede andere Unternehmung seinerseits. Wir leisten Ungarn und den Völkern des Orients einen Dienst, indem wir 200,000 Mann in Venedig festhalten und einen anderen Theil der österreichischen Armee an die türkische Grenze locken. Aufstand in den türkisch-griechischen Provinzen, Aufstand in

Serbien, Aufstand und Krieg in Venedig, das ist mein Plan; aber auch ein Aufstand in Ungarn müsste hinzukommen; dann wird auch der polnische Aufstand von Nutzen sein.

Ihre Ansicht über Klapka stimmt mit der meinigen völlig überein. Ich begreife nicht, dass er nicht einsieht, wie ein regelrechter Krieg um Venedig nur dann möglich ist, wenn ein Aufstand die Regierung vor die Alternative stellt: Demission oder actives Eingreifen.

Mein Ansuchen an Sie geht dahin, dass Sie in Ungarn folgende Ideen verbreiten: im Falle eines garibaldinischen Aufstandes muss Venedig, und wenn eine allgemeine Revolution zu Stande kömmt, muss auch Serbien sich rühren; ferner müssen Ungarn, Serben und Italiener trachten, enge Beziehungen zu einander zu gewinnen. Ausserdem ersuche ich Sie, mir Alles zu berichten, was Sie etwa über die Pläne der italienischen Regierung und der Tuilerien in Erfahrung bringen können; dann die Ungarn, die sich gegenwärtig in Italien aufhalten, zu organisiren, damit dieselben seinerzeit in jene militärische Combination einbezogen werden können, die ich eben jetzt unter unseren Freiwilligen vorbereite. Können wir auf dieser Grundlage gemeinschaftlich vorgehen? Ich werde meinen Freunden sagen, dass sie Ihnen volles Vertrauen schenken sollen. Was Garibaldi anbelangt, müssen Sie wohl wissen, dass ich jetzt mit ihm innig verbündet bin; es versteht sich von selbst, dass die Führerrolle in der Action, die ich jetzt vorbereite, ihm gebührt. Der Ihrige Josef Mazzini.

Hierauf antwortete ich, dass man auf einen ungarischen Aufstand nur dann zählen könne, wenn in Folge eines Krieges eine fremde Armee in die unmittelbare Nähe Ungarns käme. Ich hatte eben zu den Versicherungen Mazzini's, bezüglich einer vollständigen Organisation, kein Vertrauen. Ich kannte ja die Berichte, die Kossuth früher aus Ungarn erhalten hatte, die mit der grössten Genauigkeit angaben, wie viel Mann und Pferde in jedem Comitate zur Verfügung stünden und eben dadurch mein Misstrauen erweckten. Ich war zwar überzeugt davon, dass bei den Südslaven

und Griechen die Gährung einen hohen Grad erreicht habe, aber an einen allgemeinen Aufstand glaubte ich nicht. Im Januar brach der polnische Aufstand aus und war auch nicht sofort zu unterdrücken; Mazzini hatte Recht, es war dies eine Thatsache, die man in Rechnung ziehen musste, aber auf die Balkanländer übte sie keinen Einfluss, denn dort erwartete man das Signal zum Aufstand von Russland her, aber nicht von den Revolutionären Europas. Ungarn rührte sich nicht und als Mazzini geäussert hatte, dass er dies nicht begreife, schrieb ich ihm folgenden Brief:

Turin, am 1. Februar 1863. — Seit der Note Drouyn de L'huys' hat Ungarn zu Napoleon kein Vertrauen mehr; seit Aspromonte hat es auch den Glauben an Victor Emanuel verloren und zweifelt an den Erfolgen Garibaldi's. Dadurch hat die revolutionäre Partei in Ungarn viel Terrain verloren und seitdem Italien die Politik der Unthätigkeit befolgt, ist Deák in Ungarn allmächtig geworden. Deák's Name bedeutet eine dynastische, antirevolutionäre Opposition, er ist ebensosehr ein Gegner der Schmerling'schen Centralisation als der Revolution. Die extremen Parteien haben sich ihm genähert und gegenwärtig steht er an der Spitze der öffentlichen Meinung in Ungarn. Sein Programm fordert die Anerkennung der Gesetze von 1848, die Einberufung des Reichstages und die Revision jener Gesetze durch denselben, wobei Oesterreich Concessionen gemacht werden sollen, als: Anerkennung der Einheit der österreichischen Armee unter Vorbehalt der alljährlichen Bewilligung des Recrutencontingents. Ferner verlangt er die Trennung des ungarischen Finanzwesens von dem österreichischen, selbstständige Steueradministration; die Bewilligung des Budgets und Steuergesetzgebung durch den ungarischen Reichstag; ausserdem plant er eine reichstägliche Delegation, die sich von Fall zu Fall mit einer Delegation des Wiener Reichsrathes ins Einvernehmen zu setzen hätte.

Auf einer solchen Grundlage ist ein Ausgleich nicht unmöglich, aber Schmerling wird dagegen sein, weil dieser Ausgleich die Februarverfassung vernichten würde; er will es

noch mit einem Landtag in Siebenbürgen versuchen. Dieser Versuch wird aber, so scheint es, misslingen; denn, obgleich man den Siebenbürgern eine reformirte Administration aufoctroyirt hat, weigert sich die Majorität des Siebenbürger Landtages dennoch, Vertreter in den Wiener Reichsrath zu senden. Kroatien würde zwar Vertreter dahin senden, jedoch nur unter der Bedingung, dass die Regierung das dreieinige Königreich errichtet, d. h. die Militärgrenze aufhebt und dieses Gebiet und Dalmatien mit Kroatien vereinigt. Dazu wird Schmerling nie zu bewegen sein.

Unter den Landtagen verdienen nur zwei einige Aufmerksamkeit: der böhmische und der galizische. In Böhmen kämpft die slavische Parlamentsminorität, welche die Majorität des Volkes vertritt, gegen die deutsche Majorität; beide Parteien sind dynastisch, durchaus nicht revolutionär. In Galizien steht die Parlamentsmajorität im Gegensatz zur Centralregierung; die Ereignisse in Russisch-Polen werden die Vorgänge im galizischen Landtage jedenfalls beeinflussen.

In allen diesen Ländern ist Garibaldi noch immer ausserordentlich populär und wenn die revolutionäre Strömung das Uebergewicht erlangt, würde sein Einfluss viel grösser sein, als der irgend eines einheimischen Parteihauptes. Wenn Italien zur Action bereit wäre, könnte man eine Bewegung organisiren, sonst aber nicht; wenn Italien bis 1864 passiv bleibt, werden sowohl Ungarn, als auch Kroatien ihren Ausgleich mit Oesterreich machen. Eine polnische Bewegung würde in Ungarn keinerlei Folgen haben; eine serbische vielleicht, vor allem auf die südlichen Gegenden: auf die Militärgrenze und Kroatien. Rumänien beeinflusst die Siebenbürger Walachen. — —

Ich kam mit Mazzini nie mehr zusammen, er war fern von seinem Vaterlande geblieben; als ihn endlich ein Brustübel zwang, ein milderes Klima aufzusuchen, kam er unter fremdem Namen nach Pisa, wo er auch starb. Jeder Italiener erkennt die grossen Verdienste an, die sich Mazzini um sein Vaterland erworben, aber während man Cavour, Garibaldi und Victor Emanuel allenthalben Monumente errichtet, lebt das Andenken Mazzini's nur in seinen Schriften und im Herzen der ital. Nation.

Die Begründer der Einheit Italiens.

I.

Die Begründung eines einheitlichen italienischen Staates, der die ganze Halbinsel und Sicilien in sich begreift, ist eine der grossartigsten Thatsachen der neueren Geschichte und hat in der ganzen civilisirten Welt Sympathien erweckt. Man empfand allgemein Freude darüber, dass dieses Land, die Wiege der modernen Civilisation, von der Fremdherrschaft befreit wurde, und dass die Nation, welche, als sie noch zerrissen war, eine so grosse Rolle gespielt, nun unter dem Schutze freiheitlicher Institutionen den Wettstreit mit den andern grossen Nationen Europas aufnehmen und jene Stellung erringen könne, die ihr gebührt. Die Vereinigung Italiens galt lange als etwas unmögliches; auch Napoleon I. hatte sich in diesem Sinne geäussert. — Nach Napoleons Sturz kehrten die alten Tyrannen Italiens in ihre Länder zurück; die Reaction feierte Triumphe. Um derselben entgegenzuwirken, gründeten die Italiener den Bund der Carbonari; das Ziel dieses Bundes war nicht die Einheit Italiens, sondern blos die Einführung des Constitutionalismus in den einzelnen Ländern; aber ihre Versuche, die hie und da von Erfolg begleitet waren, schlug das österreichische Militär im Auftrage der heiligen Allianz nieder. Die Italiener waren in den Jahren 1830 und 1848 nicht glücklicher, aber damals tauchte neben den republikanischen Ideen

eine neue auf: die Idee der Einheit Italiens. Noch immer hielten selbst die besten Freunde Italiens die Idee für ein Utopien; ja selbst als Cavour und Napoleon gemeinschaftlich den Krieg gegen Oesterreich beschlossen, dachten sie nicht an Italiens Einheit; diese wurde nur nach und nach verwirklicht und zwar durch manche unerwartete Wendung im Gange der Ereignisse und durch das Zusammenwirken einiger providentieller Persönlichkeiten. Keine von ihnen wäre allein im Stande gewesen, das grosse Ziel zu erreichen; sie waren ihrer Natur, ihrer politischen und socialen Stellung nach vollkommen verschieden, ja sie standen nicht einmal in stetiger Verbindung mit einander und dennoch ist die Einheit Italiens das Resultat ihres Zusammenwirkens. Diese Persönlichkeiten sind: Mazzini, Cavour, Garibaldi und Victor Emanuel. — Mir ward das seltene Glück zu Theil, mit allen vieren in Berührung zu treten.

II.

Mazzini, der Sohn eines Genueser Arztes, hatte sich schon in frühester Jugend in politische Bewegungen verwickelt und war gezwungen, ins Ausland zu flüchten. Er hat den grössten Theil seines Lebens in der Schweiz und in England zugebracht. Im Gegensatz zum Bunde der Carbonari gründete er das „junge Italien"; aus diesem Bunde war jede Geheimthuerei verbannt, offen und frei verkündeten die Mitglieder als Ziel ihrer Vereinigung die Einheit Italiens, die Republik und die Reform des socialen Lebens. Seine Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit, vermöge welcher er sein ganzes Vermögen jener nationalen Bewegung opferte, die Einfachheit seiner Lebensweise und sein glühender Patriotismus machten ihn zum Abgott der Jugend Italiens; seine

Schriften, die in Italien strengstens verboten waren und die Tyrannei der italienischen Regierungen, welche viele Italiener zur Emigration zwang, vermehrten fortwährend die Zahl seiner Anhänger und Werkzeuge, denn diese Emigranten waren jederzeit zu jedem Wagniss bereit, das ihnen die Aussicht zur Rückkehr ins Vaterland bot. Bei allen Bewegungen in Neapel, in Toscana, in Modena, in der Lombardei, die dreissig Jahre hindurch einen Theil der Jugend Italiens aufs Schaffot oder in den Kerker brachten, hatte Mazzini mitgewirkt. Nur die Sicilianer standen niemals unter Mazzini's Einfluss, dort schwärmte und kämpfte man nicht so sehr für die Einheit Italiens als vielmehr für die Befreiung von Neapels Tyrannenherrschaft.

Nur einmal lächelte das Glück Mazzini, damals nämlich, als in Rom im J. 1848 Rossi ermordet und die Republik ausgerufen wurde. Die Römer übergaben die Leitung drei Triumviren; von diesen war aber blos Mazzini ein wirklicher Staatsmann. Selbst seine Gegner mussten anerkennen, dass unter seiner Regierung sowohl in Rom, als auch an solchen Orten, die durch die Masslosigkeit politischer Leidenschaften verrufen waren, wie z. B. Ravenna, die grösste Ordnung herrschte. — Napoleon, der schon damals nach der Alleinherrschaft trachtete, sandte Truppen gegen die römische Republik, aber sein Gesandter, Lesseps, der spätere Erbauer des Suez-Canals, hatte die Intentionen seines Auftraggebers derart missverstanden, dass er mit der Republik einen Vertrag abschloss, während doch Eroberung der eigentliche Zweck der Expedition war. Nach kurzem, glänzendem Vertheidigungskampf, der den Namen Garibaldi's weltberühmt gemacht hat, musste Rom sich ergeben und Mazzini floh abermals nach England.

Mazzini's Regierungsthätigkeit in Rom und die Vertheidigung dieser Stadt hoben das Ansehen desselben auch in solchen Kreisen, die sich bisher nicht viel um ihn gekümmert hatten; er wurde der Mittelpunkt der europäischen revolutionären Bewegung; er stand von nun an mit Polen, Franzosen, Rumänen und Spaniern in Verbindung, blos die Russen und Deutschen hielten sich fern von ihm. Die Russen standen auf einer ganz anderen Basis als die übrigen Europäer, sie wünschten die Gemeinschaftlichkeit des Besitzes der Nomadenstämme zur Grundlage der socialen Ordnung zu machen. Die deutschen Emigranten hielten sich selbst für viel klüger als Mazzini, sie missachteten ihn und suchten seine Bekanntschaft nicht. Es war übrigens auch nicht leicht, mit ihm bekannt zu werden, da er sehr zurückgezogen lebte und die Gesellschaft mied. Er reiste häufig in sorgfältiger Verkleidung — denn die französische und deutsche Polizei fahndete nach ihm — bald in die Schweiz, bald nach Italien. Besonders die österreichische Polizei wäre seiner gern habhaft geworden, aber sie fand stets nur seine Spur, niemals ihn selbst. Von den vielen Versuchen des grossen Agitators war zwar kein einziger von Erfolg begleitet und die Zahl derer, die er zu Märtyrern für die Einheits- und Freiheitsidee machte, wurde täglich grösser, trotzdem hegten die Italiener unbedingtes Vertrauen zu ihm; er war es, der die Einheitsidee populär machte und den Particularismus der einzelnen Stämme nach und nach ausrottete. Auch Mazzini hatte, sowie jeder Prophet, seine Apostel, die ihm blind anhingen; sie liessen sich in keine Discussion mit ihm ein, sondern verbreiteten seine Ansichten, ohne sie zu prüfen und vollzogen seine Befehle ohne Bedenken. Die hervorragendsten unter

Quadrio, seine rechte Hand und einer der römischen Triumviren im heute das allgemein verehrte Haupt Partei in Italien ist, den aber die Partei nicht im geringsten fürchtet. — Zurückgezogenheit umspann Mazzini einen Theil Europas mit seinen Fäden. Viele Engländer schwärmten derart für ihn, besser gesagt, für dass sie bereit waren, seine Briefe wo immer zu bestellen. Selbst seine Gegner zollen ihm die Anerkennung, dass die Popularisirung und Verbreitung der Einheitsidee auf der ganzen Halbinsel sein Verdienst sei.

III.

Ein grösserer Gegensatz, als der zwischen Cavour und Mazzini, ist nicht leicht denkbar; hier der unermüdliche, von überschwänglichen Hoffnungen getriebene Conspirator, dort der practische Staatsmann, der es verstand, zu warten und der stets nur nach Erreichbarem strebte. Dieser Gegensatz spiegelte sich schon in ihrem Aeusseren wieder. Mazzini, von schlanker Gestalt, mit bleichem länglichem Gesicht und schwarzen feurigen Augen, machte den Eindruck eines Philosophen oder Dichters; Cavour hingegen, der von gedrungenem Körperbau war und ein glattrasirtes Vollmondgesicht hatte, glich eher einem behäbigen Gutsherrn als einem Staatsmann, nur seine geistreichen Augen verriethen den bedeutenden Menschen. Diese zwei Männer sind nie in ihrem Leben zusammengekommen, ja verweigerten einander sogar die Achtung. Cavour hielt Mazzini, den schwärmerischen Conspirator und leidenschaftlichen Republikaner für staatsgefährlich. Cavour war zur Erreichung seiner Zwecke auf die Mitwirkung Napoleons

angewiesen, während Mazzini in diesem den grössten Feind der Freiheit und des menschlichen Fortschrittes erblickte und ebendeshalb in steter Verbindung mit dessen Feinden stand.

Cavour stammte aus einer alten piemontesischen Familie. Das Majoratssystem war durch die Einführung des Code Napoleon aufgehoben worden, aber Cavour, der zweitgeborne Sohn seiner Eltern, wünschte, dass der alte Familienbesitz ungetheilt bleibe und hat ebendeshalb nie geheirathet. Als junger Mann war er in die Armee eingetreten, verliess aber die militärische Laufbahn sehr bald wieder. Als unter Carlo Alberto das constitutionelle Leben eine festere Basis gewann, erschien er als Abgeordneter in der Kammer; anfangs stand er auf der Seite der nichtclericalen Conservativen, bald aber wurde er Parteiführer und Minister. Er war kein gewandter Redner, trotzdem wusste er seinen Ansichten in der Kammer Geltung zu verschaffen, so dass jeder Widerstand erfolglos blieb. Zur Verwirklichung seiner politischen Ideen verbündete er sich für eine Zeit mit Rattazzi, dem Führer der Fortschrittspartei, obgleich er mit ihm nicht sympathisirte. Die Italiener aller Parteien, ausgenommen die Republikaner, hatten Vertrauen zu seiner Staatskunst, ebenso der König, obgleich derselbe Rattazzi persönlich mehr gewogen war, denn Cavour widersprach dem König oft genug.

Cavour hielt Anfangs die Idee der Einheit ebenso für ein Hirngespinnst, wie alle übrigen Staatsmänner Europas. Sein Ziel war blos „ein Italien von den Alpen bis zum Appennin“, ein einiges Reich, welches das ganze Pobecken umfasst, dieses Gebiet mit seinen reichbewässerten Wiesen und Reisfeldern, mit seinen Maulbeerbäumen und Weingärten. Er wollte die Lombardei

und Venedig, Parma und Modena mit Piemont, mit anderen Worten, alle jene Gebiete Norditaliens, vereinigen, welche nicht die Natur, sondern blos die Politik in mehrere Länder zerlegt hatte. Der Bildungsgrad der Bewohner war hier überall so ziemlich der gleiche; sie waren arbeitsam, fleissig, erfinderisch und ziemlich wohlhabend, ausserdem hatten sie sich unter der zwar pedantischen und strengen, aber nicht ungerechten österreichischen Regierung an Ordnung und Disciplin gewöhnt. Seine Pläne erstreckten sich weder auf Toscana, dessen Bewohner verweichlicht, noch auf die Romagna, deren Bewohner verwildert waren und mit den Norditalienern nicht sympathisirten. Er strebte blos die möglichst grosse Ausdehnung der Besitzungen des Hauses Savoyen an, die Mazzinische Einheit Italiens hielt er für ein Utopien. — Nach der für das savoyische Haus verhängnissvollen Niederlage bei Novara war es Cavour's hauptsächlichstes Bestreben, die Armee neu zu organisiren und kriegstüchtig zu machen. Drei Jahre später brach der Krimkrieg aus. Die Westmächte waren anfangs vom Glück nicht sehr begünstigt und nahmen das von Cavour angebotene Bündniss an. Diesen geschickten Schachzug Cavour's nannte die gesammte Opposition der Kammer eine wahnsinnige, eine abenteuerliche Politik. Aber eben diese Politik war es, die Cavour Gelegenheit bot, die Aufmerksamkeit der nach dem Kriege am Pariser Congress versammelten Mächte auf die Zustände Italiens zu lenken. — Die Wiener Officiösen bespöttelten zwar das Vorgehen Cavour's, er aber schritt unbeirrt auf seinem Wege weiter; es gelang ihm, zwischen dem Turiner Königspalais und den Tuillerien intimere Beziehungen herzustellen und endlich traf er in einem französischen Bade mit Napoleon

zusammen, wo sie dann gemeinschaftlich den Plan zur Befreiung Norditaliens ausarbeiteten. Ich erinnere mich noch sehr gut, dass Mazzini und dessen Genossen erklärten, Italien werde durch dieses Unternehmen nichts gewinnen, denn Napoleon, dieser Widersacher aller Freiheit, werde auch in Italien keine Freiheit dulden, im besten Falle werde das vergrösserte Piemont unter französischen Einfluss gelangen. Selbst als zu Beginn des Krieges sowohl Napoleon als auch Cavour durch die Berufung Kossuth's andeuteten, dass sie vor einem Bunde mit revolutionären Elementen nicht zurückscheuen, änderte Mazzini seine Ansicht nicht; er brach mit Kossuth, blieb ein Gegner Napoleons und erwartete von der Staatskunst Cavour's nichts für die Einheit Italiens. Die Ereignisse schienen ihm recht zu geben, denn Napoleon erschrak nach Magenta und Solferino vor den Rüstungen Preussens und schloss einen Frieden, der Venedig bei Oesterreich beliess. Cavour wollte seinen Namen mit einem solchen Friedenswerk nicht in Verbindung bringen und dankte ab; dafür begann er nun, den Widerstand in den Legationen, in Modena und Toscana zu organisiren und dehnte nun die Grenzen des Reiches nach Süden, in jene Gegenden aus, die ursprünglich ausserhalb seiner Berechnung gestanden hatten. In das Wagestück Garibaldi's setzte er keine Hoffnung, aber er verhinderte es nicht; als aber das Unternehmen der „Tausend" vom Glück begünstigt wurde, griff er den Plan Mazzini's in seiner ganzen Ausdehnung auf und von nun an war nicht mehr die Gründung eines subalpinen Königreichs, sondern die Einheit Italiens das Ziel seiner Politik. Der Erfolg blieb nicht aus; nur das Patrimonium Petri und Venedig blieben unter fremder Herrschaft. Um auch diese

beiden Gebiete mit Italien zu vereinigen, verbündete er sich mit Kossuth und der ungarischen Emigration; aber Napoleon wünschte den Kirchenstaat um jeden Preis zu erhalten und widersetzte sich daher den ungarischen Plänen und gebot Italien „Halt". Cavour's Aufgabe bestand nun darin, die Popularität Garibaldi's und seiner Schaar zu neutralisiren; da ereilte ihn der Tod. Aber der Impuls, den er gegeben, wirkte unter seinen Nachfolgern fort und binnen eilf Jahren war Italien geeinigt.

IV.

Garibaldi war ein Nachkömmling jener Longobardenhelden, die Oberitalien nach Attila's Tode erobert hatten. Wir finden die Familie Garibaldi schon im zehnten Jahrhundert in Chiavari und der Stammbaum derselben ist von da an bis zum Helden von Marsala vollkommen glaubwürdig herabgeführt. Die Mitglieder der Familie bekleideten häufig das Amt des Bürgermeisters in ihrer Vaterstadt, in deren Nähe sich Lavagna, die Burg der Fieschi befand, die in steter Fehde mit der Stadt lagen. Es war so wie überall in Italien: die Stadt guelfisch, der Adel der Nachbarschaft ghibellinisch gesinnt. Während des Kampfes zwischen den Fieschi's und Doria's in Genua zog einer der Garibaldi's ebendahin; er war ein Parteigänger Andreas Doria's, und erwarb sich Vermögen und Ruhm; nach ihm wurde ein Thor Genuas „Porta Garibaldi" benannt.

Garibaldi wurde in Nizza geboren, wohin ein Zweig der Familie übersiedelt war. Sein Vater war Schiffskapitän. Garibaldi, der gleichfalls Seemann wurde, machte als junger Seemann häufig die Tour zwischen den italienischen und südrussischen Häfen, später schloss er sich politischen Bewegungen an und nahm

an dem Putsch von Genua theil, in Folge dessen er und Mazzini fliehen mussten. Garibaldi ging zuerst nach Marseille, dann nach Montevideo. Hier kämpfte er heldenmüthig bald am Festlande, bald am Rio de la Plata, bald am Meere, zuerst an der Seite der aufständischen Brasilianer gegen deren Kaiser, dann in dem Kriege, den Montevideo gegen den argentinischen Dictator Rosas führte und der mit dem Siege der Republik und dem Sturze Rosas endete. Der durch seine männliche Schönheit auffallende Held wurde überall mit Auszeichnungen empfangen; die Frauen daselbst verehrten ihn so schwärmerisch, dass seine Gemahlin eifersüchtig wurde. Als die ersten Nachrichten von den 1848-er Ereignissen nach Südamerika gelangten, schiffte sich Garibaldi sammt seiner Frau sofort ein und kehrte nach Italien zurück. Er wurde der Feldherr der römischen Republik und schlug als solcher die Franzosen und Neapolitaner; aber das Triumvirat konnte der Diplomatie Napoleon's und den Kanonen Oudinot's für die Dauer nicht widerstehen. Rom musste sich ergeben. Damals erliess Garibaldi jene berühmte Proclamation, in der er jenen, die ihm folgen wollten, weder Sold noch Bequemlichkeit, sondern fortwährende Verfolgung und Kampf in Aussicht stellte; trotzdem fanden sich vierhundert, die mit ihm einen Ausfall aus der Stadt unternahmen, um sich durchzuhauen und nach dem damals noch freien Venedig zu gelangen. Die Heldenschaar wurde nach und nach immer kleiner; im Fichtenwalde bei Ravenna erlag Anita, die Frau Garibaldi's den Anstrengungen des fortwährenden Marsches. Garibaldi gelang es endlich auf die Insel La Maddalena zu entkommen. Die sardinische Regierung sendete ihn später nach Tanger in Marokko, da ihr die Begeisterung, mit der

ihn das Volk allenthalben, auch auf der Insel Sardinien, empfing, unbequem war. Durch die Vermittlung des englischen Consuls in Tanger gelangte er in die nordamerikanische Union. Dort lebte er zuerst in Armuth als Gehilfe bei einem Seifensieder, später übergab ihm ein Kaufmann ein Schiff, welches er nach China zu führen hatte; auf der Rückkehr von dort kam er auch nach London. Im Jahre 1859 nahm er Theil an dem Kriege gegen Oesterreich; damals verbreitete sich der Ruhm seiner Rothhemden über ganz Europa. Dann folgten seine Siegeszüge durch Sicilien und Neapel, sein Lohn war Undank. Alexander Teleki hatte in seiner malitiös-humoristischen Weise in einer Zeitung die Notiz veröffentlicht, dass Garibaldi, als er nach Caprera heimkehrte, sein Haus nicht wiedererkannte, da es die Turiner Regierung von Grund aus renovirt und neu möblirt und ausserdem sein Gütchen vollständig instruirt hatte. Nichts von alledem war wahr. Cavour machte Teleki Vorwürfe, dass er ihm diese Idee nicht seinerzeit mitgetheilt habe; denn man hätte etwas ähnliches wirklich thun sollen, nur sei das Niemand im Ministerium eingefallen.

Garibaldi ist eine Erscheinung, die in die heutige Zeit gar nicht passt. Er ist eine mittelalterliche Gestalt mit altclassischem Anflug: ein Privatmann, der auf eigene Faust Armeen organisirt und Krieg führt, der Monate lang die Macht eines von jedermann anerkannten Dictators ausübt und diese Macht ohne Zögern und bedingungslos dem König Victor Emanuel übergibt und sich bescheiden auf sein Gütchen zurückzieht, ohne etwas anderes zu fordern, als dass man seine Anhänger nicht unwürdig behandle und ihnen gegenüber nicht undankbar sei. Er war ein Todfeind der Höf-

linge und Bureaukraten, da sie ihn nicht verstanden und für alle seine Thaten nur tadelnde Bemerkungen hatten.

Ich besuchte Garibaldi regelmässig alle drei Monate in Caprera, bald allein, bald mit meiner Frau, die bei solcher Gelegenheit die Tisch- und Hauswäsche des Generals ordnete und ausbesserte, denn es fehlte ein ordnender weiblicher Geist im Hause. Bei einer Gelegenheit erwähnte ich Garibaldi gegenüber, dass ich ihn noch mehr verehre, seitdem ich seine Offiziere kenne und weiss, mit welchen schwachen Mitteln er so grosse Erfolge erzielt habe. Er antwortete: „Nun freilich, wenn man kein scharfes Messer zur Hand hat, so schneidet man das Fleisch auch mit einem stumpfen; ich hatte keine Berufssoldaten zur Verfügung, ich entledigte mich daher meiner Aufgabe mit Hilfe von Advocaten, Kaufleuten und Malern, ja sogar aus Geistlichen habe ich Generäle gemacht."

Seinen Rothhemden schlug er niemals etwas ab, am wenigsten warme Anempfehlungen und anerkennende Briefe, weshalb denn auch seine Anempfehlungen und Briefe sehr bald im Werthe sanken, u. zw. um so mehr, als die Betreffenden dieselben stets in den Blättern veröffentlichten. Einmal verbreitete sich das Gerücht, Garibaldi zürne mir, wir hätten uns entzweit. Dies ärgerte mich ernstlich; Garibaldi war gerade in Genua und ich wusste, dass er nach Turin komme. Ich suchte ihn auf und bat ihn, mir entgegen seiner Gewohnheit die Gefälligkeit zu erweisen, in Turin mein Gast zu sein. Er sagte zu; ich lud einige seiner Offiziere und mehrere ungarische Emigranten zu dem Mahle, besonders solche, von denen ich wusste, dass sie das Gerücht erfunden und verbreitet hatten. Garibaldi

war Vegetarianer und kein Freund lange dauernder Gastereien; ich sorgte daher für ausgezeichnetes Gemüse, feine Mehlspeisen und gutes Obst, ausserdem trug ich dem Wirth, der das Mahl besorgte, auf, zweimal so viel Diener zu senden als sonst gewöhnlich der Anzahl der Gäste entsprechen und die Gäste nicht den Gängen entsprechend zu gleicher Zeit, sondern jeden nach seinem Gefallen, aber rasch bedienen zu lassen. Garibaldi hatte binnen zehn Minuten dinirt, während andere erst beim Rindfleisch oder beim Braten waren. Garibaldi stand auf und als er auf die Terasse hinaustrat, wo der schwarze Kaffee servirt wurde, sagte er, dass es Niemand so gut verstehe, für ihre Gäste zu sorgen, als meine Frau, Signora Theresa, die er stets ganz besonders hochschätzte.

Im Jahre 1863 herrschte in Ungarn Hungersnoth, die Blätter enthielten Aufforderungen, durch Spenden das Elend der Unglücklichen zu schildern. Trotz aller Sympathien des Auslandes für Ungarn, hatten diese Aufforderungen nicht den erwarteten Erfolg, denn ein plötzlich hereinbrechendes Unglück, wie Ueberschwemmung, Feuersbrunst, Erdbeben, das auf einen engeren Raum beschränkt ist und eine dramatisch lebendige Schilderung ermöglicht, wirkt auf die menschliche Phantasie und auf das Mitleid in viel höherem Grade, als die Nachricht von einer Hungersnoth, die der erregenden Effecte entbehrt. Wir in Italien trugen auch unser Schärflein bei und meine Frau bat Garibaldi in einem Briefe, er möge unseren Subscriptionsbogen mit seiner Unterschrift auszeichnen. Uns war es vor allem um seine Unterschrift zu thun, denn sie schien uns den Erfolg der Subscription zu sichern; da wir die nicht glänzenden Vermögensverhältnisse des Generals kannten,

bat ihn meine Frau, er möge blos jene tausend Lire den Nothleidenden Ungarns widmen, die er zu einem wohlthätigen Zweck nach Wien gesendet, die aber der Wiener Gemeinderath, da er von einem Feinde kein Geschenk annehmen wollte, zurückgewiesen hatte; denn die Ungarn, so schrieb ihm meine Frau, betrachteten ihn nicht als ihren Feind, sondern als den grössten Freund ihres Vaterlandes. Garibaldi erfüllte die Bitte meiner Frau und legte ausserdem dem Briefe alles baare Geld, das er im Hause hatte (630 Lire), bei, indem er sagte: als Zeichen der Liebe, die er für die brave, unglückliche ungarische Nation hege.

V.

Weder Mazzini's Rührigkeit, noch Cavour's Staatsweisheit, noch Garibaldi's abenteuerliche Kühnheit wären im Stande gewesen, die Einheit Italiens zu begründen, wenn nicht zur selben Zeit Victor Emanuel die Krone Sardiniens getragen hätte. Er war kein hervorragender Mann, er hatte nie besonders viel gelernt, sondern blos eine einfache militärische Erziehung genossen; von Wissenschaft und Kunst verstand er nicht viel, aber sein Herz war lauter und edel, er liebte sein Vaterland mehr als seine Krone, und statt als König von Sardinien unter dem Schutze Oesterreichs gemächlich in Turin zu residiren und seinem Vergnügen nachzuleben, setzte er seine hohe Stellung aufs Spiel und machte die Vereinigung Italiens zu seiner Lebensaufgabe.

Als ich nach Turin kam, wünschte ich lebhaft, mit ihm persönlich zusammenzukommen. Ich hatte einmal im Königspalais bei einem seiner Flügeladjutanten zu thun und erwähnte demselben gegenüber diesen Wunsch. Nichts sei leichter als das, meinte dieser und

ging sofort in das Cabinet des Königs und meldete mich; einen Augenblick später führte er mich zum König, der gerade seine Nachmittagscigarre rauchte; er empfing mich mit der grössten Liebenswürdigkeit, forderte mich auf, Platz zu nehmen und begann gemüthlich zu plaudern. Als ich bemerkte, dass er fast gleichzeitig mit dem österreichischen und französischen Kaiser, jedoch unter den misslichsten Umständen den Thron bestiegen, und dass er heute dennoch der glücklichste von allen dreien sei, da erwiederte er, dass er nach der Niederlage von Novara, als sein Vater abgedankt hatte und der Abschluss eines Friedens nothwendig geworden war, mit schwerem Herzen sein in der Schlacht verwundetes Pferd bestiegen habe, um ins Lager Radetzky's zu reiten. Der alte General habe ihn ehrfurchtsvoll empfangen, aber die Friedensbedingungen seien sehr hart gewesen. Eine derselben enthielt die Forderung, dass V. E. die von seinem Vater beschworene Verfassung aufhebe, und Radetzky fügte hinzu, dass man darauf in Wien grosses Gewicht lege. Er habe erwiedert, dass man von ihm derartiges nicht verlangen möge, da ihn dies bei seinen Unterthanen gleich von Beginn an unpopulär machen und ihn alles Einflusses berauben würde; dadurch würden blos die extremen Parteien, nicht die Freunde der Ordnung gewinnen, denn die Erbitterung der Italiener würde allen italienischen Fürsten gefährlich werden, wenn es keinen Ort gebe, an dem sie ihre Wünsche und Ideen frei und offen darlegen könnten. Radetzky habe hierauf geschwiegen und dann seien die anderen Punkte durchgenommen und vom Könige gutgeheissen worden; bezüglich jener Punktation über die Verfassung habe der König zum Schlusse gesagt, er sei kein Diplomat,

sondern ein offenherziger Soldat, und sei lieber selbst gekommen, statt einen Minister zu senden; dann habe er den General nochmals ersucht, diese Bedingung zu streichen, die er nie und nimmer annehmen könne. Mit Radetzky's Zustimmung sei der betreffende Artikel gestrichen worden. „Niemand hätte es mir angesehen", so erzählte der König weiter, „wie sehr ich mich über diesen diplomatischen Erfolg freute, als ich gleich darauf eine Revue über die feindliche Armee abhalten musste; man that dies wohl, um mir zu zeigen, wie mächtig und fürchterlich Oesterreich sei; damals gelobte ich mir, nicht eher zu ruhen, als bis ich meine Armee reorganisirt und jenen ihren Hochmuth vergolten hätte, die mich damals geringschätzend behandelten. Und es kam der ersehnte Augenblick heran, ich setzte meine Krone aufs Spiel; ich dachte mir: wenn es misslingt, so nimmt Dich Napoleon zum wenigsten als Oberst in seine Dienste; ich hielt es eben für ganz gut möglich, mir meinen Lebensunterhalt ehrlich und geachtet von Jedermann ebenso zu verdienen, wie z. B. Sie." — Die Cigarre, die mir der König angeboten, war zu Ende, er verbeugte sich und ich ging.

Der König liebte die Jagd ausserordentlich; er entfernte sich während der Jagd oft sehr weit von seinem Gefolge. Einmal sah ein Bauer, wie der König einen Hasen ganz besonders kunstgerecht schoss; der Bauer fragte hierauf den ihm unbekannten Jäger: „Wolltet Ihr nicht, da Ihr ein so vortrefflicher Schütze seid, den Fuchsen schiessen, der täglich um 4 Uhr Morgens meinen Hühner- und Gänsestall plündert? Ich gäbe Euch gerne eine Muta, das Fell gehört ohnedies dem Schützen." Der König sagte zu und erschien am nächsten Morgen bei dem Bauer, schoss den Fuchs und nahm,

ohne sich zu erkennen zu geben, die Muta (8 kr.) in Empfang. Er trug dieselbe stets in seiner Tasche und pflegte sie mit den Worten zu zeigen: Das ist das einzige Geld, welches ich mir je durch meine Arbeit erworben. Dem Bauer schickte er später eine Goldmünze und der Bäuerin eine Haube; dieses kleine Abenteuer machte den König in höherem Grade populär, als irgend eine Regierungsthat.

Victor Emanuel befasste sich übrigens auch hie und da mit der grossen Politik; nach dem Tode Cavour's, in dessen Staatsweisheit er volles Vertrauen gesetzt hatte, war er oft unwillig darüber, dass die Dinge nicht vorwärts gingen; er trat sogar mit Mazzini und mit den Republikanern in Berührung, und zwar ohne Wissen seiner Minister, die sehr häufig, wenn sie republikanische Bewegungen unterdrücken wollten, die unangenehme Entdeckung machten, dass der König selber conspirire. Er hatte stets einige Vertraute, denen er Aufträge ertheilte, von welchen die Minister nichts wussten. Durch diesen Vorgang hat er der Sache, der er dienen wollte, zwar nicht genützt, aber doch wenigstens bewiesen, wie sehr ihm die Verwirklichung der Einheitsidee am Herzen lag.

Nur das Zusammenwirken solcher Männer und ein günstiges Geschick konnten die Einheit Italiens schaffen.

Turin und Florenz.

I.

Turin ist eine ziemlich hübsche Stadt, doch hat sie mehr den Charakter einer amerikanischen als einer europäischen Stadt; die Gassen sind langweilig gerade und schneiden einander unter rechten Winkeln; das mag wohl daher kommen, dass der Kern der Stadt auf den Trümmern eines römischen Castrums erbaut wurde. Die Umgebung ist schön, aber trotz Feigen-, Maulbeeren- und Oliven-Hainen glaubt man kaum, dass man sich in Italien befinde, denn die nahen Alpen kühlen die Luft selbst im Sommer ab, auch fehlt es an monumentalen Bauten, trotzdem dass Turin lange Zeit hindurch Haupt- und Residenzstadt war. Selbst die Gesellschaft Turins war nicht rein italienisch; die Aristokratie gefiel sich darin, sich des unschönen piemontesischen Dialectes, der ein Gemisch von provençalischem und italienischem ist, zu bedienen, in der Art etwa, wie die Wiener Aristokratie vor einem Menschenalter ihren Patriotismus dadurch zu beweisen meinte, dass sie die Lerchenfelder Sprach- und Denkweise salonfähig machte. Die eigentliche Turiner Gesellschaft entwickelte auch keinen besonderen Reichthum an Geist, und Cavour's Cousine, die Gräfin Alfieri, bemühte sich umsonst, einem edleren Ton Eingang zu verschaffen; übrigens war zu der Zeit, als wir in Turin wohnten, die dortige Gesellschaft schon stark mit fremden Elementen durchsetzt: da waren zuerst die vielen Abgeordneten aus Oberitalien,

aus Venedig, Rom, Neapel u. s. w. ist Turin nicht reich; erwähnteressante Sammlung aegyptischer sehr werthvolle königliche Waffenbesonders viele schöne Waffen aus dem enthält; das Museum hat nur und römische Denkmäler. Turin beGalerie zweiten Ranges; derselben verpolitischen Verhältnisse in doppelter Bedenn sie lenkten die öffentliche gänzlich von der Galerie ab, dann da man kein anderes passendes Local seine Sitzungen ab; die Bilder litten Folge der Unvorsichtigkeit des Dienstund des übermässigen Heizens. Die politiAngelegenheiten nahmen mich damals viel zu Anspruch, als dass ich mich in solchem Masse Wissenschaft und Kunst hätte widmen können wie London. Als aber nach dem Tode Cavour's und Affaire von Aspromonte die italienischen Staatssich kaum mehr für Ungarn interessirten, beschlossen wir nach Florenz zu übersiedeln, um die Zeit Verbannung, die uns das Schicksal noch zugemessen, mitten der Kunstschätze dieser freundlichen Stadt und angenehmer Gesellschaft zu verleben.

II.

Als wir unseren Wohnsitz nach Florenz verlegten, begann für mich eine neue Phase in meinem Emigrantenleben. Als ich im Jahre 1849 nach London gekommen war, hatte ich es mir sogleich zur Hauptaufgabe gemacht, die Aufmerksamkeit des Auslandes auf Ungarn zu lenken und der Heimat die Sympathien der

gebildeten Welt zu gewinnen. Mit der Rückkehr von meiner zweiten amerikanischen Reise schloss der erste Abschnitt meines unfreiwilligen Wanderlebens in der Fremde. Es folgte eine Zeit der prosaischen Arbeit; ich musste schriftstellerisch und journalistisch thätig sein, um leben zu können. In die idyllische Ruhe unserer damaligen Lebensweise brachte das Jahr 1859 abermals neue Bewegung. Die Politik gewann wieder die Oberhand; wir gingen nach Turin. Aber die so herrlich aufgeblühten Hoffnungen verwelkten nur zu bald und nach drei Jahren emsiger Thätigkeit folgte wieder eine prosaische Zeit mit ihren alltäglichen Sorgen und Freuden.

Die Ereignisse jener drei Jahre, von 1859 bis zur Affaire von Aspromonte, hat Kossuth in seinen Memoiren geschildert. Es ist unmöglich, diese drei mächtigen Bände zu lesen, ohne im Innersten erschüttert zu werden. Wie viel getäuschte Hoffnungen! Welch' glühende Vaterlandsliebe! Welch' ausserordentliche Thätigkeit und dennoch welch' geringer Erfolg! Kossuth's Charaktergrösse, seine seltene Genialität, sie feiern in dieser nun veröffentlichten Correspondenz ihre Auferstehung. Mit dem Feuer der Jugend hängt der achtzigjährige Greis auch heute an jenen Idealen, die sich die ungarische Nation vor fünfzig Jahren geschaffen; da die edlen Charaktereigenschaften der Ungarn sich vor allem während der Revolution glänzend gezeigt und bewährt hatten: hält Kossuth an der Meinung fest, dass der Ungar zum Revolutionär geboren sei. Er kann seinen Zorn nicht bemeistern, wenn er sieht, dass sich die Nation mehr der Aussöhnung als der Rebellion zuneigt. Es ärgert ihn, dass die Nation die Action der Emigranten nicht unterstützt, „dass sie an allen Orten laut verkündet, sie

wolle keine Revolution, dass sie in allen Reden, Adressen, Comitatsbeschlüssen und Zeitungsartikeln ihre hündische Treue, ihre unwandelbare Anhänglichkeit an die Dynastie betone, wozu sie Niemand zwingt und wodurch sie höchstens das erreiche, dass die auswärtigen Mächte das Vertrauen zu den Ungarn verlieren und dass sich Oesterreich nicht mehr vor ihnen fürchtet.“ Kossuth citirt in dem schönen Schlusscapitel seines Werkes die Worte eines seiner besten Freunde, dass ihn nämlich seine Heimath nicht mehr verstehe, und gibt dann zu, dass sein Freund recht haben könne, da er ja das heutige Ungarn auch nicht mehr verstehe. Das ist denn auch ganz natürlich, denn jede Emigration ist der Meinung, dass sie die unterjochte Nation am besten vertrete, dass ihr Wort das Wort der Nation selbst sei. Eine Zeit lang mag das allerdings der Fall sein; aber nach und nach entwickeln sich in der Heimat neue Verhältnisse und die Anforderungen des alltäglichen Lebens treten in schroffen Gegensatz zu jenen Idealen, deren Verwirklichung so sehr wünschenswerth schien. In der Heimat sieht man oft die Nothwendigkeit ein, Compromisse einzugehen, während die Emigranten starr auf ihrem früheren Standpunkte verharren und jede Abweichung davon als Verrath erklären. Dies scheint eine Eigenthümlichkeit der Emigranten aller Nationen zu sein; aber eine specifisch ungarische Erscheinung ist es, dass in geordneten Zeitläufen die Verbindung zwischen der Nation und den Emigranten gänzlich aufhört. Unsere Landsleute, selbst unsere näheren Bekannten mieden uns stets, wenn sie ins Ausland kamen, um sich nicht zu compromittiren. Erst zur Zeit des italienisch-österreichischen Krieges im Jahre 1859 schlossen sich uns wieder mehrere an und viele traten in Garibaldi's Frei-

schaar ein. — Die Ideenkreise der Emigranten und der Nation trennen sich immer mehr von einander und zum Schlusse verstehen sie einander in der That nicht mehr. Die Emigranten klagen über den Opportunismus der Nation, die Nation wieder über die Uebertreibungen der Emigranten. Die Zeit übt stets ihre Wirkung: die Wünsche der Nation werden niemals ganz und gar verwirklicht, aber auch die unheilverkündenden Prophezeiungen der Emigranten gehen nicht in Erfüllung.

Dies alles schmälert das Verdienst Kossuth's nicht, dass er durch seine hinreissende Begeisterung die Nation während des Freiheitskrieges vor ruhmlosem Untergange bewahrt hat. Und wahrlich kein geringeres Verdienst ist es, dass er der ungarischen Nation durch sein fascinirendes Rednertalent die Sympathie zweier Welttheile errungen hat.

III.

Was Athen für die Civilisation des Alterthums war, das war Florenz für die Cultur des Mittelalters: die Wiege der Wissenschaft, der Tempel der Kunst und das Heiligthum der Poesie. Es gibt keine zweite Stadt in Europa, in deren Geschichte so viel glänzende Namen eingewebt wären; noch heute sieht man die Spuren jener Männer an den Palästen, Kirchen und Monumenten dieser Stadt, die ihr ein so eigenthümliches Gepräge verliehen haben, wie man es sonst nirgends wieder findet. Jene ernste Schönheit, die Florenz auszeichnet, übt eine so überwältigende Anziehungskraft auf jedes edlere Gemüth aus, dass seit zwei Menschenaltern viele ausgezeichnete Familien Toscana bald zum zeitweiligen bald zum beständigen Aufenthaltsort gewählt haben. Die Grossherzoge erkannten ganz richtig diesen Vorzug der Stadt Florenz und waren daher Fremden gegenüber

... sie gestatteten sogar Italienern, ... waren, den Aufenthalt in dieser Stadt, ... das Wiener Cabinet keine Einwen- ... Die dort wohnenden Engländer, Fran- ... wurden regelmässig zu den Hoffesten ... dass man deren Hoffähigkeit oder Vor- ... besonders strengen Kritik unterzogen hätte. ... der Florentiner Gesellschaft jenen interes- ... nationalen Typus, den sie bis zum heutigen ... hat, und jene Führerrolle in der Litera- ... auf die jeder Toscaner stolz ist. Als in den zwan- ... Jahren die Carbonaris für eine kurze Zeit die ... gewannen, aber bald darauf durch die öster- ... Intervention zurückgedrängt wurden, musste ... Carl Albert, der präsumtive Thronfolger von Sar- ... Turin verlassen, um der Rache der Reactionäre ... entgehen. Der Grossherzog von Toscana empfing ... Verwandten mit der grössten Liebenswürdigkeit; ... Emanuel wurde im Pallast Pitti geboren. Auch ... unvergessliche Palatin Ungarns, Erzherzog Josef, ... hier geboren und erzogen und selbst die herr- ... Aussicht von der Burg zu Ofen, die ihm das von ... verschönerte Pest zu seinen Füssen zeigte, konnte ... die Stadt an den Ufern des Arno nicht vergessen ... machen, an die sich seine Jugenderinnerungen knüpften. ... älterer Bruder, der Grossherzog hat Toscana zur ... der Restauration vor den Ausschreitungen der Re- ... bewahrt. Der österreichische Gesandte theilte ... einmal im Auftrag Metternich's mit, dass sich so- ... in der nächsten Umgebung des Grossherzogs Männer ... befinden, die an der grossen Verschwörung betheiligt ... seien, deren Fäden die österreichische Regierung durch ... Verhaftung des Grafen Gonfalonieri in Mailand

entdeckt habe; der Gesandte erklärte, dass er die Bestrafung des Betreffenden verlangen müsse. Der Grossherzog vermuthete gleich, dass Gino Capponi gemeint sei, dem er freundschaftlich gesinnt war, obgleich derselbe nie ein Geheimniss daraus gemacht hatte, dass er ein enthusiastischer Anhänger der constitutionellen Grundsätze sei; er eröffnete dem Gesandten, dass er auf blosses Gerede kein Gewicht lege, und daher Beweise verlange; der Gesandte erwiederte, wie Metternich dies vorausgesehen und ihm die gravirenden Briefe im Original mitgegeben habe.

Der Grossherzog nahm die ihm vom Gesandten überreichten Briefe in Empfang und warf dieselben, ohne das Packet zu öffnen, mit den Worten ins Kaminfeuer: „Mit derartigen Anzeigen mache ich es so.“

Auch nach der Einverleibung in das Königreich Italien blieb Florenz ein Sammelpunkt der Gebildeten, obgleich der Glanz des Hofes fehlte und keine Hoffeste die Wintersaison belebten. — Die Politik fand damals in Florenz zwar keine Stätte, denn Turin war der Brennpunkt derselben und die Opposition hatte in Neapel ihr Lager aufgeschlagen, aber Poesie, Kunst und Wissenschaft hatten ihre Heimath, die Arnostadt, noch nicht verlassen. Dorthin zog es mich, dorthin sehnte ich mich; ich suchte eine unseren Verhältnissen entsprechende Wohnung und fand endlich eine herrliche Villa mit grossem Garten auf jenem steilen Hügel, der sich am rechten Ufer des Arno, oberhalb der Via Bardi, erhebt; dieselbe war vordem ein Augustinerkloster gewesen, Graf Petrovics hatte dasselbe angekauft, umgestaltet und eingerichtet. Nach seinem Tode wünschten seine Erben, die Petrino's in der Bukowina, die Villa zu verkaufen, es fand sich aber kein Käufer, und so waren

sie froh, dieselbe billig vermiethen zu k
war für unseren Bedarf viel zu gross
daher nur einen Theil derselben, die
haben wir niemals geöffnet, es that
endlich wieder in grossen Sälen ge
zu können; ich konnte meine San
Bibliothek auspacken und aufstellen
obzwar ziemlich vernachlässigten
sträuche das ganze Jahr hindu
meine Kinder, damals schon sie
Herzenslust herumtollen.

IV.

Die Erziehung unserer
viel Sorge. In England hatt
die Schule mit gutem Erfol
Turin übersiedelten, verst
nicht ein Wort italienisch
öffentlichen Schule stets
für Knaben gehalten
meiner Ankunft die
öffentliche Schule an
sie mit Hilfe eines Do
meinten, es wäre bes
halbes Jahr daheim
denn sie würden j
stehen und daher
bei meinem Vor
kindlichen Alter
der Verkehr mit
That, schon
merkbar,
Kinder

holen, aber mein
Glaubensbekennt-
nach langem Unter-
fession, die den Ueber-
sprach. Als ich später in
drang Székács darauf, dass
, da sie noch im Alter
in der Religion unterrichtet
nicht auch solche Anstände
der durchaus kein Talent für
hatte und sich lieber mit
sandte ich nach London ins
sich für die technische Lauf-
vertraute ihn dem Professor Oswald
Söhnen Privatunterricht ge-
verheirathet hatte und an einer
angestellt worden war; aber
mit dem gutherzigen, in manchen
tischen deutschen Gelehrten nicht

rsity College Hall, wo er
n Professor Beasley

ıkte einige Monate
m Typhus, dem er
em Alter, in welchem
rascher entwickeln, ich
schäftigt und über seine
empfunden. Es ist ein
n erwachsenes Kind zu ver-

V.

Petrovich war eine Terrasse angebaut,
n eine bezaubernde Aussicht auf Flo-
ien Thurm der Signoria, auf das Cam-
s und auf die Kuppel Bruneleschi's, dieses
Meisterwerk der Renaissance-Architectur
Graf Petrovich hielt sich hier am liebsten auf
ätte die Terrasse, um diese Aussicht zu jeder
s- und Tageszeit geniessen zu können, mit Glas-
nden umgeben und mit einem Dache versehen lassen.
So war aus der Terrasse eigentlich ein prächtiger Saal geworden; hier stellte ich meine Sammlungen und meine Bibliothek auf; für grössere Versammlungen konnte man nicht leicht einen passenderen und hübscheren Ort finden. Ebendeshalb ersuchte uns unser Freund, Franz Dall Ongaro, ihm diesen Saal zu seinen Dante-Vorlesungen zu überlassen. Dall Ongaro war von Geburt ein Venetianer; er war Geistlicher gewesen und hatte patriotische Gedichte und einige Dramen verfasst, die allgemein Anklang fanden; im Jahre 1848 hatte er sich der revolutionären Bewegung angeschlossen, er musste sich flüchten; da er in seinen Gedichten die

angeh[illegible] und verherrlichte,
selbe[illegible] verlassen, er trat aber
dass [illegible] Kirche nicht aus und
von [illegible]-Vorlesungen waren seit
Kat[illegible] nichts Seltenes; seit Jahren
das[illegible] in öffentlichen Vorträgen
Hä[illegible] von Engländerinnen und
eig[illegible] wurden; seine Commen-
Ha[illegible], ja, so weit bei Dante mög-
hoch[illegible] während Dall Ongaro in seinen
erf[illegible] Aspirationen der Fortschritts-
We[illegible] und das Bild des dreizehnten
G[illegible] Hintergrund zu Dante's Dich-
S[illegible] Bemerkungen belebte. Die
So[illegible] die wöchentlich zweimal den Vor-
[illegible]'s auf der Terrasse beiwohnten,
ha[illegible] die Italiener waren in der Minder-
[illegible] versammelten sich an diesem
d[illegible] Freunde. Künstler, Gelehrte und
[illegible]sche, französische und amerikanische
[illegible] Empfehlungen an uns hatten, und der
[illegible] der Florentiner Gesellschaft kamen
[illegible] bei uns zusammen.

[illegible] meinen Freunden viele Garibaldiner
[illegible] gab, hatten diese Soiréen einen so-
[illegible] rothen Anstrich; an edler Musik, schönen
[illegible] Conversation und berühmten Namen
[illegible]. Meine Frau hatte ein ganz besonderes
[illegible] das Arrangement derartiger Gesell-
[illegible] verstand es, die Gäste stets so zusammen-
[illegible] sich Niemand langweilte; da in unserem
[illegible] der hohen musikalischen Bildung meiner
[illegible] gute Musik gepflegt wurde, trachtete jeder

Virtuos und Künstler, der Florenz berührte, eine Einladung zu unseren Sonnabend-Soiréen zu erhalten; hier war es auch, wo das so berühmt gewordene Florentiner Quartett Jean Beckers eigentlich entstand. Der internationale Character unseres Salons übte auch auf die Italiener eine derartige Anziehungskraft aus, dass, nachdem Florenz die Hauptstadt Italiens geworden und die Regierung hieher übersiedelt war, die Minister Minghetti und Visconti Venosta uns mittheilen liessen, es würde sie freuen, wenn wir sie einladen würden. Ich bemerkte, dass sie bei uns eine für sie ungewöhnliche Gesellschaft finden würden, so z. B. Bakunin, das Haupt des revolutionären Russland, und Dolfi, den früheren Führer der republikanischen Partei in Florenz, seines Standes ein Bäcker. Die Minister erschienen dennoch und unterhielten sich sehr gut, obgleich sich die übrigen Gäste nicht viel um sie kümmerten; nur die Engländer und Amerikaner liessen sich ihnen vorstellen.

Der Glanzpunkt unserer Soiréen fällt in die Zeit des Dantefestes, da man das 600-jährige Jubiläum seines Geburtstages feierte und seine Statue vor der Kirche Sante Croce enthüllte. Giuliani hielt die Festrede; bevor er sich dazu anschickte, sagte er in vollem Ernste zu seinen Freunden, er wisse, dass man ihn in Rom mit Fluch und Bann belegen werde, da er bei dieser Gelegenheit den excommunicirten König verherrlichen müsse; er fürchte sich aber dennoch nicht, denn wenn er seiner Zeit an der Himmelspforte pochen werde, da werde sich auch Dante seines Verehrers erinnern und bei Sct. Peter sein Fürbitter sein, damit ihm dieser Einlass gewähre. Aus ganz Italien kamen die Verehrer des grossen Dichters zu diesem in Wahr-

Grundsätze der Revolution [illegible] waren
musste er den geistlichen [illegible] Croce u
trotzdem aus der kath[illegible] eines der gr
blieb unverheirathet [illegible] Ich nahm an
Boccaccio's Zeiten [illegible] goldverziertem u
pflegte [illegible] das man dem
zu commentiren [illegible] veranstaltete, du
Amerikaner[illegible] Ungar, dem I
tare waren [illegible] nicht fehlen. Un
lich, [illegible] des gefeierten D
Vorlesungen [illegible]
parte[illegible] [illegible]ria, se non si lascia
[illegible]

[illegible] währte mehrere Tage;
[illegible] Galavorstellungen in
[illegible] blos für den Sonnabend
[illegible] Florentiner Aristocratie,
[illegible] grenzenden Sparsamkeit, b
[illegible] der Stadt, um nicht zu u
[illegible] gezwungen zu sein. Wir the
[illegible] mit, dass wir nicht nur s
[illegible] Gäste mit Freuden bei uns sehe
[illegible] alle unsere Säle und beleuc
[illegible] des Gartens, der im herrlich
[illegible] prangte; aber auch unsere Freu
[illegible] Alles, um das Fest je genus
[illegible] Als sich Jemand aus unserer Be
[illegible] Klavier zu spielen, baten uns die
[illegible] Marchisi, ihnen den Vortrag ein
[illegible]. Die schöne und geistreiche
[illegible], Signora Erminia Fusinato, trug i
[illegible] verfasstes herrliches Gedicht üb
[illegible], die Frau Dante's vor; hierauf fr

meine Frau, ob es uns recht wäre, wenn er einen Gesang aus Dantes Werk recitiren würde; er declamirte die Episode Sordello aus dem Purgatorio. Nach diesen entzückenden Ueberraschungen winkte ich Salvini, mit dem wir länger befreundet waren als mit Rossi, und sagte ihm, er solle doch nicht ruhig zusehen, wie ihm sein jüngerer Rivale den Lorbeer streitig mache; hierauf declamirte er Francesca di Rimini aus dem Inferno. Die ganze Gesellschaft war voll des Entzückens. Auch der edelste Wein Ungarns, der Tokayer, fehlte nicht bei diesem Feste. Jetzt noch treffe ich häufig mit Italienern zusammen, die gestehen, dass ihnen jener genussreiche Abend unvergesslich sei.

VI.

Am Fusse des Gartens der Villa Petrovich am Ufer des Arno steht der grosse Palast Torrigiani, mit einer nicht unbedeutenden Privat-Gemäldegallerie; in derselben studirte ich mit vielem Genusse eine sehr schöne Replik der Grablegung von Tizian und eine grosse Cassone von Filippino Lippi. Die Cassonen sind grosse Holztruhen, in denen in früheren Zeiten die Ausstattung der Bräute, ihr Schmuck, ihre Kleider u. s. w. untergebracht wurden; die Aussenwände derselben waren häufig von den grössten Künstlern mit Malereien geschmückt, denn die Cassonen sollten zugleich als Zierde des Zimmers dienen. In dem oben erwähnten Palaste wohnte unser edler Freund Graf Carlo Torrigiani, der jüngere Bruder des Familienhauptes; er war durch und durch ein italienischer Aristocrat. Seitdem der Absolutismus die historischen Familien alles Einflusses auf das Staatsleben beraubt hatte, hatten diese sich besonders dem municipalen Leben zugewendet und strebten nach

Bürgermeisters oder Stadtrathes; sie die Schulen, waren Mitglieder aller und traten immer und überall für Wohlstandes und für die Verschöne- ein. Auch Graf Carlo enthielt sich, als waren, jeder politischen Thätigkeit, war einer der beliebtesten und populärsten Stadt; die Armen holten sich bei ihm Trost Rath; ja er war sogar Mitglied der Miseri- Gesellschaft, deren Mitglieder auf ein ge- Glockenzeichen ohne Rangunterschied eine Kapuze über den Kopf werfen, die ihr Ge- vollständig bedeckt und blos die Augen frei lässt, zu dem Vereinsgebäude eilen, um Hilfe zu leisten, sich ein Unglück ereignet hat, um Kranke ins Krankenhaus zu tragen oder um Arme zu begraben. schöne Garten und das Warmhaus des Grafen waren berühmt; hier hielt er sich auf, wenn ihn die Armenangelegenheiten der Stadt nicht in Anspruch nahmen. Er lebte sehr zurückgezogen, uns aber be- suchte er sehr gerne.

VII.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass die Aristocratie, die in den zwanziger Jahren das Haupt- contingent zu den Carbonaris stellte, an der neuesten Bewegung beinahe gar nicht theilnahm. In Piemont, wo sich das parlamentarische Leben zuerst entwickelt hatte, liess sich dieselbe zwar in die Kammer wählen, schloss sich aber Mazzini und der revolutionären Partei nicht an; diese ergänzte sich vielmehr aus dem Volke, in Florenz war der hervorragendste Vertreter derselben der berühmte Bäcker Dolfi; er war der anerkannte Führer des Volkes und der Hauptfactor der Revolution im Jahre 1859.

Als Napoleon und Cavour übereingekommen waren, zur Befreiung Oberitaliens den Krieg gegen Oesterreich zu unternehmen, verdross es Cavour sehr, dass dabei das meiste den Fremden zu verdanken wäre, und er hätte es sehr gerne gesehen, wenn sich Italien in grösserem Masse betheiligt hätte. Da er den Liberalismus des Grossherzogs von Toscana kannte, gab er sich der Hoffnung hin, derselbe werde sich vielleicht dazu bewegen lassen, trotz der verwandtschaftlichen Bande, die ihn an Oesterreich knüpften, sich mit Sardinien und Frankreich zu verbünden, wofür er ihm das rechte Poufer in Aussicht gestellt hätte. In diesem Sinne unterhandelte er mit Baron Ricasoli, einem reichen toscanischen Aristocraten, der sich fast ausschliesslich mit der Verwaltung seiner Güter beschäftigte und in ganz Toscana als das Muster eines Landwirthes galt. Ricasoli förderte denn auch den Grossherzog auf, sich im Interesse seiner Familie und seines Landes der Politik Cavour's anzuschliessen. Der Grossherzog hörte ihm aufmerksam zu und sagte zum Schlusse, dass er Ricasoli's Ansichten würdige und seine Erfolge am Gebiete der Volkswirthschaft anerkenne, ihm aber den Rath gebe, das Gebiet, auf dem er bisher mit so vielem Glück gewirkt, nicht zu verlassen und sich nicht in die grosse Politik einzumengen, welche Baldasseroni, der Minister des Aeussern, leite und jedenfalls besser verstehe, als Ricasoli. Der stolze Baron verbeugte sich und ging, aber vom Palast Pitti nahm er seinen Weg direct in das Gewölbe Dolfi's, den er bisher nicht gekannt, von dem er aber wusste, dass er mit Mazzini in Verbindung stehe und dass ihm das Volk blindlings folge; er sagte ihm, dass er von nun an sein Anhänger sei und ihn nur um das eine bitte, die Bewegung so lange zurückzuhalten, bis er das Zeichen zum Aus-

bruche gebe; er versicherte ihn, dass er im Augenblick der Action gleichfalls hervortreten und alle Gefahren mit jenen theilen werde, die weniger zu verlieren hätten als er. Dolfi erklärte sich damit einverstanden und Ricasoli kehrte auf sein Gut zurück; als aber die französische Armee den Mont-Cenis überschritt, gab Ricasoli das Zeichen zum Beginn der Revolution in Florenz. Auf jenem Platze, der seither den Namen des Unabhängigkeitsplatzes führt, rotteten sich sämmtliche Arbeiter und Bürger von Florenz früh Morgens zusammen, brachten unter Dolfi's Führung Hochrufe auf Victor Emanuel, Cavour und die italienische Freiheit aus und verfluchten das österreichische Bündniss. Die Menge erwartete, dass das Militär erscheinen und sie angreifen werde, aber der Grossherzog nahm eine zuwartende Stellung ein, das Militär war in der Nähe der Residenz concentrirt und blos die öffentlichen Gebäude waren mit stärkeren Wachen besetzt als sonst. Dies währte mehrere Stunden, das Volk wurde endlich des Schreiens müde und hatte schon den ganzen Cigarrenvorrath der umliegenden Trafiken verraucht; da stellte Dolfi den Antrag, eine Deputation zum Grossherzog zu senden und an ihn die Forderung zu stellen, dass er sich Victor Emanuel und Napoleon anschliesse. Die Menge zog nun gegen den Palast Pitti, worauf der Grossherzog seinen Sohn auf das die Stadt beherrschende Fort Belvedere sandte, damit er einige Bomben unter das Volk schleudern lasse. Der commandirende Offizier meinte jedoch, Florenz sei keine Stadt, die man bombardieren könne, da sie so viele Kunstschätze aus der Vergangenheit berge, es wäre besser, Cavallerie gegen das Volk zu senden, dieselbe würde es leicht auseinanderjagen; aber kein Italiener sei im Stande, die herrlichen Denkmäler der Kunst der Gefahr eines Bombardements aus-

zusetzen. Sobald der Grossherzog vernahm, dass das Militär seine Befehle einer Kritik unterziehe, gab er seine Sache verloren, bestieg einen Wagen und fuhr zur Bahn; er nahm seinen Weg absichtlich durch jene Strassen, in denen das Volk am zahlreichsten versammelt war, damit es nicht glaube, dass er feige entfliehe. Die Menge grüsste ihn allenthalben und als er Dolfi bemerkte, rief er ihm zu: „Auf Wiedersehen.“ Dolfi machte eine tiefe Verbeugung und rief zurück: „Ersparen Sie sich diese Mühe, Hoheit.“ In der That eine höchst gemüthliche Revolution! Nachdem der Grossherzog und seine Familie Florenz verlassen hatten, wurde Ricasoli zum Dictator ausgerufen; er regierte Toscana mit Energie und Geschick, bis ihn Boncampagni, der von Cavour gesandte königliche Statthalter ablöste. Nachdem im Wege der Volksabstimmung Toscana dem Königreich Italien einverleibt worden war, kam Victor Emanuel nach Florenz. Am Tage nach seinem Einzuge sandte er seinen Flügeladjutanten mit dem Ritterkreuz des Mauritius-Lazarus-Ordens zu dem Bäcker. Dolfi war gerade in seinem Gewölbe, er wurde verlegen und bat den Adjutanten, das Kreuz dem Könige zurückzubringen; er wisse nicht, was er damit anfangen solle; er bleibe Bäcker und wolle nie und nimmer Ritter werden. Der Adjutant erwiederte, er müsse den Befehl des Königs erfüllen und könne den Orden nicht zurücknehmen, Dolfi möge dies alles dem König selbst sagen. Dolfi setzte sich in einen Fiaker und fuhr zum Palazzo Pitti, wo man ihn sofort zum König führte. Er sagte, dass ihn das Volk verspotten würde, wenn er Ritter würde, er habe nie nach derartigen Auszeichnungen gestrebt, er sei stets ein Volksmann gewesen und das wolle er bleiben. Victor Emanuel erwiederte, er habe durch die Verleihung des Ordens blos dem

Patriotismus Dolfi's Anerkennung zollen wollen, es würde ihn freuen, wenn er ihm auf irgend eine Weise eine Freude bereiten könnte, worauf Dolfi sagte: Das könnten Euer Majestät auch.

— Wie denn?

— Faccia l'Italia! (Machen Sie Italien.)

Dies stimmte den König weich, er reichte dem Bäcker die Hand, bot ihm eine Cigarre an, hiess ihn sich setzen und plauderte mit ihm auf das gemüthlichste.

VIII.

Gegenwärtig ist der bedeutendste Sohn der Stadt Florenz ohne Zweifel Ubaldino Peruzzi, seit dreissig Jahren bald Parlamentsmitglied, bald Minister, bald Bürgermeister von Florenz, bald der populärste, bald wieder der meistgehasste Mann seiner Vaterstadt. Die Familie Peruzzi spielte schon im Mittelalter eine Rolle in der Geschichte der Stadt Florenz; dem Wappen derselben, drei Birnen, begegnet man an verschiedenen Punkten der Stadt; die Firma Bardi & Peruzzi war im 14. Jahrhundert so berühmt, wie heutzutage das Haus Rothschild; sie liehen unter anderen auch dem schwarzen Prinzen, dem Sohne Eduard's III. bedeutende Summen; dieser abenteuerliche Held verpfändete ihnen auch jenen prachtvollen Rubin, den Peter der Grausame von einem maurischen König geraubt und später dem schwarzen Prinzen geschenkt hatte; heute prangt dieser Stein in der Krone von England. Der schwarze Prinz starb früher als sein Vater und seine Schulden blieben unbezahlt; in Folge dessen machte das Haus Bardi-Peruzzi Bankerott und sein Sturz rief die erste allgemeine Geldkrisis in Europa hervor.

Ubaldino Peruzzi schloss sich im italienischen Parlament Cavour an und vertrat als Führer der toscani-

schen Fraction im Verein mit der sogenannten Consorteria von Piemont die conservative Partei, welche lange Zeit die Herrschaft führte, Garibaldi und die Abgeordneten des Südens hasste und bestrebt war, der revolutionären italienischen Politik einen conservativen Anstrich zu geben. Diese Herren erwähnten zwar Rom stets als die zukünftige Hauptstadt Italiens, glaubten aber nicht daran, dass der König je dahin gelangen könne, weil sie in dem Gegensatz zwischen Krone und Tiara die grösste Gefahr für Italien sahen. Als dann die Residenz des Königs, der Sitz des Parlaments und der Regierung von Turin nach Florenz verlegt wurden, war Peruzzi der sicheren Ueberzeugung, dass es mindestens ein Menschenalter, wenn nicht länger dauern würde, bis der König und die Regierung nach Rom übersiedeln könnten und war nun in seiner Stellung als Bürgermeister eifrigst bestrebt, die Stadt ihrer neuen Würde entsprechend umzugestalten. Die alten Mauern wurden niedergerissen, neue Stadttheile erhoben sich, eine Wasserleitung wurde angelegt, die prächtigen Brunnen aus der Medicäerzeit wurden dadurch neu belebt und waren nicht mehr todte Denkmäler der Kunst vergangener Zeiten. Auf prachtvollen Säulen ruhte die neu errichtete Markthalle, deren Ornamente mit den Meisterwerken der Renaissance wetteiferten und damit Florenz alle anderen Hauptstädte an Schönheit übertreffe, legte Peruzzi die Via dei Colli an, jene herrliche Strasse, die sich vom rechten Arnoufer zwischen Villen und Gärten zur Kirche San Miniato hinaufschlängelt. Laut Beschluss der Stadtbehörde mussten längs dieses Weges alle Mauern niedergerissen und durch Eisengitter ersetzt werden; da jetzt die Gärten den Blicken des Publicums offen standen, waren die Besitzer derselben bestrebt einander durch Geschmack in der Anordnung

und durch Entfaltung grossen Reichthums an schönen Blumen zu übertreffen; so wurde Florenz unter Peruzzi's Leitung in der That zur schönsten Stadt Italiens. Dies alles kostete allerdings riesige Summen, aber die Hauptstädte concentriren ja stets die Kraft, den Reichthum und die Intelligenz des Landes; auch hier war man daher in der glücklichen Lage, den übernommenen Pflichten nachzukommen und die wachsende Steuerlast zu ertragen. Da brach unerwarteter Weise der deutsch-französische Krieg aus, Rom wurde in Folge dessen ohne Schwierigkeit von italienischen Truppen besetzt, Hof und Regierung übersiedelten in die Siebenhügelstadt und mit ihnen fast die Hälfte der Bewohner von Florenz; die Stadt war nunmehr nicht im Stande, die Zinsen der Anleihen zu bezahlen. Die Legislative verhinderte zwar einen völligen Zusammenbruch, aber die Lasten, welche die Bürger zu tragen hatten, blieben dennoch gross; die allgemeine Erbitterung wendete sich gegen Peruzzi, weil er als Bürgermeister die Stadt in Unternehmungen gestürtzt habe, die ihre Kräfte überstiegen. Selbst seine besten Freunde wendeten sich von ihm ab und seine Empfangssäle, welche die geistreiche Conversation seiner Frau zum Mittelpunkt der Florentiner Gesellschaft gemacht hatte, standen von nun an leer. Mit der Zeit werden die Verdienste Peruzzi's jedenfalls noch anerkannt werden, trotzdem die gegenwärtige Generation in ihm die Ursache der ungeheueren Verschuldung der Stadt sieht; man befürchtete sogar eine Zeit lang, dass die Fremden, die Florenz auch wegen der dort herrschenden Billigkeit sehr liebgewonnen hatten, Venedig und andere billige Städte aufsuchen würden. Es hat sich jedoch bald gezeigt, dass diese Befürchtungen übertrieben waren.

Die Fremden in Florenz.

I.

Eine halbe Stunde von Florenz liegt San Donato, eine wahre Perle der Umgebung dieser Stadt. Der alte Demidoff, ein reicher russischer Aristocrat hatte den dortigen Palast in der Zeit nach den französischen Kriegen erbaut, als er unter dem milden Himmel Italiens die Wiederherstellung seiner Gesundheit suchte. Er war Jahre hindurch der Wohlthäter der Armen in Florenz, er gründete Schulen und Waisenhäuser, stattete arme Bräute aus und unterstützte die Dürftigen; er war der populärste Fremde in Oberitalien; der Grossherzog verlieh ihm den Titel eines Herzogs von San Donato, die Stadt errichtete ihm in neuerer Zeit ein Monument. Sein Sohn, Anatole gewann Italien so sehr lieb, dass es seine zweite Heimath wurde, in welcher er den grösseren Theil seines Lebens zubrachte. Er vergass aber trotzdem nie, was er seinem Vaterlande schuldig sei und hatte z. B. schon während seiner Minderjährigkeit die Summe von einer Million Rubel zur Stiftung einer Erziehungsanstalt für adelige Jünglinge in Petersburg verwendet. Eine Zeit hindurch war er bei der russischen Gesandtschaft in Paris in Verwendung. Da ihm das russische Klima und die Petersburger Verhältnisse nicht zusagten, hielt er sich im Auslande auf, aber die russische Bureaukratie citirte ihn öfters nach Petersburg; ein neuer Pass und die Erlaubniss zum

heit nationalen Feste, alle Provinzen waren vertreten und der Festzug zur Kirche Sante Croce und von da zum Geburtshaus Dante's war eines der grossartigsten Schauspiele, die ich je gesehen. Ich nahm an demselben gleichfalls gern Theil in goldverziertem ungarischen Galakleide, denn beim Feste, das man dem Andenken des berühmten Verbannten veranstaltete, durfte der in die Verbannung getriebene Ungar, dem Italien eine Freistätte gewährt hatte, nicht fehlen. Unwillkürlich gedachte ich jener Verse des gefeierten Dichters, in denen er ausruft:

„O beata Ungheria, se non si lascia
Piu malmenare."

Das Dantefest währte mehrere Tage; den Gästen zu Ehren gab man Galavorstellungen im Theater, Bälle und Soiréen, blos für den Sonnabend war nichts vorgesehen; die Florentiner Aristocratie, die wegen ihrer an Geiz grenzenden Sparsamkeit bekannt ist, blieb fern von der Stadt, um nicht zu ungewohnter Gastfreundschaft gezwungen zu sein. Wir theilten daher unseren Bekannten mit, dass wir nicht nur sie, sondern auch ihre Gäste mit Freuden bei uns sehen würden. Wir öffneten alle unsere Säle und beleuchteten den oberen Theil des Gartens, der im herrlichsten Rosenschmucke prangte; aber auch unsere Freunde thaten unaufgefordert Alles, um das Fest je genussreicher zu gestalten. Als sich Jemand aus unserer Bekanntschaft anschickte, Klavier zu spielen, baten uns die berühmten Schwestern Marchisi, ihnen den Vortrag einiger Lieder zu gestatten. Die schöne und geistreiche italienische Dichterin, Signora Erminia Fusinato, trug ihr für diese Gelegenheit verfasstes herrliches Gedicht über Gemma Donati, die Frau Dante's vor; hierauf fragte Rossi

meine Frau, ob es uns recht wäre, wenn er einen Gesang aus Dantes Werk recitiren würde; er declamirte die Episode Sordello aus dem Purgatorio. Nach diesen entzückenden Ueberraschungen winkte ich Salvini, mit dem wir länger befreundet waren als mit Rossi, und sagte ihm, er solle doch nicht ruhig zusehen, wie ihm sein jüngerer Rivale den Lorbeer streitig mache; hierauf declamirte er Francesca di Rimini aus dem Inferno. Die ganze Gesellschaft war voll des Entzückens. Auch der edelste Wein Ungarns, der Tokayer, fehlte nicht bei diesem Feste. Jetzt noch treffe ich häufig mit Italienern zusammen, die gestehen, dass ihnen jener genussreiche Abend unvergesslich sei.

VI.

Am Fusse des Gartens der Villa Petrovich am Ufer des Arno steht der grosse Palast Torrigiani, mit einer nicht unbedeutenden Privat-Gemäldegallerie; in derselben studirte ich mit vielem Genusse eine sehr schöne Replik der Grablegung von Tizian und eine grosse Cassone von Filippino Lippi. Die Cassonen sind grosse Holztruhen, in denen in früheren Zeiten die Ausstattung der Bräute, ihr Schmuck, ihre Kleider u. s. w. untergebracht wurden; die Aussenwände derselben waren häufig von den grössten Künstlern mit Malereien geschmückt, denn die Cassonen sollten zugleich als Zierde des Zimmers dienen. In dem oben erwähnten Palaste wohnte unser edler Freund Graf Carlo Torrigiani, der jüngere Bruder des Familienhauptes; er war durch und durch ein italienischer Aristocrat. Seitdem der Absolutismus die historischen Familien alles Einflusses auf das Staatsleben beraubt hatte, hatten diese sich besonders dem municipalen Leben zugewendet und strebten nach

der Stellung eines Bürgermeisters oder Stadtrathes; sie kümmerten sich um die Schulen, waren Mitglieder aller Wohlthätigkeitsvereine und traten immer und überall für die Hebung des Wohlstandes und für die Verschönerung der Stadt ein. Auch Graf Carlo enthielt sich, als wir in Florenz waren, jeder politischen Thätigkeit, war aber trotzdem einer der beliebtesten und populärsten Männer der Stadt; die Armen holten sich bei ihm Trost und guten Rath; ja er war sogar Mitglied der Misericordia, einer Gesellschaft, deren Mitglieder auf ein gegebenes Glockenzeichen ohne Rangunterschied eine schwarze Kapuze über den Kopf werfen, die ihr Gesicht vollständig bedeckt und blos die Augen frei lässt, und zu dem Vereinsgebäude eilen, um Hilfe zu leisten, wenn sich ein Unglück ereignet hat, um Kranke ins Krankenhaus zu tragen oder um Arme zu begraben. Der schöne Garten und das Warmhaus des Grafen waren berühmt; hier hielt er sich auf, wenn ihn die Armenangelegenheiten der Stadt nicht in Anspruch nahmen. Er lebte sehr zurückgezogen, uns aber besuchte er sehr gerne.

VII.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass die Aristocratie, die in den zwanziger Jahren das Hauptcontingent zu den Carbonaris stellte, an der neuesten Bewegung beinahe gar nicht theilnahm. In Piemont, wo sich das parlamentarische Leben zuerst entwickelt hatte, liess sich dieselbe zwar in die Kammer wählen, schloss sich aber Mazzini und der revolutionären Partei nicht an; diese ergänzte sich vielmehr aus dem Volke, in Florenz war der hervorragendste Vertreter derselben der berühmte Bäcker Dolfi; er war der anerkannte Führer des Volkes und der Hauptfactor der Revolution im Jahre 1859.

Als Napoleon und Cavour übereingekommen waren, zur Befreiung Oberitaliens den Krieg gegen Oesterreich zu unternehmen, verdross es Cavour sehr, dass dabei das meiste den Fremden zu verdanken wäre, und er hätte es sehr gerne gesehen, wenn sich Italien in grösserem Masse betheiligt hätte. Da er den Liberalismus des Grossherzogs von Toscana kannte, gab er sich der Hoffnung hin, derselbe werde sich vielleicht dazu bewegen lassen, trotz der verwandtschaftlichen Bande, die ihn an Oesterreich knüpften, sich mit Sardinien und Frankreich zu verbünden, wofür er ihm das rechte Poufer in Aussicht gestellt hätte. In diesem Sinne unterhandelte er mit Baron Ricasoli, einem reichen toscanischen Aristocraten, der sich fast ausschliesslich mit der Verwaltung seiner Güter beschäftigte und in ganz Toscana als das Muster eines Landwirthes galt. Ricasoli forderte denn auch den Grossherzog auf, sich im Interesse seiner Familie und seines Landes der Politik Cavour's anzuschliessen. Der Grossherzog hörte ihm aufmerksam zu und sagte zum Schlusse, dass er Ricasoli's Ansichten würdige und seine Erfolge am Gebiete der Volkswirthschaft anerkenne, ihm aber den Rath gebe, das Gebiet, auf dem er bisher mit so vielem Glück gewirkt, nicht zu verlassen und sich nicht in die grosse Politik einzumengen, welche Baldasseroni, der Minister des Aeussern, leite und jedenfalls besser verstehe, als Ricasoli. Der stolze Baron verbeugte sich und ging, aber vom Palast Pitti nahm er seinen Weg direct in das Gewölbe Dolfi's, den er bisher nicht gekannt, von dem er aber wusste, dass er mit Mazzini in Verbindung stehe und dass ihm das Volk blindlings folge; er sagte ihm, dass er von nun an sein Anhänger sei und ihn nur um das eine bitte, die Bewegung so lange zurückzuhalten, bis er das Zeichen zum Aus-

bruche gebe; er versicherte ihn, dass er im Augenblick der Action gleichfalls hervortreten und alle Gefahren mit jenen theilen werde, die weniger zu verlieren hätten als er. Dolfi erklärte sich damit einverstanden und Ricasoli kehrte auf sein Gut zurück; als aber die französische Armee den Mont-Cenis überschritt, gab Ricasoli das Zeichen zum Beginn der Revolution in Florenz. Auf jenem Platze, der seither den Namen des Unabhängigkeitsplatzes führt, rotteten sich sämmtliche Arbeiter und Bürger von Florenz früh Morgens zusammen, brachten unter Dolfi's Führung Hochrufe auf Victor Emanuel, Cavour und die italienische Freiheit aus und verfluchten das österreichische Bündniss. Die Menge erwartete, dass das Militär erscheinen und sie angreifen werde, aber der Grossherzog nahm eine zuwartende Stellung ein, das Militär war in der Nähe der Residenz concentrirt und blos die öffentlichen Gebäude waren mit stärkeren Wachen besetzt als sonst. Dies währte mehrere Stunden, das Volk wurde endlich des Schreiens müde und hatte schon den ganzen Cigarrenvorrath der umliegenden Trafiken verraucht; da stellte Dolfi den Antrag, eine Deputation zum Grossherzog zu senden und an ihn die Forderung zu stellen, dass er sich Victor Emanuel und Napoleon anschliesse. Die Menge zog nun gegen den Palast Pitti, worauf der Grossherzog seinen Sohn auf das die Stadt beherrschende Fort Belvedere sandte, damit er einige Bomben unter das Volk schleudern lasse. Der commandirende Offizier meinte jedoch, Florenz sei keine Stadt, die man bombardieren könne, da sie so viele Kunstschätze aus der Vergangenheit berge, es wäre besser, Cavallerie gegen das Volk zu senden, dieselbe würde es leicht auseinanderjagen; aber kein Italiener sei im Stande, die herrlichen Denkmäler der Kunst der Gefahr eines Bombardements aus-

zusetzen. Sobald der Grossherzog vernahm, dass das Militär seine Befehle einer Kritik unterziehe, gab er seine Sache verloren, bestieg einen Wagen und fuhr zur Bahn; er nahm seinen Weg absichtlich durch jene Strassen, in denen das Volk am zahlreichsten versammelt war, damit es nicht glaube, dass er feige entfliehe. Die Menge grüsste ihn allenthalben und als er Dolfi bemerkte, rief er ihm zu: „Auf Wiedersehen.“ Dolfi machte eine tiefe Verbeugung und rief zurück: „Ersparen Sie sich diese Mühe, Hoheit.“ In der That eine höchst gemüthliche Revolution! Nachdem der Grossherzog und seine Familie Florenz verlassen hatten, wurde Ricasoli zum Dictator ausgerufen; er regierte Toscana mit Energie und Geschick, bis ihn Boncampagni, der von Cavour gesandte königliche Statthalter ablöste. Nachdem im Wege der Volksabstimmung Toscana dem Königreich Italien einverleibt worden war, kam Victor Emanuel nach Florenz. Am Tage nach seinem Einzuge sandte er seinen Flügeladjutanten mit dem Ritterkreuz des Mauritius-Lazarus-Ordens zu dem Bäcker. Dolfi war gerade in seinem Gewölbe, er wurde verlegen und bat den Adjutanten, das Kreuz dem Könige zurückzubringen; er wisse nicht, was er damit anfangen solle; er bleibe Bäcker und wolle nie und nimmer Ritter werden. Der Adjutant erwiederte, er müsse den Befehl des Königs erfüllen und könne den Orden nicht zurücknehmen, Dolfi möge dies alles dem König selbst sagen. Dolfi setzte sich in einen Fiaker und fuhr zum Palazzo Pitti, wo man ihn sofort zum König führte. Er sagte, dass ihn das Volk verspotten würde, wenn er Ritter würde, er habe nie nach derartigen Auszeichnungen gestrebt, er sei stets ein Volksmann gewesen und das wolle er bleiben. Victor Emanuel erwiederte, er habe durch die Verleihung des Ordens blos dem

Patriotismus Dolfi's Anerkennung zollen wollen, es würde ihn freuen, wenn er ihm auf irgend eine Weise eine Freude bereiten könnte; worauf Dolfi sagte: Das könnten Euer Majestät auch.

— Wie denn?

— Faccia l'Italia! (Machen Sie Italien.)

Dies stimmte den König weich, er reichte dem Bäcker die Hand, bot ihm eine Cigarre an, hiess ihn sich setzen und plauderte mit ihm auf das gemüthlichste.

VIII.

Gegenwärtig ist der bedeutendste Sohn der Stadt Florenz ohne Zweifel Ubaldino Peruzzi, seit dreissig Jahren bald Parlamentsmitglied, bald Minister, bald Bürgermeister von Florenz, bald der populärste, bald wieder der meistgehasste Mann seiner Vaterstadt. Die Familie Peruzzi spielte schon im Mittelalter eine Rolle in der Geschichte der Stadt Florenz; dem Wappen derselben, drei Birnen, begegnet man an verschiedenen Punkten der Stadt; die Firma Bardi & Peruzzi war im 14. Jahrhundert so berühmt, wie heutzutage das Haus Rothschild; sie liehen unter anderen auch dem schwarzen Prinzen, dem Sohne Eduard's III. bedeutende Summen; dieser abenteuerliche Held verpfändete ihnen auch jenen prachtvollen Rubin, den Peter der Grausame von einem maurischen König geraubt und später dem schwarzen Prinzen geschenkt hatte; heute prangt dieser Stein in der Krone von England. Der schwarze Prinz starb früher als sein Vater und seine Schulden blieben unbezahlt; in Folge dessen machte das Haus Bardi-Peruzzi Bankerott und sein Sturz rief die erste allgemeine Geldkrisis in Europa hervor.

Ubaldino Peruzzi schloss sich im italienischen Parlament Cavour an und vertrat als Führer der toscani-

schen Fraction im Verein mit der sogenannten Consorteria von Piemont die conservative Partei, welche lange Zeit die Herrschaft führte, Garibaldi und die Abgeordneten des Südens hasste und bestrebt war, der revolutionären italienischen Politik einen conservativen Anstrich zu geben. Diese Herren erwähnten zwar Rom stets als die zukünftige Hauptstadt Italiens, glaubten aber nicht daran, dass der König je dahin gelangen könne, weil sie in dem Gegensatz zwischen Krone und Tiara die grösste Gefahr für Italien sahen. Als dann die Residenz des Königs, der Sitz des Parlaments und der Regierung von Turin nach Florenz verlegt wurden, war Peruzzi der sicheren Ueberzeugung, dass es mindestens ein Menschenalter, wenn nicht länger dauern würde, bis der König und die Regierung nach Rom übersiedeln könnten und war nun in seiner Stellung als Bürgermeister eifrigst bestrebt, die Stadt ihrer neuen Würde entsprechend umzugestalten. Die alten Mauern wurden niedergerissen, neue Stadttheile erhoben sich, eine Wasserleitung wurde angelegt, die prächtigen Brunnen aus der Medicäerzeit wurden dadurch neu belebt und waren nicht mehr todte Denkmäler der Kunst vergangener Zeiten. Auf prachtvollen Säulen ruhte die neu errichtete Markthalle, deren Ornamente mit den Meisterwerken der Renaissance wetteiferten und damit Florenz alle anderen Hauptstädte an Schönheit übertreffe, legte Peruzzi die Via dei Colli an, jene herrliche Strasse, die sich vom rechten Arnoufer zwischen Villen und Gärten zur Kirche San Miniato hinaufschlängelt. Laut Beschluss der Stadtbehörde mussten längs dieses Weges alle Mauern niedergerissen und durch Eisengitter ersetzt werden; da jetzt die Gärten den Blicken des Publicums offen standen, waren die Besitzer derselben bestrebt einander durch Geschmack in der Anordnung

und durch Entfaltung grossen Reichthums an schönen Blumen zu übertreffen; so wurde Florenz unter Peruzzi's Leitung in der That zur schönsten Stadt Italiens. Dies alles kostete allerdings riesige Summen, aber die Hauptstädte concentriren ja stets die Kraft, den Reichthum und die Intelligenz des Landes; auch hier war man daher in der glücklichen Lage, den übernommenen Pflichten nachzukommen und die wachsende Steuerlast zu ertragen. Da brach unerwarteter Weise der deutsch-französische Krieg aus, Rom wurde in Folge dessen ohne Schwierigkeit von italienischen Truppen besetzt, Hof und Regierung übersiedelten in die Siebenhügelstadt und mit ihnen fast die Hälfte der Bewohner von Florenz; die Stadt war nunmehr nicht im Stande, die Zinsen der Anleihen zu bezahlen. Die Legislative verhinderte zwar einen völligen Zusammenbruch, aber die Lasten, welche die Bürger zu tragen hatten, blieben dennoch gross; die allgemeine Erbitterung wendete sich gegen Peruzzi, weil er als Bürgermeister die Stadt in Unternehmungen gestürtzt habe, die ihre Kräfte überstiegen. Selbst seine besten Freunde wendeten sich von ihm ab und seine Empfangssäle, welche die geistreiche Conversation seiner Frau zum Mittelpunkt der Florentiner Gesellschaft gemacht hatte, standen von nun an leer. Mit der Zeit werden die Verdienste Peruzzi's jedenfalls noch anerkannt werden, trotzdem die gegenwärtige Generation in ihm die Ursache der ungeheueren Verschuldung der Stadt sieht; man befürchtete sogar eine Zeit lang, dass die Fremden, die Florenz auch wegen der dort herrschenden Billigkeit sehr liebgewonnen hatten, Venedig und andere billige Städte aufsuchen würden. Es hat sich jedoch bald gezeigt, dass diese Befürchtungen übertrieben waren.

Die Fremden in Florenz.

I.

Eine halbe Stunde von Florenz liegt San Donato, eine wahre Perle der Umgebung dieser Stadt. Der alte Demidoff, ein reicher russischer Aristocrat hatte den dortigen Palast in der Zeit nach den französischen Kriegen erbaut, als er unter dem milden Himmel Italiens die Wiederherstellung seiner Gesundheit suchte. Er war Jahre hindurch der Wohlthäter der Armen in Florenz, er gründete Schulen und Waisenhäuser, stattete arme Bräute aus und unterstützte die Dürftigen; er war der populärste Fremde in Oberitalien; der Grossherzog verlieh ihm den Titel eines Herzogs von San Donato, die Stadt errichtete ihm in neuerer Zeit ein Monument. Sein Sohn, Anatole gewann Italien so sehr lieb, dass es seine zweite Heimath wurde, in welcher er den grösseren Theil seines Lebens zubrachte. Er vergass aber trotzdem nie, was er seinem Vaterlande schuldig sei und hatte z. B. schon während seiner Minderjährigkeit die Summe von einer Million Rubel zur Stiftung einer Erziehungsanstalt für adelige Jünglinge in Petersburg verwendet. Eine Zeit hindurch war er bei der russischen Gesandtschaft in Paris in Verwendung. Da ihm das russische Klima und die Petersburger Verhältnisse nicht zusagten, hielt er sich im Auslande auf, aber die russische Bureaukratie citirte ihn öfters nach Petersburg; ein neuer Pass und die Erlaubniss zum

Aufenthalt im Ausland kosteten ihm gewöhnlich 50—60,000 Rubel.

Anatole verwandelte San Donato in ein Feenschloss. Ein Theil des Parkes wurde zu einem Thiergarten umgestaltet, in welchem Strausse Junge ausbrüteten, die ersten in Europa; für seine Warmhäuser kaufte er die weltberühmten Pflanzen des verstorbenen Königs von Holland. Alte holländische und italienische Meister schmückten die Säle von San Donato, die mit Kunstschätzen aller Art angefüllt waren, als: alte Kameen, Emails von Florenz und Limoges, kostbare Schmuckgegenstände und herrliche Waffen. Für moderne Sculptur liess er eine besondere Galerie erbauen, in der Capelle prangte das Meisterwerk Carlo Crivelli's als Altarbild. Der Herzog besass auch auf der Insel Elba ein Schloss, in dem er Napoleon-Reliquien sammelte; die Verherrlichung Napoleon I. war seit Louis Philipp Mode geworden und die damalige Jugend schwärmte im Uebermass für den gewaltigen Corsen. Unter dem Einflusse dieser Zeitrichtung hatte Anatole Mathilde, die Tochter Jerôme's, des ehemaligen Königs von Westphalen zur Frau genommen. Er brachte sie auch nach San Donato; aber die Ehe gehörte nicht zu den glücklichen, denn oft genug entflammte ihn Eifersucht und gewann die russische Rohheit Gewalt über ihn. Einmal liess er sich sogar zu Thätlichkeiten hinreissen, das vergass ihm die Herzogin niemals, und als Kaiser Nicolaus nach Florenz kam, theilte die Herzogin diesem ihre Klagen brieflich mit; der Kaiser kündigte hierauf dem Herzog seinen Besuch an, dieser erwartete den Kaiser an der Grenze seiner Besitzung und begleitete ihn bis an die Stiege, wo die Herzogin seiner harrte; der Kaiser befahl dem Herzog, zurückzubleiben.

Als der Kaiser zurückkehrte, kündigte er dem Herzog an, dass seine Ehe gelöst sei, dass die Herzogin nach Paris reisen und ihre Pretiosen mitnehmen werde, ferner dass ihr der Herzog eine jährliche Rente von 300,000 Francs zu zahlen habe. Des Kaisers Befehl duldet keinen Widerspruch; Demidoff verbeugte sich und vollzog, was ihm der Kaiser aufgetragen.

Als wir nach Florenz kamen, war die Glanzzeit von San Donato schon vorüber; der Herzog wohnte meistens in Paris und kam selten nach San Donato; seinen Thiergarten hatte er der Stadt Florenz, seine niederländischen Bilder einer französischen Schauspielerin geschenkt. Aber sein Palast enthielt noch immer viele Kunstschätze, die ich häufig zum Gegenstand meines Studiums machte. Als die Herzogin von Leuchtenberg, die älteste Tochter des Kaisers Nicolaus, einen Winter in Toscana zubringen wollte, stellte ihr Demidoff San Donato, später seinen anderen Palast, Quarto, zur Verfügung; da sie jedesmal zugleich sein Gast war, kostete ihn jeder dieser Besuche beiläufig 100,000 Francs. Heute ist San Donato ganz vernachlässigt.

II.

In England, insbesondere auf der Insel Wight waren wir mit Alexander Herzen, dem berühmten russischen Agitator bekannt geworden; sein Sohn war Assistent des Professors Schiff am physiologischen Institut in Florenz, auch seine Töchter verbrachten den Winter gewöhnlich in Florenz. Durch diese Familie wurden wir mit vielen Russen, nicht nur mit Emigranten, sondern auch mit Touristen bekannt, die ihre emigrirten Landsleute besuchten.

Die bedeutendste Persönlichkeit unter den russischen

Emigranten war jedenfalls Michael Bakunin, der Vater des Nihilismus. Er war als junger Mensch nach Berlin gegangen, um Hegel's Philosophie zu studieren. Seine schöne Männlichkeit erregte allgemeines Aufsehen, er aber kümmerte sich nicht viel um die Gesellschaft, die ihm offen stand, da er mit Muravieff und anderen hervorragenden russischen Familien verwandt war; er nahm das Studium Hegel's sehr ernst, aber die Lehren desselben erlitten in dem russischen Kopfe manche sonderbare Umwandlungen; als er nach Paris kam, warf er sich mit glühender Leidenschaft der Revolution in die Arme. Nach den Februartagen wurde er der commis voyageur der Revolution; er nahm Theil an der Befreiung Miroszlavszky's in Berlin, an dem Slavencongress in Prag, auf dem die Vertreter der verschiedenen slavischen Nationalitäten deutsch sprechen mussten, um sich verständigen zu können, er nahm ferner Theil an der Dresdener Revolution, die durch preussisches Militär unterdrückt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde Bakunin verhaftet und der sächsischen Behörde übergeben. Das sächsische Gericht verurtheilte ihn zum Tode, lieferte ihn aber über Reclamirung von Seiten Oesterreichs an die österreichischen Behörden aus. Hier wurde er abermals zum Tode verurtheilt und dann an Russland ausgeliefert; hier ersparte man ihm die Komödie eines Prozesses und steckte ihn sofort in die Kasematten von Kronstadt. Man gab ihm daselbst nicht irgend einen gemeinen Verbrecher zum Genossen, sondern liess ihn allein; dieses Alleinsein, meinte Bakunin, sei, wenn es nicht allzulange dauere, für einen gebildeten Menschen keine grosse Strafe. Nach anderthalb Jahren wurden ihm die Ketten abgenommen, dann wurde er unter gehöriger Bewachung mit noch beiläufig dreihundert

anderen nach Sibirien transportirt. Sie mussten die Reise zu Fuss zurücklegen; in den Dörfern, durch die sie wanderten, reichten ihnen die Bauern Lebensmittel, denn diese betrachten es als eine religiöse Pflicht, die Gefangenen zu speisen. Nach halbjährigem Marsch gelangten sie nach Irkutzk. Hier meldete man ihn beim Gouverneur, der an Bakunin zu dessen grösster Ueberraschung sogleich die Frage richtete, ob er in die Dienste der Regierung treten wolle. Diese Anfrage war ganz natürlich. Die höheren Beamten beziehen nämlich in Sibirien glänzenden Gehalt, weshalb sich auch immer Russen genug finden, die derartige Aemter anstreben; aber für die minderen Stellen findet man sehr selten Leute, die von Russland nach Irkutzk gingen. Wenn sich daher unter den Verbannten ein gebildeter Mensch findet, gibt man ihm sehr gern in den Kanzleien Beschäftigung, umsomehr, als man ihn fortwährend beaufsichtigen kann. Bakunin wurde also Schreiber beim Gouvernement und war bald so beliebt, dass man keine Einwendungen dagegen erhob, wenn er in seinen freien Stunden in der Stadt Besuche machte. Bakunin wurde auf diese Weise auch mit einem polnischen Kaufmann bekannt; dieser hatte in Warschau an einer Verschwörung theilgenommen; als er aber bemerkt hatte, dass die Regierung der Sache auf der Spur sei, hatte er, bevor noch ein Verdacht auf ihn gefallen wäre, um die Erlaubniss zur Uebersiedlung nach Irkutzk gebeten; auf diese Weise hatte er sein Vermögen vor der Confiscation gerettet und durfte bequem und auf eigene Kosten nach Sibirien reisen. Sein Geschäft hob sich in kurzer Zeit zusehends. Die Tochter dieses Polen war ausserordentlich schön, Bakunin verliebte sich in dieselbe und nahm sie zur Frau. Die dortige Behörde hob die über

ihn verhängte Polizeiaufsicht nun gänzlich auf, denn sie war überzeugt, dass er an Flucht nun nicht mehr denke; ja sie gestattete ihm sogar im Auftrage der Kaufleute von Irkutzk an die chinesische Grenze zu reisen, um zu erforschen, ob die dortigen Gegenden einer weiteren Ausbreitung des Handels günstig wären. Man war mit seinem Berichte höchst zufrieden und ertheilte ihm daher die Erlaubniss, die Eröffnung einer neuen Verkehrslinie mit dem neuerworbenen Amurgebiet, dem Wasserweg auf dem Flusse Amur selbst, zu versuchen. Bakunin gelangte glücklich nach Nikolajewsk an der Mündung des Amur. Er verbrachte unter fremdem Namen einige Tage in der Stadt, da erfuhr er, dass man die Ankunft des Gouverneurs dieser Provinz, des Generals Muravieff erwarte. Im Hafen lag ein amerikanisches Schiff vor Anker, Bakunin besichtigte dasselbe und als er vernahm, dass es am folgenden Tage in die See steche, gab er sich dem Kapitän zu erkennen und bat ihn, ihn nach Californien mitzunehmen. Der Amerikaner erklärte sich dazu bereit und lichtete der grösseren Sicherheit halber noch in derselben Nacht die Anker. Als Muravieff zwei Tage später in der Stadt ankam, fand er zu seiner Ueberraschung viel jüngere Nachrichten aus Irkutzk vor, als jene waren, die er auf dem gewöhnlichen Wege erhalten. Man klärte ihn die Sache auf, indem man ihm erzählte, dass ein Agent sibirischer Kaufleute aus Irkutzk gekommen, aber seit zwei Tagen wieder, wie es scheine, zugleich mit dem amerikanischen Schiffe verschwunden sei. Als man diesen Agenten als einen schönen, ausserordentlich hohen und breitschulterigen, intelligenten und hochgebildeten Mann beschrieb, erkannte Muravieff, dass hier von seinem Neffen Bakunin die Rede sei und meldete daher

dessen Flucht nach Petersburg. Bakunin reiste von San Francisco über Panama nach New-York und von dort nach London, wo er eine Zeit lang für Herzen's „Kolokol" schrieb. Aber die Ansichten der beiden Revolutionäre wichen wesentlich von einander ab, denn Bakunin hatte schon damals mit aller und jeder historischen Tradition gebrochen und verkündete die Lehre: der grösste Feind der Gegenwart sei die Vergangenheit; wenn man daher die Gesellschaft auf neuer Grundlage herstellen und sie von ihren alten Vorurtheilen heilen wolle, müsse man alle Bücher verbrennen, alle Bilder zerreissen, alle Statuen zertrümmern, die uns an die Vergangenheit erinnern.

Bakunin's Verwandte setzten es durch, dass seiner Frau gestattet wurde, sich zu ihm ins Ausland zu begeben. Aber unter welchen Bedingungen! Ihr Gepäck musste sie der Polizei übergeben, welche dasselbe direct nach Brüssel sandte; sie selbst durfte nur eine kleine Reisetasche mit sich nehmen; Polizeibeamte begleiteten sie während der ganzen Reise, sowohl im Wagen, als auch im Eisenbahncoupé, um zu verhindern, dass sie mit irgend Jemand ein Gespräch anknüpfe; dies ging so fort bis zur preussischen Grenze. Aber auch hier durfte sie nicht rasten, denn es war ihr blos die Durchreise gestattet worden; sie kam, obgleich es schon Mai war, in Pelzkleidern in Brüssel an; denn als sie Irkutzk verliess, war es dort noch Winter und während der Reise war es ihr unmöglich gemacht worden, sich umzukleiden. Bakunin und dessen wunderschöne Frau hielten sich eine Zeit lang in der Schweiz auf, später übersiedelten sie nach Florenz, wo sie häufig unsere Gäste waren. Seine mächtige Gestalt, sein herrischer Blick, seine auffallenden Gesichtszüge lenkten die Aufmerksamkeit

Aller auf sich; seine Art zu urtheilen war geistreich, oft einschneidend, er traf aber häufig das Rechte; seine Lehren, die Jedermann für Uebertreibungen hielt, hörten wir ihrer Originalität halber gern an, aber Jünger hat Bakunin in Italien niemals gefunden.

III.

Durch Bakunin wurden wir mit mehreren Russen bekannt; diese erzählten uns einige interessante Daten über Kaiser Nicolaus, die ich noch nirgends gelesen habe. So z. B. dass sich der Kaiser für einen grossen Feldherrn hielt und bei Gelegenheit der Manöver von Vosnosensk das Obercommando übernahm. Die den Feind formirenden Truppen führte Fürst Woronzoff, der Gouverneur von Südrussland. Der Kaiser liess den ganzen Plan unter seiner persönlichen Leitung und nach seinen eigenen Ansichten durch den Generalstab ausarbeiten und übersandte dann die entsprechenden Befehle dem Fürsten Woronzoff; dieser bemerkte sogleich, dass man im Hauptquartier auf eine seiner Abtheilungen gänzlich vergessen und dieselbe ausser aller Berechnung gelassen habe; er benützte diesen Umstand und als der Zar Abends als Sieger in ein kleines Städtchen einzog, sah er sich plötzlich am Hauptplatze von einer Abtheilung umringt und Fürst Woronzoff, der an der Spitze derselben stand, empfing ihn mit den Worten: „Ew. Majestät sind mein Gefangener"; er entschuldigte seine Kühnheit als Folge eines Irrthums des Generalstabs und überreichte seinen eigenen Säbel dem Zaren. Dieser sah um sich, lächelte, gab dem General den Säbel zurück, belobte ihn und lud ihn zur Hoftafel. Als aber Woronzoff von der Hoftafel in seine Wohnung zurückkehrte, fand er eine Cabinets-

ordre vor, die ihn aus Gesundheitsrücksichten seiner Stellung als Gouverneur enthob, ihm einen zweijährigen Urlaub gewährte und die Voraussetzung aussprach, dass er denselben sofort antreten werde, um in ausländischen Bädern seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen.

General Jermoloff war eine Zeit lang ein Liebling des Zaren Nicolaus, was ihn dazu verleitete, freimüthiger zu sprechen, als es am russischen Hofe Sitte ist. Bei einer Gelegenheit war der Zar ganz besonders mit ihm zufrieden und sagte daher, er wolle ihn zum Fürsten ernennen; Jermoloff bat ihn, dies nicht zu thun, denn schon sein Urahne hätte ja Fürst werden können, wenn er statt im Winter, im Sommer nach Petersburg gekommen wäre.

— Wie so? fragte der Zar.

— Nun zu Zeiten Peter's des Grossen und auch später noch war es Sitte, jeden asiatischen Räuberhäuptling, der in die Hauptstadt kam, um dem Zaren die Unterwerfung seines Stammes anzuzeigen, zwischen dem Fürstentitel und einem Zobelpelz wählen zu lassen. Die Ahnen jener Herren — dabei deutete er auf die Höflinge — wählten den Fürstentitel, mein Ahne aber fror und bat um einen Pelz; wenn mir übrigens Ew. Majestät eine Gnade erweisen wollen, so ernennen Sie mich nicht zum Herzog, sondern zum Deutschen.

Der Zar, der die wichtigsten und verantwortungsvollsten Aemter Deutschen zu verleihen pflegte, fühlte sich getroffen und wendete sich von Jermoloff ab; es dauerte lange Jahre, bis er ihn wieder in Gnaden aufnahm.

Eine Verwandte Bakunin's nahm der italienische Professor De Gubernatis zur Frau; die Sanscrit-Studien desselben fanden auch bei den Engländern Anerkennung.

Als Versuch, die Grundsätze Bakunin's zu verwirklichen, gründete er eine Buchdruckerei auf socialistischer Grundlage; sämmtliche Arbeiter bis hinab zum Laufburschen waren Theilnehmer an dem Unternehmen; aber die italienischen Arbeiter waren noch nicht reif für den Socialismus: als Theilnehmer wollten sie nicht mehr gehorchen, da sie wussten, dass man sie nicht davonjagen könne und so ging denn das ganze Unternehmen auch bald in die Brüche. De Gubernatis war Democrat durch und durch, ich war daher nicht wenig überrascht, als ich im vorigen Jahre vernahm, er habe um die Reactivirung des Grafentitels einer ausgestorbenen Linie seiner Familie für seine Person beim König nachgesucht und dieselbe auch bewilligt erhalten. Nicht nur bei uns, auch anderswo verwandeln sich in der Wolle gefärbte Democraten in Höflinge.

IV.

Auf der Berglehne, an welcher sich die Strasse von Bologna herabschlängelt, befindet sich eine Anzahl von Villen, die Aussicht von hier auf Florenz ist weltberühmt. Die am höchsten gelegene Villa war Eigenthum unseres Freundes Sabathier. Er war ein echter Südfranzose, hatte sich in den vierziger Jahren in die berühmte Sängerin Unger, die damals durch ihren Gesang und durch ihr Spiel alle Welt entzückte, verliebt und sie geheirathet, obgleich er bedeutend jünger war als die liebliche Sängerin. Frau Sabathier war ungarischer Abstammung und obgleich sie der ungarischen Sprache nicht mächtig war, gedachte sie doch gern ihrer Heimat; sie kannte fast ganz Europa, gab es ja doch kaum eine Hauptstadt, in der sie nicht grosse Erfolge gehabt hätte, aber Florenz hielt sie

dennoch für den angenehmsten Aufenthaltsort; hier liess sie sich mit ihrem Gemahl, der sich mit Literatur und Kunst beschäftigte, bleibend nieder. Sie hatten keine Kinder, hatten aber die Tochter eines französischen Malers adoptirt; im Winter wohnten sie in der Stadt, in der Nähe der Villa Petrovich. In demselben Hause, das sie bewohnten, weilte auch der berühmte sicilianische Orientalist Amari, der in seiner Jugend, in den vierziger Jahren, eine Geschichte der sicilianischen Vesper verfasst hatte, dadurch gefährlicher Opposition verdächtig geworden war und sich nach Frankreich flüchten musste; er wurde später Professor in Turin und, zum Abgeordneten gewählt, ein Anhänger Cavour's, in dessen Cabinet er auch eine Zeit lang Unterrichtsminister war. Er war schon ein ziemlich bejahrter Mann, als er bei Sabathier um die Hand Louisens, der Adoptivtochter, anhielt; diese erklärte zur grössten Ueberraschung ihrer Eltern, dass sie nie eines anderen Mannes Frau werden wolle. Sabathier und seine Fran hatten bald darauf in Südfrankreich, wo sie grosse Weingärten besassen, Geschäfte, sie vertrauten daher ihre Tochter für die Sommerszeit unserer Obhut an; wir brachten einen Theil jenes Sommers in Lerici am Golf von Spezzia, diesem herrlichen Gestade des Mittelmeeres zu, Amari übersiedelte ebenfalls dorthin; der uns befreundete Melchior, der Inspector der italienischen Besitzungen Demidoff's, wohnte sammt seiner Familie in unserer Nachbarschaft, es kam auch mein Sohn August von Pest zu uns, so verbrachten wir sechs genussreiche Wochen mit angenehmer Conversation, Lectüre, Spaziergängen in den Olivenhainen und am Meeresufer. Wir unternahmen auch weitere Ausflüge, zu den Ruinen jenes Schlosses, in welchem Franz I. nach der

Schlacht von Pavia kurze Zeit gefangen gehalten wurde, bevor man ihn nach Madrid abführte; nach San Terenzo, dem Lieblings-Sommersitze Lord Byron's und Shelley's, von welchem aus der Letztere jene verhängnissvolle Reise antrat, von welcher er nicht mehr zurückkehrte; zur Mündung der Magra nach Luni, zu den dortigen römischen Ruinen und dem gegenüberliegenden Kloster, in welchem einst Dante Ruhe und Frieden gesucht hatte. Auch die Malaspinas besuchten wir, die directen Nachkommen des berühmten Beschützers Dantes, die nicht mehr in ihrem fürstlichen Schlosse, sondern in einem bescheidenen Landhaus wohnten. Ueberall umgaben uns poetische Erinnerungen und meine Frau machte den Vorschlag, jedes von uns solle eine Novelle schreiben. Sie selbst schrieb die Geschichte Ginevras, jenes Florentiner Mädchens von bezaubernder Schönheit, das die Eltern gegen ihren Willen verheirathet hatten, das aber bald darauf an der Pest starb; der Jüngling, der sie schon früher geliebt, raubte ihren Leichnam aus dem Friedhofe, damit sie nicht mit anderen in ein gemeinschaftliches Grab gelegt werde, aber das Mädchen erwachte aus dem Scheintode und das Gericht gestattete die Heirat mit dem Geliebten, indem es die erste Ehe als durch das Begräbniss gelöst erklärte. Mein Sohn August wählte die tragische Geschichte Bardi Dianora's, aus der Zeit, da die Franzosen Florenz bedrückten; dieser letztere Umstand bot ihm Gelegenheit, einige der Natur abgelauschte Züge aus dem Benehmen der Oesterreicher in Pest in die Erzählung einzuflechten. Ich erzählte in der Gestalt eines Märchens das Leben Napoleon's und Garibaldi's, des Königssohnes und des Sternensohnes; ich halte dieses Märchen für das beste von allem, was ich je geschrieben. Ich über-

sandte dasselbe der Kisfaludy-Gesellschaft, aber sie gefiel Greguss durchaus nicht; freilich eine Hundefabel war es nicht. — Emich gab zwar alle drei Erzählungen in einem kleinen Bande heraus, aber das Publicum schenkte denselben keine Aufmerksamkeit; die Ausgleichspolitik drängte alles andere in den Hintergrund, unsere Novellen las niemand. Für die von Eötvös redigirte Wochenschrift schrieb ich anonym politische Artikel; aber, soviel ich weiss, erfreute sich auch dieses Blatt keiner besonderen Verbreitung, obgleich der berühmte Name des Redacteurs den Erfolg im voraus zu sichern schien; die Launen des ungarischen Publicums sind eben unberechenbar, es ist conservativ, hält an dem Hergebrachten fest und nur ein Genie, wie Kossuth, kann es für eine Zeit in eine neue Richtung drängen.

In der Nähe der Villa Sabathier's befand sich die Villa Mario's und Grisi's. Die schöne Sängerin Grisi war bald nach ihrem ersten Auftreten die Gattin eines italienischen Grafen geworden; als sie aber bemerkte, dass ihr Gemahl sie blos ausbeute und verschwende, was sie erwerbe, trennte sie sich von ihm und sicherte ihm eine jährliche Rente, um nicht mit ihm zusammen leben zu müssen. Später wurde sie mit dem Sänger Mario bekannt, dessen eigentlicher Name Graf Gandia war; aber er wollte lieber als berühmter Sänger, denn als armer Graf bekannt sein. — Nachdem Grisi's erster Gemahl gestorben war, verehlichte sie sich mit Mario. Sie liebten ihre Kinder ausserordentlich und nahmen sie auf allen ihren Kunstreisen mit. Als Grisi einst während eines Gastspieles in Petersburg im kaiserlichen Park mit ihren kleinen Töchtern spazieren ging, sprach sie der eben des Weges kommende Zar mit den Worten an: „Nicht wahr, dies sind Ihre Grisetten?“ worauf

sie antwortete: „Verzeihung, Majestät, es sind meine Mario-netten.“

V.

Die Sonntage brachten wir gewöhnlich bei Adolphus Trollope zu. Dieser liebenswürdige englische Schriftsteller lebte schon seit vielen Jahren in Florenz, correspondirte für englische Blätter und veröffentlichte hie und da ein bis zwei Bände über italienische Geschichte in volksthümlicher Darstellung. Es gab wenig Fremde, die in der Geschichte der italienischen Renaissance-Zeit besser bewandert gewesen wären, als er; seine Werke hatte ich früher kennen gelernt, als ihn selbst. Er besass eine herrliche Bibliothek und einige interessante mittelalterliche Alterthümer, die er zu jener Zeit erworben, da man bei Gelegenheit der Restaurirung mehrerer Kirchen manche werthvolle Gegenstände verschleuderte und feilbot. — Alfred Austin, gleichfalls ein geistreicher englischer Schriftsteller, brachte zu jener Zeit ein Jahr in Florenz zu; er kam so wie wir jeden Sonntag Vormittag zu Trollope; englische Literatur und Politik bildeten den Gegenstand unseres Gespräches, das durch geistreiche Rückblicke, Tagesneuigkeiten und beissende Anekdoten gewürzt wurde, die häufig durch Trollope's Vermittlung den Weg in die englischen Tagesblätter fanden.

Meine Thätigkeit als Correspondent der „New-York Tribune“, die während zehn Jahren nie unterbrochen worden war, erreichte ein Ende, als der nordamerikanische Bürgerkrieg ausgebrochen war und man sich drüben für europäische Angelegenheiten nur insofern interessirte, als sie mit jenem Kampfe in Verbindung standen, so besonders für das Vorgehen der englischen Regierung, die ihre Sympathien dem Süden zugewendet

hatte und für die mexicanische Expedition Napoleon's, der in dem republikanischen Welttheil monarchische Institutionen einbürgern wollte. Ueber diese Dinge konnte ich nichts berichten, da ich mit den massgebenden Factoren keinerlei Verbindung hatte; um die italienischen Verhältnisse aber kümmerten sich die Amerikaner durchaus nicht und so war also auch dieser letzte Faden gerissen, der mich mit der allgemeinen Politik verbunden hatte. In Florenz ruhte ich aus von der aufreibenden Thätigkeit der vergangenen Jahre und gab mich völlig dem Studium der Kunst der Renaissance hin.

Den Gesandten der nordamerikanischen Union, Mr. Marsh besuchten wir sehr gern. Er war früher in Konstantinopel und Turin Gesandter gewesen und lebte seit vielen Jahren in Europa; in der Gelehrtenwelt war er als gründlicher englischer Sprachforscher bekannt. Die Union befolgt den Grundsatz, Gelehrte und Schriftsteller zu Botschaftern an den europäischen Höfen zu ernennen, nicht als ob sie diese Stellungen als Sinecuren betrachtete, sondern hauptsächlich deshalb, weil wissenschaftlich gebildete Männer die politischen Verhältnisse der Staaten viel besser verstehen, viel schärfer auffassen und viel eifriger studiren, als jene Aristocraten, die den europäischen Traditionen gemäss ein sozusagen ausschliessliches Privileg für die diplomatische Carrière zu besitzen scheinen. — Bancroft, Washington Irwing, Mottley, Bayard Taylor, Marsh waren ihren europäischen Collegen kaum dem Namen nach bekannt, aber um so besser kannte sie die Gelehrtenwelt. Marsh waren wir Ungarn zu besonderem Danke verpflichtet, weil er Kossuth und den übrigen ungarischen Emigranten sehr viele wichtige Dienste ge-

leistet hatte, als sie noch in Kiutahia internirt waren; überhaupt hat er den Ungarn stets grosse Sympathie entgegengebracht.

Auch der Oberst Lawrence, der amerikanische Consul in Florenz, war uns sehr freundlich gesinnt; er war der Sohn jenes fabelhaft reichen Abbott Lawrence, der, nachdem er sich von seinem Bankgeschäft zurückgezogen, die nordamerikanische Union in London auf die glänzendste Weise vertreten und an der Universität des Staates Massachusetts, dem amerikanischen Cambridge, die Lehrkanzel für Naturwissenschaften gegründet hatte. Sein Sohn war ein ausserordentlich tüchtiger, bescheidener und wissenschaftlich gebildeter Mann; die Kränklichkeit seiner zweiten Frau hatte ihn dazu bewogen, die Stelle eines Consuls in Florenz anzunehmen, mit welcher kein Gehalt verbunden war, die im Gegentheil viele Auslagen verursachte. Die Geschichte seiner ersten Ehe ist charakteristisch für die amerikanischen Sitten. Er hielt sich einst als junger Mann im Staate Kentucky auf und wurde in Louisville mit der berühmten Schönheit dieses Staates, der Königin der dortigen Bälle, mit Rosa Ward bekannt. Der junge Bostoner, dessen Reichthum in ganz Amerika bekannt war, gewann diese Fee des Südens lieb und hielt um ihre Hand an. Das Mädchen war ihm gewogen und reichte ihm ihre Hand; nach der glänzenden Hochzeit übersiedelten sie nach Boston; aber die schöne Frau konnte sich an den ernsteren Ton der Bostoner Gesellschaft, an das strenge, puritanische Leben daselbst nicht gewöhnen. Ihr Gemahl erfüllte jede ihrer Launen, jeden ihrer Wünsche; aber sie fühlte sich trotzdem wie der Vogel des Waldes im engen Käfig. Als der Winter nahte, erklärte sie ihrem Gemahl, sie wünsche noch

einmal einen Fasching im Süden mitzumachen, noch einmal vielleicht zum letztenmal Theater und Bälle zu besuchen, wie dies in Louisville Sitte ist und nicht blos Vorlesungen, wie man dies in Boston thut, sie wolle drei Monate in voller Freiheit an der Stätte ihrer Jugend zubringen, ihr Gemahl solle in Boston bleiben. Auch dies gewährte er ihr; sie schrieb anfangs sehr häufig an ihn, später wurden die Briefe immer seltener, nach vier Monaten aber erhielt er statt eines Briefes das Amtsblatt von Kentucky, in welchem die dortige Legislative das Gesetz veröffentlicht, dass die Ehe zwischen Rosa Ward und dem Obersten Lawrence gelöst sei. In diesem Staate ist nämlich die Lösung der Ehen dadurch erschwert, dass dieselbe nur im Wege der Gesetzgebung erfolgen kann. Der Einfluss der Familie Ward in Kentucky war jedoch so gross, dass der Ehescheidungsantrag binnen wenigen Wochen das Forum des Repräsentantenhauses sowohl als des Senates passirt hatte. Am folgenden Tage erhielt Lawrence einen Brief von seiner nunmehr geschiedenen Frau, in welchem sie ihn wegen ihrer That um Verzeihung bittet; sie habe zwar nie Grund zur Klage über ihn gehabt, sie zolle seiner Gutherzigkeit und seiner glühenden Liebe aufrichtige Anerkennung, aber sie könne weder in dem ernsten Boston, noch mit einem so seelenguten Manne leben, mit dem man sich nicht einmal zanken könne, dies aber sei eine unentbehrliche Würze des Lebens, ohne die sich jede Frau zu Tode langweilen müsse.

VI.

Die Franzosen, die dem Kreise unserer Bekannten angehörten, waren fast ausschliesslich Zeitungscorrespondenten, deren Zahl sich besonders rasch vermehrte, als

Florenz die Hauptstadt Italiens und der Sitz der Regierung und des Parlaments wurde. Sie gehörten verschiedenen Parteien an; Amigues wurde später einer der leidenschaftlichsten Agitatoren des Empire; La Fenêtre ist heute Chef der Section für schöne Künste im Unterrichtsministerium; beide besuchten unsere Soiréen häufig, aber Domangé erschien auf denselben niemals, obgleich ihn warme Freundschaft mit uns verband. Wir kannten ihn schon von London her, wo er Erzieher im Hause Herzen's war; in Florenz hatte er eine Privaterziehungsanstalt eröffnet, der er seine ganze Zeit widmete; mein Sohn Karl war gleichfalls ein Zögling dieser Schule. Domangé war Republikaner und ein gelehrter Mann, ich verkehrte sehr gern mit ihm. Er erzählte mir einmal, dass er im März 1848, als man in einer radicalen Vorstadt von Paris einen Freiheitsbaum pflanzte, die Festrede zu halten hatte. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit voller Hingebung, unter den zustimmenden Zurufen der Menge griff er mit jugendlichem Feuer Monarchie, Geistlichkeit und Aristocratie an und stellte insbesondere den Arbeitern unter der republikanischen Staatsform eine schönere Zukunft in Aussicht. Als er geendigt hatte, bat ein Priester um die Erlaubniss, den Freiheitsbaum zu segnen; denn, so sagte er, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit habe die römische Kirche stets verkündet und zwar mit grösserem Erfolge, als die Philosophen, und was den Socialismus anbelange, so hätten wohl nie eifrigere Socialisten existirt, als die ersten Christen, die da verlangten, dass jeder, der sich ihnen gleichgesinnt fühle, sein Vermögen den Armen gebe und ihnen nachfolge, alles Andere der Vorsehung anheimstellend. Der junge Republikaner fühlte, dass ihn der Priester über-

boten habe und dass das Volk sich diesem zuwende. Von diesem Tage an hatte er kein Vertrauen mehr in die Dauer der damaligen französischen Republik.

Ich muss hier auch unseres treuen Freundes Rey Erwähnung thun, der in Florenz als Lehrer der französischen Sprache thätig war und sich eng und innig an uns angeschlossen hatte.

Unter den Deutschen, mit denen wir in nähere Berührung traten, war der berühmte Physiolog Moriz Schiff die interessanteste Persönlichkeit. Florenz besass zwar keine Universität, denn die Hochschule Toscanas befindet sich in Pisa; aber die Regierung hatte mit Rücksicht auf das massenhafte wissenschaftliche Material, das die Sammlungen von Florenz enthalten, eine höhere wissenschaftliche Lehranstalt für absolvirte Universitätshörer gegründet und an derselben die ausgezeichnetsten Lehrkräfte angestellt. Zu dieser Anstalt gehörte auch das physiologische Laboratorium Moriz Schiff's; der junge Herzen (jetzt Professor in Lausanne) war sein Assistent, der jüngere Bruder Schiff's, Hugo, war Professor der Chemie an derselben Anstalt; beide waren ihrer Gelehrsamkeit wegen berühmt; ihre Vorträge hielten sie in italienischer Sprache. Das Haus des älteren Schiff wurde ein Sammelpunkt der gelehrten Welt; auf seinen Soiréen trafen die durchreisenden deutschen Gelehrten mit den Vertretern der italienischen Wissenschaft zusammen. Schiff gefiel sich übrigens in allerlei Absonderlichkeiten und wurde durch seine Originalität der Held so mancher Anekdote, denn er liess sich durch seinen Forschereifer sehr häufig zur Verletzung der gesellschaftlichen Formen verleiten. Seine erste Frau, die Tochter eines reichen Frankfurter Bankiers, ertrug dies nicht lange; als er einmal noch während der Honig-

monde mit ihr im Walde spazieren ging, erblickte er eine seltene Kröte, er verfolgte dieselbe und vergass auf seine Frau, so dass sie einige Stunden mitten im Walde allein zubringen musste; sie war darüber so ungehalten, dass sie sich von ihm trennte, denn sie wollte nicht die Gattin eines Mannes sein, der den Kröten mehr Aufmerksamkeit schenkt, als seiner jungen Frau. Seine zweite Frau war eine geistreiche und in der erwähnten Richtung sehr practische Frau, denn sie meinte, Kröten, Hunde und ähnliches Gethier seien für eine Frau keine gefährlichen Rivalen. Schiff beschäftigte sich hauptsächlich mit Vivisectionen; aber die Engländer und besonders die Engländerinnen, deren es in Florenz stets sehr viele gibt, warfen sich zu Anwälten der durch jene Experimente gequälten Thiere auf und inscenirten in englischen und italienischen Blättern einen regelrechten Feldzug gegen die Vivisection; sie reichten Petitionen beim Parlament ein und ärgerten Schiff durch ihr ganzes Vorgehen derart, dass er einen Ruf an die Genfer Universität annahm und Florenz verliess, wo er trotz seiner fremden Abstammung der Gegenstand allgemeiner Verehrung gewesen war. In Italien wechselten die Unterrichtsminister zwar sehr häufig, aber alle erkannten die Nothwendigkeit höherer gelehrter Bildung und beriefen daher jene berühmten deutschen Gelehrten, die aus politischen oder religiösen Gründen ihr Vaterland meiden mussten, an die italienischen Hochschulen. Diese Gelehrten gewöhnten sich in kürzester Zeit an die italienische Lebensweise und erlernten die italienische Sprache ziemlich rasch; der italienischen Jugend fiel es niemals ein, dieselben ihrer fremdartigen Aussprache oder ihrer mangelhaften Ausdrucksweise wegen zu verlachen. Die Wissenschaft er-

freut sich überhaupt in Italien grossen Ansehens; die Nation fühlt, dass die Pflege der Wissenschaft eine Hauptbedingung ihrer Wiedergeburt sei.

Ein Sammelpunkt der Deutschen in Florenz war auch das Haus des Fräuleins Ludmilla Assing, sie war die Nichte und Erbin Varnhagen's van Ense; sie war niemals schön gewesen, zu jener Zeit, da wir sie kennen lernten, war sie auch nicht mehr jung, aber sie kannte die Verhältnisse der Berliner Gesellschaft und die dortige Chronique scandaleuse besser als irgend jemand; ihr Onkel hatte nämlich ein Tagebuch geführt, in dem er jedes Tagesereigniss, den Hofklatsch und jeden Scandal aus aristokratischen Kreisen unter Anführung der Quelle pünktlich verzeichnet hatte. Fräulein Ludmilla hatte dieses Tagebuch herausgegeben; in Berlin wurde es confiscirt und die Herausgeberin, weil sie nicht vor Gericht erschienen war, in contumaciam verurtheilt. Sie wurde dadurch so berühmt, dass ihr der alte, wegen seiner geistreichen Malice allgemein bekannte Fürst Pückler-Muskau seine Memoiren mit dem Bedeuten übersandte, um diese nach seinem Tode zum Aerger seiner Familie und der deutschen Aristocratie zu veröffentlichen. An den Soiréen des Fräuleins nahmen hauptsächlich Deutsche Theil, hie und da erschienen auch Italiener, weil sich Fräulein Assing zu republikanischen Grundsätzen bekannte und weil man sie für reich hielt. Ein hübscher junger Offizier hielt denn auch, schon mit Erfolg, um die Hand des alternden Fräuleins an, aber er quälte sie durch sein rohes Benehmen, besonders da er sich bezüglich ihres Reichthums enttäuscht fühlte, so fürchterlich, dass sie sich von ihm trennte. Diese ganze Angelegenheit missfiel ihren Bekannten so sehr, dass ihre Soiréen ganz

aufhören mussten und die arme Frau in ihrer Schwermuth endlich wahnsinnig wurde und starb.

Auch die Familie Schwarzenberg muss ich noch erwähnen. Schwarzenberg war als Mitglied des deutschen Parlamentes so lange verfolgt worden, bis er seinem Vaterlande entfloh; als practischer und intelligenter Mann hatte er in Italien die Ausbeutung eines vernachlässigten Bergwerkes übernommen und leitete dieses Unternehmen mit vielem Erfolg. Seine Frau hatte die Idee der italienischen Einheit mit echt weiblicher Begeisterung erfasst und ebendeshalb war die Gesellschaft in ihrem Hause mehr italienisch als deutsch. Die älteste Tochter dieser Familie wurde die Gattin eines ehemaligen österreichischen Offiziers, der den ersten Feldzug Garibaldi's in Sicilien mitgemacht hatte. Als er sich seiner Zeit dem General vorgestellt und ihm seine Dienste angetragen hatte, schloss er seine Anrede mit den Worten, er hoffe, er werde dem General nicht missfallen, weil er ein Deutscher sei. Garibaldi antwortete:

— Thut nichts, Sie sind ja doch kein Oesterreicher.

— Ei wohl, ich bin ein Oesterreicher.

— Thut auch nichts, aber doch wenigstens kein Kroate.

Schweiger antwortete lächelnd: Es ist nicht meine Schuld, aber ich bin in Kroatien geboren.

Nun begann auch Garibaldi zu lachen und meinte, es freue ihn, wenn er auch dort Liebe zur Freiheit finde, wo er sie nicht gesucht; er nehme auch Kroaten gern unter seine Fahne, denn diese sei die Fahne der Freiheit.

Kunstsammlungen, Kunsthändler und Künstler.

I.

Es gibt kein zweites Land, das im Verhältniss zu seiner Ausdehnung so viele berühmte Männer aufweisen könnte, wie das kleine Toscana; die Nachkommen haben ihrer nicht vergessen, denn sie wissen, dass der Ruhm derselben sie selbst adelt, deshalb haben sie jenen Berühmtheiten viele Monumente errichtet und zwischen den Säulen des Porticus der Uffizj haben sie die Statuen Derjenigen aufgestellt, auf die sie am meisten stolz sind. Gleichsam als Führer der übrigen stehen dort die Standbilder jener beiden Medici, die, ohne Fürsten zu sein, dennoch die Politik von Florenz und manchmal von ganz Italien mit fürstlicher Macht zwei Menschenalter hindurch leiteten. Hier sehen wir Cosimo, den Freund und Förderer der Humanisten, den seine Mitbürger mit dem Titel Vater des Vaterlandes beehrten, und seinen Enkel, Lorenzo, dem sie schon den Titel Magnifico beilegten, welcher damals nur fürstlichen Personen zukam. Neben ihnen steht Orgagna, der berühmte Bildhauer, Maler und Architekt, sein Blick fällt auf die von ihm erbaute Loggia, die eine prachtvolle Zierde des Signoria-Platzes bildet, während deren treue Wiedergabe in München durchaus keinen Eindruck macht, weil die Harmonie zwischen ihr und den Nachbargebäuden fehlt. Dann folgen rechts und links Künstler: Nicolo Pisano, der im 13. Jahrhundert die

Sculptur, und Giotto, der im 14. Jahrhundert die Malerei neu belebte; der Bildhauer Donatello und der Architekt Leon Battista Alberti; der Meister auf allen Gebieten der Kunst, Leonardo da Vinci und Michel Angelo Buonarotti, den seine Zeitgenossen den Göttlichen nannten; Benvenuto Cellini, obgleich dieser seinen Ruhm grösstentheils seiner prahlerischen Selbstbiographie verdankt. Dort findet man Guido von Arezzo, den Erfinder der Notenschrift; dann die grossen Dichter Dante, Petrarca und Boccaccio, die Geschichtsschreiber Macchiavelli und Guicciardini, neben ihnen steht Amerigo (Emrich, Heinrich) Vespucci, dessen Namen ein Welttheil trägt; wir sehen hier noch den Astronomen Galileo Galilei, den Erzbischof von Florenz, Antonin den Heiligen, der sich durch die Verbesserung des Loses der Sträflinge und durch die Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten berechtigten Anspruch auf den Namen eines Heiligen erworben. Verewigt sind hier auch die ausserhalb ihres Vaterlandes weniger bekannten Naturforscher Mascagni, Redi und Micheli, der Rechtsgelehrte des 12. Jahrhunderts Accorso, die grossen toscanischen Patrioten Farinata delli Uberti und Piero Capponi, die grossen Feldherren Giovanni de Medici und Francesco Ferrucci, der im Jahre 1530 im verhängnissvollen Kampfe die Republik gegen die vereinte Macht des Kaisers und des Papstes vertheidigte.

Diese grosse Gruppe von Statuen wurde aus Privatmitteln geschaffen. Der Buchdrucker Vincenz Batelli ergriff in dieser Sache im Jahre 1834 die Initiative, das Publikum nahm die Idee mit Begeisterung auf; die Verwirklichung derselben galt als Demonstration und war zugleich ein Zeichen dafür, dass sich auch das verweichlichte italienische Volk für die grossen

Männer der Jahrhunderte der Freiheit begeistere. Aber so gross auch die Anzahl jener ist, deren Statuen in dem Porticus des von Vasari erbauten Palastes stehen, es bleibt noch eine nicht minder grosse Zahl berühmter Namen übrig, die kein Denkmal verewigt: Lippi und Ghirlandajo, Masaccio und Masolino, Fra Angelico und Fra Bartolomeo, Andrea Pisano und Lorenzo Ghiberti, Lucca della Robbia und Verocchio, Arnolfo di Cambio und Brunelleschi, und ausser diesen noch viele Maler, Architekten, Dichter und Prosaisten; denn Florenz war Jahrhunderte hindurch auf allen Gebieten der Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes massgebend, und wie heute Paris das Scepter der Mode führt, so führte es in alten Zeiten Florenz; die grossen und reichen Herren der Fremde gingen damals nach Venedig, um sich zu unterhalten, Florenz aber war für sie die Schule des guten Geschmackes; hier war es z. B., dass man in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beim Essen Gabeln zu gebrauchen begann, denn bis dahin hatte man selbst an den Höfen der Herrscher blos mit den Fingern gegessen, wie es bei den Türken noch heute Gebrauch ist.

Die Entwicklung des modernen Comforts nahm ihren Anfang in Florenz, von dort verbreitete er sich nach Frankreich und England und erst viel später nach Deutschland.

II.

Wenn man längere Zeit in Florenz wohnt, ist es geradezu unmöglich, der Kunst gegenüber interesselos zu bleiben, denn jeder Theil der Stadt gleicht einem Museum oder einer Galerie. Auf dem Marktplatze stehen die Werke berühmter Bildhauer; jede Kirche birgt grossartige Kunstschätze in ihrem Innern; selbst an den

Strassenecken sieht man bald Marmorreliefs, bald farbige Majoliken von Luca della Robbia und trotzdem unzählige Gemälde und Statuen aus den Sammlungen der Paläste in die Museen und Kunstsammlungen reicher Leute jenseits der Alpen gewandert sind, gibt es hier derartige Kunstwerke in solcher Menge, dass sich in dieser Beziehung ausser Rom keine Stadt der Welt mit Florenz messen kann. Die Zahl und der Reichthum der öffentlichen Sammlungen ist grösser als sonst irgendwo auf der Welt und aus den Gemälden und übrigen Kunstschätzen der Kirchen könnte man eine grossartige Galerie oder ein Museum zusammenstellen, das nicht leicht seines gleichen fände. Da ich mich seit meiner frühesten Jugend mit Kunst und Kunstgeschichte beschäftigt hatte, fühlte ich mich in Florenz so recht in meinem Element. Wenn ich in der Stadt zu thun hatte, blieb ich regelmässig stundenlang aus, denn bald besichtigte ich eine Kirche, bald fesselte in einem Hofe eine Statue oder ein Relief meine Aufmerksamkeit; ich entdeckte jedesmal Kunstwerke, die ich vordem noch nie gesehen; für den Kunstkenner ist Florenz in der That eine an Schätzen unerschöpfliche Fundgrube.

Es ist eine bekannte Sache, dass die Galerien und Museen Europas erst sehr spät entstanden, dass sie Schöpfungen des vorigen Jahrhunderts sind. Vordem zierten Bilder und Statuen die Paläste der Herrscher, die Häuser reicher Herren und Kunstliebhaber, ihr Zweck war ein ausschliesslich decorativer; erst spät begann man solche Kunstwerke in eigens dazu bestimmten Gebäuden zu sammeln, die dem Publicum offen standen, die Sammlung in den Uffizj von Florenz war sozusagen die erste Galerie und das erste Museum von Bedeutung, die denn auch eben deshalb und wegen ihres

Reichthums lange Zeit als Muster für ähnliche Anstalten diente. Raffinirte Kunstliebhaber pflegen sich missbilligend und bedauernd darüber auszusprechen, dass Bilder und Statuen von ihrem ursprünglichen Standorte, für den sie ja verfertigt worden seien, entfernt und in Galerien oder Museen aufgestellt werden, denn in dem neuen Rahmen, in anderer Beleuchtung, in der Nachbarschaft von Bildern des verschiedensten Colorits und Vorwurfes, sei ihre Wirkung eine ganz andere als an dem ursprünglichen Aufstellungsort. Es lässt sich nicht läugnen, dass diese Bemerkungen zum Theil berechtigt sind; so oft ich aber die von Brunelleschi erbaute Kirche Santo Spirito besuchte, deren zahlreiche Altarbilder alle noch an denselben Stellen sich befinden, wo man sie vor Zeiten angebracht, konnte ich mein Bedauern darüber nicht unterdrücken, dass man sie nicht in irgend einer Galerie aufgestellt und hier durch Copien ersetzt habe. Ich überzeugte mich nämlich, dass sich die Künstler selbst sehr oft darum nicht kümmerten, wo ihr Bild angebracht oder aufgestellt werden sollte, dass die Bilder sehr oft der ungünstigsten Beleuchtung ausgesetzt seien und dass die Künstler ihr Bestes leisteten, obgleich sie wussten, dass nur Wenige die Schönheit ihres Werkes ahnen werden; ich überzeugte mich ferner auch davon, dass die Gemälde in den Kirchen der nöthigen Sorgfalt entbehren müssen; sie sind daselbst dem Temperaturwechsel ausgesetzt, die Leinwand verdirbt unter dem Einfluss der Feuchtigkeit, den unteren Theil der Bilder schädigt die Hitze, welche die Altarkerzen ausströmen, der Weihrauch und der Rauch der ausgelöschten Kerzen bedeckt sie mit Russ, der Firniss dunkelt immer mehr nach und springt; so nähern sich diese Bilder langsam aber sicher ihrem Untergange.

Allerdings droht den Bildern und Kunstschätzen in den Galerien eine der erwähnten entgegengesetzte Gefahr, denn unzählige Bilder sind der Restaurirung zum Opfer gefallen, besonders zu Beginn unseres Jahrhunderts, wo das Restauriren der Bilder Mode war; ja häufig war der Schaden, der in den Kirchen eine Folge der Vernachlässigung und Unvorsichtigkeit war, nicht grösser als jener, den Restauratoren in den Galerien verursachten. Um ihrem Beruf zu entsprechen und um den Rechnungsdepartements nicht zu der Behauptung Anlass zu geben, dass sie ihren Gehalt umsonst bezögen, restaurirten sie darauf los; bald übermalten sie die Gemälde, bald schabten sie dieselben ab, so dass sie ihrer Originalität beraubt und unkenntlich wurden, wie dies z. B. im Wiener Belvedere mit Corregio's „Io", Tizian's „Callisto" und anderen Meisterwerken geschah. In den Palästen der Fürsten waren die Gemälde wieder anderen Gefahren ausgesetzt: um sie einem bestimmten Platz anzupassen oder einem Pendant entsprechend zu gestalten, wurden sie ihrer ursprünglichen Form beraubt, man schnitt hier ein Stück weg, dort fügte man etwas hinzu und das nannte man Formatisiren, während es nichts anderes war als ein Verderben der Bilder. Es gibt keine Galerie, die nicht Spuren dieser Barbarei des vorigen Jahrhunderts aufzuweisen hätte. Die Eigenthümer der Gemälde behaupten zwar, sie könnten mit ihrem Eigenthum thun, was ihnen beliebe, sie beachten jedoch nicht, dass Kunstschätze als die edelsten Producte des menschlichen Genies, ein Erbe sind auf das die gesammte Folgezeit Anspruch hat, dass es eine der Grundlagen des allgemeinen Bildungsfortschrittes bildet.

Diese Ansicht kam erst in der neueren Zeit zum

Durchbruch und erst in dem jetzigen Jahrhunderte begann man Bilder-Galerien nicht mehr als Luxus, sondern als Bildungsmittel zu betrachten; auch sorgte man dafür, sie dem Publicum zugänglich zu machen. Erst in neuerer Zeit baute man Paläste ausschliesslich als Aufstellungsorte für die Meisterwerke der Malerei; bei der Ausführung dieser Bauten war man natürlich auf genügende und passende Beleuchtung bedacht und legte die Säle so an, dass ihre Gestalt und Ausdehnung der Grösse der aufzunehmenden Bilder entsprach. Beim Bau des Uffizj-Palastes waren derlei Rücksichten nicht massgebend, denn dieser Palast war, wie der Name besagt, zur Aufnahme der Regierungsämter bestimmt; ebendeshalb beabsichtigte man auch, dieses Gebäude mit dem Palais des Herrschers, dem Palazzo Pitti, diesem berühmten Bauwerke des Mittelalters, zu verbinden. Dieser Palast lag aber am linken Ufer des Arno und zwar ziemlich weit von den Uffizj. Die Grossherzoge legten auf die Verbindung grosses Gewicht, aber nicht blos der Bequemlichkeit halber, sondern auch in Hinsicht auf ihre persönliche Sicherheit, denn im Falle einer Volkserhebung hätten sie in dem einen oder dem anderen Stadttheil eingeschlossen werden können. Die Verbindung wurde in der Weise hergestellt, dass man die Mauern jener Gebäude, die in der betreffenden Richtung lagen, durchbrach, und durch dieselben einen eingewölbten Gang führte, der in der Nähe des Ponte dei Orifici sich in einem rechten Winkel bricht, in kühnem Bogen die Gasse übersetzt, als Stockwerk, das über den Gewölbern der Goldschmiede auf der Arnobrücke erbaut ist, das linke Arnoufer erreicht, und von hier abermals im Innern der Häuser bis zum Boboli-Garten in der unmittelbaren Nähe des Palazzo

Allerdings droht den Bildern [illegible] die Minister zum Galerien eine der erwähnten [illegible] Fürst in die Uffizj denn unzählige Bilder sind [illegible] des geheimen Ganges gefallen, besonders zu Beginn [illegible] der mit seinen bastei- das Restauriren der Bilder [illegible] seinem Thurm ganz Flo- der Schaden, der in den [illegible] Stockwerke der Uf- nachlässigung und Unvorsicht Bildersammlung aufgestellt, als jener, den Restaurirten stets zugänglich sein sollte. sachten. Um ihrem [illegible] öffentliche Bildergalerie Rechnungsdepartement [illegible] derselben bedurfte es keiner zu geben, dass sie [illegible] wie etwa bei den Sammlungen, staurirten sie daran [illegible] aufgestellt waren. In der mälde, bald [illegible] bemerkt man schon eine ge- Originalität [illegible] obgleich eine consequente Durch- z. B. im Wiener [illegible] mangelt; jedenfalls ist es offenbar, „Callisto“ [illegible] die Ausschmückung der Säle als Palästen [illegible] des Publicums in Betracht ge- deren [illegible] Auf dem Corridor, der ursprünglich Platz [illegible] damals mit Glaswänden versehen gestalten [illegible] im vorigen Jahrhundert die Galerie raubt, [illegible] man jene römischen Statuen auf, etwa [illegible] die Villa Medici in Rom geschmückt es [illegible] anderen fürstlichen Palästen verstreut gibt [illegible] Wänden sind die alten Bilder in chro- [illegible] Ordnung aneinander gereiht, von den ersten [illegible] Cimabues bis zur Glanzperiode der Kunst, [illegible] die gekünstelten Werke der Verfallszeit [illegible] Gemälden des vorigen Jahrhunderts; ober- [illegible], gleichsam als Gesimse, ist eine Portrait- [illegible] angebracht, die heute keiner besonderen Auf- [illegible] gewürdigt wird, obgleich man sie in frü- [illegible] besonders hochschätzte. Paolo Giovio, der [illegible] Erzbischof vom Como hatte im 16. Jahrhun-

die Portraits berühmter Männer seiner Zeit und der unmittelbaren Vergangenheit gesammelt, der Herzog Cosimo hatte dieselben copiren lassen und nun hängen sie hier nachgedunkelt und in so schlechter Beleuchtung, dass sie der Aufmerksamkeit der Besucher der Galerie gewöhnlich entgehen. Von ungarischen Portraits sieht man hier jene Mathias Corvinus', Pipo's von Ozora und Stephan Báthory's.

Von diesem Corridor tritt man in die Säle der Galerie, vor allem in die mit Oberlicht versehene achteckige Tribuna, in der die Meisterwerke der Kunst ausgestellt sind: die Gemälde Mantegna's, Francia's, Perugino's, Rafael's, Michel Angelo's, Tizian's, Paolo Veronese's, Correggio's, Andrea del Sarto's, Luinis, Fra Bartolomeo's, Albrecht Dürer's, Dominichino's, Guido's, Guercino's, Rubens' und Van Dyk's; um diesen Ort in Wahrheit zum bedeutendsten Heiligthum der Kunst zu machen, stellte man hier auch die zu jener Zeit berühmtesten Statuen auf: die mediceische Venus, den angeblich von Michel Angelo restaurirten Satyr, den Apollino, die Gruppe der Ringer und den sein Messer schärfenden Scythen. Die Tribuna ist seither weltberühmt geworden, nirgends sonst findet man an einem Orte so viele Kunstschätze beisammen; niemand versäumt es, die Tribuna zu besuchen und die hier aufgestellten Sammtsessel werden niemals leer. Jederzeit trifft man dort Engländer oder Deutsche, die ermüdet von der Fülle der bewunderungerregenden Eindrücke sich eine Ruhepause gönnen; denn niemand ist im Stande, die hier aufgehäuften mannigfaltigen Kunstschätze in kurzer Zeit in Wahrheit geniessend zu betrachten, selbst ein noch so prosaischer Engländer nicht, der etwa mit seinem Murray in der Hand in jeder Sammlung vor

allem danach forscht, ob denn die in seinem Führer aufgezählten Werke in der That noch vorhanden seien. Der Styl, das Colorit, die Stimmung jedes Gemäldes ist eine andere, jedes beeinträchtigt das Nachbargemälde in seiner Wirkung, der Beschauer ermüdet und gelangt endlich zu der Ueberzeugung, dass es zweckmässiger sei, die Aufmerksamkeit auf einige Lieblinge zu concentriren und die anderen Gemälde gänzlich ausser Acht zu lassen. Daher kommt es denn auch, dass Niemand Montegna's Triptychon oder Dürer's herrliche „drei Könige" oder die Bilder Rubens' und Van Dyk's erwähnt, denn sie alle werden von einigen Bildern Rafael's, Tizian's und Correggio's geschlagen, die in Zeichnung und Farbenpracht alle übrigen übertreffen. Das menschliche Gehirn ist nicht fähig, so viele bedeutende Eindrücke zu gleicher Zeit in sich aufzunehmen, der Verstand bedarf der Sammlung, um so Grossartiges geniessen zu können; die Tribuna in Florenz übt ebendeshalb eine so aufregende Wirkung aus, dass der Besucher gewöhnlich das Gefühl der Abgeschlagenheit und Langweile mit sich nimmt.

Trotzdem spricht doch jeder Italienreisende von der Tribuna als von einem Unicum und die Franzosen befolgten in der Anordnung ihrer ersten Bildergalerie auch thatsächlich das Beispiel der Italiener, sie vereinigten im Salon Carré die Meisterwerke des Louvre und machten sie dadurch grösstentheils ungeniessbar; und gerade sie hätten als geborene Köche daran denken sollen, wie viel davon abhänge, in welcher Ordnung die Gänge eines Mahles einander folgen, und dass es Gerichte gebe, die an und für sich ausgezeichnet sind, aber doch nicht zu einander passen.

In den Sälen neben der Tribuna wurden die her-

vorragendsten Bilder der Florentiner Schule, die Werke der grossen Meister des 15. Jahrhunderts aufgestellt; hier sind die Bilder weder chronologisch, noch nach künstlerischen Grundsätzen, sondern einzig und allein mit Rücksicht auf die Symmetrie geordnet und gruppirt. Dann folgt die deutsche Schule. Mit dieser Benennung bezeichnen die Italiener die alten burgundischen Bilder, Albrecht Dürer, Kranach und dessen manierirte Nachahmer, Rubens und Rembrandt sammt ihren Schülern, so dass auch hier sowohl Studium als auch Genuss ausgeschlossen sind. In der französischen Schule herrscht mehr Einheit, auch die venetianische ist besser gruppirt, wohl deshalb, weil hier weniger Bilder beisammen und weil die Mehrheit derselben Meisterwerke sind. Hierauf folgt die Sammlung von Selbstportraits bedeutender Künstler, die so berühmt geworden ist, dass es jeder Maler als ganz besondere Auszeichnung betrachtet, wenn sein Portrait in diese Sammlung, in die Gesellschaft Rafael's, Tizian's und Leonardo da Vinci's aufgenommen wird. In den übrigen Sälen befinden sich Statuen, Reliefs und Inschriften, aber auch hier sind die Wände an mehreren Stellen mit Gemälden geschmückt; so bedeckt z. B. in dem Saale, wo die Niobidengruppe aufgestellt ist, ein grossartiges Gemälde von Rubens die eine Seitenwand, aber es geht an diesem Orte leider ganz verloren, denn Niemand beachtet es.

Die Galerie der Uffizj ist so reich an ausgezeichneten Gemälden und deren Anordnung erschien seiner Zeit gegenüber der in fürstlichen Palästen beliebten blos decorativen Anordnung als so bedeutender Fortschritt, dass man dieselbe seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die ersten Reisebeschreibungen über

Italien erschienen, für mustergiltig betrachtete und Niemand auf den Gedanken verfiel, dieselbe zu tadeln. Seit jener Zeit galt die Stellung eines Galerie-Directors als Sinecur, die man im besten Falle bejahrten Künstlern als Belohnung und Anerkennung verleiht, denn es wurde, wenn die Bilder einmal aufgestellt waren, keine weitere Veränderung mehr vorgenommen, und dem Director verursachten höchstens die Copisten, auf deren Mehrheit noch heute der Ausspruch Horaz': „O imitatorum servum pecus!" passt, allerlei Unbequemlichkeit. Erst in der neuesten Zeit wendete sich die Aufmerksamkeit wieder der Kunstgeschichte zu und nach und nach verbreitete sich die Ueberzeugung, dass Kunstsammlungen einen höheren Beruf haben, als einer gaffenden Besuchermenge zur Zerstreuung zu dienen, dass sie vielmehr dazu berufen seien, zur Veredlung des Geschmackes beizutragen. Es hat sich die richtigere Ansicht Bahn gebrochen, dass bei der Anordnung der Galerien weder die Symmetrie, noch die Gleichheit der Rahmen, noch auch ausschliesslich die Chronologie massgebend sein dürfe, sondern dass man die Werke der Hauptvertreter der einzelnen Schulen in der Weise aufstellen müsse, dass ihre Bedeutung und ihr Einfluss sofort ersichtlich sei.

III.

Zu der Zeit, als ich nach Florenz kam, trat auch dort ein Umschwung zu Gunsten der modernen Ansichten ein; Einzelne wagten es, sogar von einer Vereinigung der Bilder aller öffentlichen Gemäldesammlungen, insbesondere der Academie der bildenden Künste, der Uffizj und des Palazzo Pitti in einem eigens zu diesem Zwecke zu erbauenden Palast — also

von der grössten, schönsten und lehrreichsten Gemäldegalerie der Welt — zu träumen; ebenso plante man eine zweckmässigere Aufstellung der antiken Statuen in einem besonderen Museum; mit einem Worte man wünschte eine vollständige Neuorganisation der Sammlung. Der erste Schritt zur Verwirklichung dieser Idee wurde auch in der That unternommen; die Stadt liess nämlich das Bargello, das älteste und ursprüngliche Rathhaus von Florenz restauriren; die Grossherzoge hatten dasselbe in ein Staatsgefängniss umgewandelt und ohne Rücksicht auf die aus dem 14. Jahrhunderte stammenden Wandgemälde in die grossen Säle zwei Reihen Zellen über einander hineinbauen lassen, in denen meistens politische Verbrecher gefangen gehalten wurden. Hier war auch mein werther Freund Cesare Bettini sammt seinen Genossen, die an der Freiheitsbewegung des Jahres 1848 theilgenommen, in Haft. Die Regierung liess diesen Palast, der auch in architektonischer Beziehung ein höchst merkwürdiges Denkmal ist, sehr geschickt im Sinne des ursprünglichen Planes restauriren, liess die schmutzigen Zellen abreissen und die Säle in ihrer alten Pracht wieder herstellen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch auf einem von der Tünche befreiten Wandgemälde, das älteste Porträt Dante's entdeckt. Nachdem der Palast restaurirt und die polychromen Ornamente nach dem Muster einiger Fragmente im alten Style erneuert worden waren, vereinigte man in demselben alle in öffentlichen Sammlungen vorhandenen mittelalterlichen Denkmäler: die Statuen aus der Signoria, die Reliefs aus den Uffizj ferner alles, was in Rumpelkammern untergebracht und was in neuerer Zeit angekauft oder gespendet worden war. So entstand hier ein Museum für mittel-

das seines Gleichen in der Welt
seitdem es Gebrauch geworden,
ihre Kunstsammlungen diesem Museum
Ausstellung überlassen.
der grossen Bildhauer der Renaissance-
mit besonderem Geschick gruppirt, so dass
Entwickelung der Auffassung in der christ-
Plastik lebendig und klar darstellen. Hier über-
sich von der Unrichtigkeit der eingewurzel-
Auffassung, welche deutsche Kunsthistoriker ver-
hatten, dass die neuere Zeit im Gegensatze zum
Alterthum, dass die christliche Weltanschauung über-
haupt zur Hervorbringung echter Plastik unfähig sei,
musste im Gegentheil zugeben, dass die plastischen
Werke der Pisano's, Ghiberti's, Donatello's, Mino's,
Lucca della Robbia's, Pollajuolo's, Verocchio's und
vieler Anderer eine eben so hohe Entwickelung der
christlichen Plastik bedeuten, wie ihre und ihrer Zeit-
genossen Leistungen auf dem Gebiete der Architektur
und Malerei die glänzendste Entfaltung des christlichen
Geistes sind.

Die Entfernung der mittelalterlichen Denkmäler aus den Uffizj machte eine neue Anordnung der zurückgebliebenen Werke nothwendig und da trat die Direction mit einer Neuerung hervor, welcher alle Kunstfreunde ungetheilte Anerkennung zollten. Sie verwendete nun auch jenen langen Gang, der die Uffizj mit dem Palazzo Pitti verbindet, zu Zwecken der Ausstellung; in einem Theile derselben stellte man die griechischen Prachtgefässe, die etrurischen Vasen und jene Marmor- und Alabastersärge auf, in denen die Etrurier die Asche ihrer Todten beisetzten; ferner stellte man Kupferstiche und Radirungen unter Glas

und in einfachen Rahmen aus, besonders die Werke Marc Anton's, Dürer's und Rembrandt's und bot auf diese Weise eine Geschichte der Entwickelung dieser vervielfältigenden Kunst. Das war ein kühner Schritt, denn bis dahin hatten die Custoden von Kunstsammlungen Kupferstiche niemals ausgestellt, sondern dieselben in Cartons aufbewahrt und blos ganz besonderer Protection verdankten es Künstler und Sammler, wenn ihnen Einblick in dieselben gestattet wurde. Der Vorwand, unter dem man diese Kunstschätze dem Publicum allenthalben vorenthielt, lautete dahin, das Licht müsse den Stichen Schaden bringen, da unter der Einwirkung desselben das Papier vergilbt und die Linien verblassen, während dies in der That nur dann geschieht, wenn die Stiche den Sonnenstrahlen unmittelbar ausgesetzt sind. Ja, die Direction ging noch einen Schritt weiter, sie stellte in jenem Gange sogar die Handzeichnungen, die sich im Besitze der Galerie befanden, aus, damit nun auch diese dem Publicum zugänglich seien. Vordem hatte man die Handzeichnungen noch sorgfältiger gehütet, als die Stiche, so zwar, dass ich mir bei meinem ersten Aufenthalte in Florenz im Jahre 1833 die Erlaubniss zur Einsichtnahme in die Handzeichnungen Michel Angelo's und Rafaels, die damals in sehr zweckmässigen Kästen unter doppeltem Verschluss aufbewahrt wurden, im Wege der Gesandtschaft verschaffen musste. Im Verlaufe eines Jahres konnten damals kaum fünf bis sechs Menschen diese Kunstschätze bewundern, die heute durch die Photographie vervielfältigt, Jedermann zugänglich, und zu einem unentbehrlichen Apparat der Kunstgeschichte geworden sind, und es Jedermann, der sich mit der Geschichte der Renaissance beschäftigt, ermöglichen, sich über die Entwickelung der grossen

Künstler und über die verschiedenen Stadien in der Entstehung ihrer einzelnen Gemälde ein Urtheil zu bilden. Erst aus diesen Handzeichnungen ersehen wir, wie ernst Leonardo da Vinci, Rafael und Michel Angelo ihre künstlerischen Aufgaben nahmen, wie sie ihre Ideen änderten und verbesserten, bevor sie dieselben in ihren Gemälden ausführten, wie emsig sie jede Figur ihrer Compositionen studirten, so dass manches, was wir so leicht für eine plötzliche Inspiration des Genies halten, in Wahrheit als das Resultat der gewissenhaftesten, selbst das Geringfügigste mit Ernst behandelnden Studien erscheint. — Wir sehen, dass Rafael oder Fra Bartolomeo die Gestalten ihrer Bilder zuerst nackt entwarfen, ja in dieselben häufig sogar das Skelett einzeichneten, um jeden Fehler gegen die Zeichnung zu vermeiden. Jungen Künstlern, die sich durch vergängliche Erfolge sehr leicht verblenden lassen, die Alles, was in den classischen Werken der alten Meister das Resultat langwieriger Studien ist, der Unmittelbarkeit des Genies zuzuschreiben pflegen, kann das Studium dieser Handzeichnungen nicht eindringlich genug empfohlen werden, denn sie können aus denselben ersehen, dass Meisterwerke nicht vollendet, einer Minerva gleich, aus dem Kopfe des Künstlers hervorgehen, sondern langsam reifen, obgleich man die quälende Mühe des Studiums und der Arbeit an dem vollendeten Werke nicht bemerkt.

Wovon wir schon vor zwanzig Jahren in Florenz sprachen, das geht jetzt grossentheils in Erfüllung: eine durchgreifende Reorganisation der dortigen Kunstsammlungen. Die Regierung hat den Palazzo La Crocetta angekauft und gestaltet denselben zu einem Museum für Alterthümer um, in dem, sowie im

Bargello die Plastik der Renaissance vertreten ist, die egyptischen, griechischen, etrurischen und römischen Kunstdenkmäler in der Weise gruppirt werden sollen, dass sie sowohl der gelehrten Forschung als auch der Veredlung des Geschmackes des kunstliebenden Publicums die besten Dienste zu leisten im Stande seien.

Aber nicht nur die grossen Museen und Sammlungen beschäftigten mich damals, sondern auch einzelne Gemälde und Kunstdenkmäler in Kirchen und Klöstern, die zu jener Zeit nach und nach dem grossen Publicum geöffnet wurden. Aus kunstgeschichtlichen Werken war uns bekannt, dass Fra Angelico in dem Kloster S. Marco die Zellen seiner Brüder mit Wandgemälden geschmückt habe, aber die Dominicaner gestatteten dem Publicum die Besichtigung der einzelnen Zellen nicht, nur das Refectorium war zugänglich, für Frauen selbst dies nicht. Im Gegensatze hiezu blieb der Anblick des berühmten Wandgemäldes in Santa Maria Maddalena dei Pazzi, das ein Meisterwerk Perugino's ist, Männeraugen stets entzogen, da die Nonnen den Besuch des Klosters nur Frauen gestatten durften. Nach Aufhebung der Mönchsorden in Italien wurde das Kloster San Marco in ein kirchliches Museum umgewandelt, das jetzt gegen Bezahlung jenes Francs, der bei allen italienischen Museen von jedem Besucher sehr zweckmässigerweise erhoben wird, stets offen steht, sehr angenehm ist; das andere Kloster hingegen verblieb als beste Mädchen-Erziehungsanstalt von Florenz auch fernerhin unter der Aufsicht und Clausur der Nonnen. Ricasoli, dessen Aufmerksamkeit man auf dieses verborgen gehaltene, herrliche Wandgemälde Perugino's lenkte, sorgte aber dafür, dass Mittel ausfindig gemacht wurden, jenen Saal, in dem

sich das Frescogemälde befindet, unter Aufrechthaltung der Clausur, dem Publicum zugänglich zu machen.

IV.

Die Reichhaltigkeit der Sammlung von Handzeichnungen bot mir Gelegenheit zum eifrigen Studium derselben; und zwar nicht nur jener, die in dem Verbindungsgange ausgestellt waren, sondern auch jener, die noch in Cartons aufbewahrt wurden; denn ich hatte mich bald überzeugt, dass bei der Aufstellung Fehler vorgekommen waren: einige Zeichnungen waren unrichtig bezeichnet, andere waren geradezu Fälschungen. Dies gilt insbesondere von jener Sammlung, die der Graveur und Bildhauer Santarelli der Galerie hinterlassen. Die Handzeichnungen grosser Meister wären nämlich schon zur Zeit ihrer Entstehung sehr geschätzt, sie wurden von Freunden und Schülern gesammelt, häufig auch copirt, nicht selten auch zu dem Zwecke, um unter dem Namen des Meisters selbst eine Rolle zu spielen. In dieser Hinsicht war das moralische Gefühl der Söhne der Renaissancezeit von dem heutigen gänzlich verschieden; sie sahen darin, dass man die Copie eines Kunstwerkes für ein Original ausgab und demselben diesen Rang für alle Zukunft sichern wollte, keinen Betrug. So wurde der Amor Michel Angelo's einem Cardinal als antike Statue verkauft, allerdings blos um den Ruhm des Künstlers zu vergrössern. Man copirte übrigens Meisterwerke auch ohne irgend welche Nebenabsichten; so copirten insbesondere Rafael's Zeitgenossen viele seiner Werke, die dann als Originale in verschiedene Sammlungen geriethen, wo man sie jetzt anstandshalber Repliken nennt; ja bei einigen ist es sogar fraglich, welches Exemplar das echte sei, so z. B.

das berühmte Portrait des Papstes Julius II., welches sowohl in den Ufficj, als auch im Palazzo Pitti vorhanden ist. Bei Handzeichnungen war diese Unterscheidung und die Bestimmung der Originale lange fast unmöglich; erst seitdem die in verschiedenen Sammlungen zerstreuten Exemplare durch die Photographie vervielfältigt werden, ist eine unmittelbare Vergleichung und dadurch die Bestimmung der Echtheit möglich geworden. Passavant, der reiche Frankfurter Kunstliebhaber, hatte sich die Erforschung und das genaue Studium der Werke Rafael's zu seiner Lebensaufgabe gemacht; er besuchte zu diesem Zwecke alle jene Städte und Schlösser Europas, wo sich Zeichnungen von der Hand Rafael's befinden; dann verfasste er ein genaues Verzeichniss derselben und gab bei jeder Zeichnung an, ob sie Original, Copie oder das Werk eines Schülers sei. Aber auch er glaubt noch an Repliken; so bezeichnet er die beiden Exemplare einer Handzeichnung, von denen das eine in Venedig, das andere in Oxford aufbewahrt wird, als Originale. Sein Buch war zu einer Zeit erschienen, in der die Handzeichnungen noch nicht durch Photographie oder Phototypie vervielfältigt wurden; damals waren besonders Inhaber von Privatsammlungen noch der Meinung, dass ihre Kunstschätze durch die Vervielfältigung eben jenen eigenthümlichen Werth verlieren, den ihnen der Umstand verlieh, dass diese Zeichnungen nur bei ihnen und nur mit ihrer Erlaubniss besichtigt werden konnten. Eine eingehende Vergleichung war also zu jener Zeit noch unmöglich, ja selbst öffentliche Sammlungen weigerten sich, die Handzeichnungen photographiren zu lassen, bis endlich Prinz Albert, der Gemahl der Königin von England, den öffentlichen Sammlungen und den Kunstliebhabern

neue Bahnen wies. Er war ein grosser Kunstfreund und eifriger Bewunderer der grossen Künstler; er hatte die Absicht, Rafael's, Michel Angelo's und Leonardo da Vinci's sämmtliche Werke und deren Copien und Vervielfältigungen in Kupferstich u. s. w. entweder im Original oder doch mindestens in photographischen Nachbildungen zu sammeln; er musste aber sehr bald einsehen, dass dies eine Aufgabe sei, zu deren Lösung ein Menschenleben nicht genügend ist; er concentrirte daher seine kunsthistorischen Forschungen und seinen Sammeleifer auf Rafael. Ueber seine Aufforderung liessen Herrscher und öffentliche Sammlungen die in ihrem Besitz befindlichen Handzeichnungen Rafael's photographiren; nach und nach folgten diesem Beispiel auch Privatleute, obgleich es noch immer manche gab, die sich nur schwer dazu verstanden; auf diese Weise kam jene ausserordentlich reichhaltige Sammlung zu Stande, die Ruland nach dem Tode des Prinzen catalogisirte; in diesem Verzeichniss sind die Werke Rafael's einzeln aufgezählt und bei jedem alle Kupferstiche, die nach demselben verfertigt wurden und alle Handzeichnungen, die als Studien für die betreffende Composition angefertigt worden waren, genau angegeben; ausserdem sind selbst alle jene Copien erwähnt, die irgendeinmal als Originale betrachtet wurden. Seither sind die Handzeichnungen-Cabinete nicht mehr von siebenköpfigen Drachen gehütete Schatzhäuser, in denen nur besonders Begünstigte Studien obliegen oder sich edlen Genuss verschaffen konnten; phototypische Nachbildungen wurden von nun an allgemein Mode und bilden heutzutage einen unentbehrlichen Behelf zum Studium der Kunstgeschichte. Die Direction der Galerie in Florenz ging in dieser Hinsicht äusserst liberal vor und gestattete

den Photographen in zuvorkommender Weise das Copiren der Handzeichnungen; Philpot, ein englischer Photograph, wählte auch über tausend Zeichnungen zu diesem Zwecke aus und verkaufte die Nachbildungen in seinem Geschäftslocal; bei der Auswahl berücksichtigte er aber mehr den Geschmack seiner Kunden, der Touristen, als die Anforderungen der Kunstgeschichte; später wurde ich mit ihm bekannt und auf meine Aneiferung hin liess er dann Alles, was interessant war, photographiren.

Meine Studien im Gebiete der Handzeichnungen wurden durch eine sehr interessante Entdeckung belohnt; in jenem mehrmals erwähnten Gange war eine berühmte Kreidezeichnung Michel Angelo's ausgestellt, die unter dem Namen Anima damnata bekannt ist. Es ist dies der Kopf einer alten Frau, auf deren Gesicht der höchste Grad seelischer Qualen in grauenerregender Weise ausgeprägt ist. Diese Zeichnung ruft bei den Betrachtern stets ungetheilte Bewunderung hervor; auch ich schätzte diese Zeichnung besonders hoch und ich meinte die kühne Hand Michel Angelo's in jedem Zuge zu erkennen. Man kann sich daher meine Ueberraschung vorstellen, als ich in den nicht ausgestellten Cartons der Sammlung auf einem eingerissenen Blatt denselben Kopf, jedoch mit noch edlerem Gesichtsausdruck und noch correcter gezeichnet, entdeckte. Niemand zweifelt nunmehr daran, dass dies das Original sei; da es aber nicht gut erhalten war, wurde es trotzdem nicht ausgestellt. Philpot photographirte die Handzeichnung auf meine Bitte und seither findet man sie in vielen Sammlungen.

V.

Auch die Kunsthändler und Sammler besuchte ich häufig; bei Guastalla, dem Freunde Trollopes fand ich

jene grossen gegossenen Medaillen, die im 15. Jahrhundert von Pictor Pisanus, Sperandeus und deren Zeitgenossen und Nachfolgern verfertigt wurden; sie sind gegossen und meistens ciselirt, weshalb sie auch seltener sind, als geprägte Münzen, die man so lange vervielfältigen kann, als der Stahlstempel unversehrt bleibt. Eine gegossene Medaille mit dem Portrait Mathias Corvinus' fand ich ebenfalls bei Guastalla. Diese zur Zeit Mathias' verfertigten Medaillen sind sehr selten. Noch seltener sind die Wachsmodelle, nach denen diese Medaillen verfertigt wurden; Guastalla besass ein ausserordentlich schönes Exemplar: das Portrait Savonarola's, jedenfalls das Originalmodell der bekannten Medaille. Bei Guastalla sah ich auch ein paar Nielloabdrücke in Schwefel, die zu den allergrössten Seltenheiten gehören; die Niellisten pflegten nämlich ihre Silbergravuren, bevor sie in dieselben das Nielloemail einschmolzen, in geschmolzenem Schwefel abzudrücken, um ihre Arbeit besser beurtheilen zu können, denn am Original täuschte der Silberglanz sehr häufig das Auge des Künstlers. Nach Vasari wurde bei Maso Finiguerra einmal ein solcher Schwefelabdruck russig und als Maso zufälliger Weise nasses Papier darauf drückte, sah er auf letzterem einen Abdruck seines Werkes, dadurch schien die Möglichkeit zur Vervielfältigung geboten. Es wurde behauptet, auf diese Weise sei die Kupferstecherkunst entstanden, was sich übrigens als Künstlermärchen erwies. Solche Schwefelabdrücke und gleichzeitige Niello-Papierabdrücke werden häufig ebenso theuer bezahlt, wie die Originale aus Silber.

Ein viel feinerer Kunstkenner als Guastalla war Foresi; ursprünglich Advocat, vertauschte er diese Stellung später mit der eines Kunsthändlers; aber anstatt

dass er nach italienischer Sitte bestrebt gewesen wäre, mit jedermann gut auszukommen, gerieth er mit allen Kunsthändlern und Dilettanten in Streit, weil er sie seine Ueberlegenheit zu sehr fühlen liess. Ich wurde in den Uffizj mit ihm bekannt; er lud mich ein, ihn zu besuchen. Als ich in dem ersten Zimmer seiner Wohnung sehr mittelmässige und moderne Kunstgegenstände bemerkte, führte er mich mit den Worten: „das ist nicht für Sie, das ist für die Amerikaner" in ein anderes Zimmer, wo mir sofort gute Bilder und sehr schöne Terracotten in die Augen fielen. Die Geschichte eines dieser Bilder ist interessant; es ist eine sogenannte Santa conversazione: die Madonna und einige Heilige; man hielt es für einen Ghirlandojo und als solcher wurde es auch nach England verkauft; später entdeckte Foresi eine aus dem vorigen Jahrhundert stammende Kupferstichnachbildung dieses Gemäldes, deren Aufschrift angibt, dass das Original ein Werk Verocchio's sei und sich in der Dominicanerkirche befinde; in der That erwähnt Vasari, dass Verocchio das Hochaltarbild für dieses Kloster gemalt habe. Foresi forschte nun dem verkauften Bilde nach und es gelang ihm auch, es zurückzukaufen; selbstverständlich stieg das Gemälde nun als echter Verocchio bedeutend im Werthe und Preise, denn es existirt ausser diesem nur noch ein einziger beglaubigter Verocchio, der eine der Zierden der Florentiner Academie ist. Foresi's Concurrenten und Widersacher verhinderten zwar längere Zeit den Verkauf des Bildes, aber schliesslich wurde es dennoch gut verkauft. Foresi besass ausserdem noch zwei Terracotten-Reliefs von Verocchio, die Modelle zu den an beiden Seiten des silbernen Altars des heil. Johannes befindlichen Reliefs; niemand wagte es, deren Echtheit

in Zweifel zu ziehen und Thiers kaufte sie für seine Privatsammlung, die er dann der französischen Nation hinterliess. Aber noch ein drittes, viel schöneres Terracotta-Relief, die Grablegung, sah ich bei Foresi; dieser schrieb es natürlich dem berühmten Schüler Verocchio's, Leonardo da Vinci zu, von dem keinerlei Relief bekannt ist. Wer immer auch der Schöpfer dieser herrlichen Composition gewesen sein mag, mir ist kaum irgend eine Terracotta bekannt, welche die Vorzüge der Florentiner Schule am Ausgange des 15. Jahrhunderts besser characterisiren würde; ich kaufte dieselbe auch an, obgleich sie ziemlich theuer war. Für noch bedeutender hielt ich eine garstige Frauengestalt — die Häresie —, die am Boden liegt und ursprünglich von der Gestalt der Religion, die ein Kreuz in der Hand hielt, getreten wurde. Die Gestalt der Religion war verschwunden bis auf die Füsse und den untersten Theil des Kreuzes, die Gestalt der Häresie aber war unversehrt geblieben und jede Linie trug den Stempel der genialen Kunst Michel Angelo's. Foresi schätzte diesen Torso sehr hoch und wollte sich nicht davon trennen; ich war schon längst wieder in Ungarn, als es mir endlich gelang, auch dieses Werk zu erwerben.

VI.

Zu einem Feste in Parma reisten wir mit Guerazzi, der daselbst die Festrede zu halten hatte. Er galt zu jener Zeit als der beste, wenn auch nicht der einflussreichste Redner des italienischen Parlaments und unter den modernen italienischen Romanschriftstellern gebührte ihm ohne Zweifel der erste Rang, obgleich seine Werke im Ausland nicht sehr bekannt sind. Er war ursprüng-

lich Advocat in Livorno, wurde während der Revolution im Jahre 1848 Ministerpräsident, und dann in Folge der von Oesterreich durchgeführten Restauration gefangen genommen, zu langjährigem Kerker verurtheilt, später begnadigt und verbannt; er ging aber nicht, wie andere Verbannte ins ferne Ausland, sondern nach Corsica, wo er seine geliebte Muttersprache hören und von wo er bei heiterem Wetter die Küste Italiens sehen konnte. Guerazzi's Styl kam, gemäss der allgemeinen Meinung, dem der italienischen Klassiker am nächsten und war frei von allen, hauptsächlich durch Uebersetzungen aus dem Französischen in die italienische Sprache eingeschmuggelten fremden Wendungen; seine Schreibweise war etwas schwerfällig, aber kernig und ideenreich.

In Parma interessirten mich vor Allem Correggio's Werke, die man hier am besten studiren kann. Seine Fresken sind zwar schon zum Theil verdorben, aber seine Oelgemälde sind noch vollständig unversehrt, während seine in der Dresdener Galerie befindlichen Werke entweder grösstentheils oder wie die berühmte „Nacht" gänzlich übermalt sind, so dass an diesem letzteren auch nicht ein Pinselstrich mehr Original ist. Correggio's Kunst wurde hauptsächlich durch seine Nachahmer dem Verfall zugeführt; sein Einfluss zeigt sich in allen zur Zeit Ludwig's XIV. und nach ihm gemalten Deckengemälden, bei denen man unter gänzlicher Ignorirung der Architectur durch das Malen und Verkürzen (scurzo) von der sogenannten Froschperspective aus die Illusion hervorrufen wollte, als ob die Decke durchbrochen wäre und die Figuren in der Luft schwebten. In der Bibliothek besichtigte ich jenes mit Goldbuchstaben auf Purpurpergament geschriebene Büchlein,

in welchem Diomedes Caraffa, der Graf von Maddalona, die Königin Beatrix vor ihrer Abreise nach Ungarn darüber belehrt, wie sie sich zu benehmen habe: sie solle ihrem Gemahl, dem König Mathias gegenüber zuvorkommend und doch zugleich zurückhaltend sein; sie solle trachten, sich bei ihrer Schwiegermutter in Gunst zu setzen; sie solle die ungarische Sprache erlernen; ferner solle sie diejenigen, die um Audienz ansuchen, nicht warten lassen, und wenn sie auf ihrer Reise Rom berühre und dem Papste ihre Huldigung darbringe, möge sie es nicht unterlassen, die Interessen ihrer Familie wahrzunehmen und des Cardinalhutes zu erwähnen, der Johann von Aragonien in Aussicht gestellt worden war.

Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, dass in Italien selbst bei festlichen Gelegenheiten wenig Gastfreundschaft zu finden ist; dies ist eine Tugend, die sich ursprünglich in weniger gebildeten Ländern entwickelt hat, wo die Gasthöfe unbequem sind, oder wo es deren überhaupt keine gibt und die sich später nur noch beim Landvolke und bei der Aristocratie erhalten hat. Bürgerthum und städtisches Wesen sind der Ausbildung der Gastfreundschaft nicht günstig, daher denn auch in Ländern, wo das städtische Wesen fast ausschliesslich herrscht und selbst die Magnaten zu Bürgern werden, wie in Frankreich und Italien, nicht die Gastfreundschaft, sondern die Sparsamkeit den Hauptcharacterzug der Bevölkerung bildet.

In Florenz hörten meine journalistischen Verbindungen nach und nach gänzlich auf, zuerst die amerikanischen und englischen, endlich auch die französischen; eine Zeit lang war ich Correspondent der Opinion Nationale und des Temps gewesen, damals aber cor-

respondirte ich nur mehr ausnahmsweise; ich schrieb übrigens, nunmehr in der fünften Sprache, einige italienische Artikel für das Diritto, ja einmal hielt ich sogar eine grosse Rede in italienischer Sprache. Zu jener Zeit wurde an der Codification eines Strafgesetzes für ganz Italien gearbeitet; die Toscaner konnten sich mit dem Gedanken nicht befreunden, dass die Todesstrafe in das Gesetz aufgenommen werde, denn dieselbe war in Toscana schon vor hundert Jahren abgeschafft und nur zur Zeit der Franzosenherrschaft wegen militärischen Ausschreitungen ein einzigesmal angewendet worden. Zur Besprechung dieser Frage war eine Volksversammlung in das Pagliano-Theater einberufen worden; man forderte auch mich auf, gegen die Todesstrafe zu sprechen, was ich denn auch, getreu meinen Grundsätzen, zu denen ich mich im Jahre 1843 bekannte und die wir damals auch in einem Separatvotum ausgesprochen hatten, gern that. In der Absicht auf rhetorische Wirkung erwähnte ich, dass ich selbst schon zum Tode verurtheilt gewesen sei; ich hatte mich nicht verrechnet, denn dieser Hinweis rief grosse Bewegung hervor, aber Tags darauf sagten die Vertheidiger der Todesstrafe, es sei ja doch sehr natürlich, wenn einer, der selbst schon sozusagen unter dem Galgen gestanden, die Todesstrafe auf das heftigste bekämpfe.

VII.

In jener Zeit, als wir in Florenz wohnten, waren Aleardi und Dall Ongaro die bekanntesten italienischen Dichter; beide wohnten in Florenz, Aleardi als Parlamentsmitglied und Dall Ongaro als Professor der Literatur an der Fortbildungsanstalt. Wir kamen mit beiden öfters zusammen, Dall Ongaro aber gehörte unserem

intimen Freundeskreise an. An einem schönen Sommerabende, am Tage des heil. Johannes, gingen wir hinab, um das Feuerwerk und die Beleuchtung zu sehen, mit denen Florenz seinen Schutzheiligen feiert. Der Mittelpunkt des Festes ist natürlich das Battisterio, das Heiligthum Johannes des Täufers. Die Reliquie des Heiligen hatte vor sechshundert Jahren ein Pazzi aus Palästina mitgebracht und seit jener Zeit besitzt seine Familie das Privilegium, dass das Feuer, mit dem am Abende des Johannestages die Altarkerzen im Battisterio angezündet werden, feierlich aus ihrem Hause geholt werde. Das geschieht nun seit Langem auf folgende Weise: auf einem Drahte wird eine Rakete aus dem Palazzo Pazzi durch ein Fenster des Heiligthums zu den Kerzen des Hochaltars geleitet; die Florentiner nennen sie la colombina della casa Pazzi (die Rakete des Hauses Pazzi). Da sich das Gerücht verbreitet hatte, das damalige Haupt der Familie wolle als aufgeklärter Mann dieses traditionelle Schauspiel einstellen, hatten sich auf dem Platze viele Menschen angesammelt, unter ihnen auch Dall Ongaro und ich; — wir warteten und sieh! die Rakete legte ihren traditionellen Weg unter den Bravorufen der Menge zurück. Dall Ongaro äusserte, dass das Wort Pazzo so viel bedeute als Narr, und sandte mir in Bezug darauf noch an demselben Abende folgende Verse:

O colombina della casa Pazzi
Metteci un po' di pazzo nelle vene
Falli scattar un po' questi ragazzi
Che sono savj piu che non conviene.
Dell' erba savia se ne coglie a mazzi
La Camera e le stalle ne son piene —
Ma se non fosse il pazzo di Caprera,
Il re borbone resteria dov' era.

Ma se non fosse il pazzo d'Aspromente
Non si direbbe Italia, ma Piemonte
I savj san tirare il conto tondo
Ma sono i pazzi che han salvato il mondo.

Von den Schauspielern waren wir mit Rossi und Salvini, den Schülern des noch grösseren Gustavo Modena, bekannt; dieser stand als Freund Mazzini's und als einer der Vertheidiger Roms im Jahre 1849 bei den Republikanern in hohem Ansehen. Er starb vor der Wiedergeburt Italiens, seine Freunde wollten ihm ein grossartiges Denkmal setzen, aber Guerazzi war dagegen, indem er sagte, dem Schauspieler gebühre der Beifall des Augenblicks, der ephemere Ruhm und glänzendes Honorar, dies alles werde ihm, wenn er hervorragend sei, in viel höherem Masse zu Theil, als dem Dichter oder Staatsmann; aber die Nachwelt sei ihm nicht zu Dank verpflichtet; ein alter römischer Grabstein, dessen Inschrift besagt, dass der Verstorbene Schauspieler gewesen, in Rom aufgetreten sei und gefallen habe, sei auch jetzt vollkommen genügend.

VIII.

Es ist allgemein bekannt, dass die italienische Malerei aus ihrem Verfall noch immer nicht zu neuem Leben erwacht ist, dass die moderne italienische Schule neben der englischen, französischen, deutschen und spanischen eine sehr traurige Rolle spielt. Die Italiener fühlten dies selbst und ebendeshalb begrüssten sie mit Begeisterung jeden Maler, der Talent zu besitzen schien; so feierten sie zu unserer Zeit den Maler Ussi, dem einige historische Compositionen recht gut gelungen waren, der sich übrigens auch in der Gesellschaft ausserordentlich angenehm zu machen wusste und auf

jüngere Künstler aneifernd wirkte. Wir verkehrten mit ihm ziemlich häufig, doch folgte er noch während unseres Aufenthaltes in Florenz dem vielversprechenden Rufe des Khedive von Aegypten und übersiedelte nach Kairo, wo er eine Zeit lang thätig war; seine späteren Bilder entsprachen aber den gehegten Erwartungen nicht; Ussi wurde nicht, wie man gehofft, der Regenerator der italienischen Malerei.

Am Gebiete der Sculptur gewannen zu unserer Zeit Vela und die Mailänder Schule grossen Einfluss, durch sie kam jene naturalistische und materialistische Auffassung in Schwung, die durch Aeusserlichkeiten und technische Kunstgriffe zu verblüffen bestrebt ist und besonders den Amerikanern und halbgebildeten Europäern zusagt. Bei Weltausstellungen werden diese Sculpturen trotz ihrer allgemeinen Beliebtheit meistens in den Abtheilungen für Industrie und nicht in jenen für Kunst ausgestellt, wodurch über ihren Kunstwerth ein genügend deutliches Urtheil ausgesprochen ist. Börsebarone und amerikanische Petroleumritter schätzen diese Marmorstatuen ausserordentlich hoch und bezahlen sie auch dem entsprechend, was wieder zur Folge hat, dass die Mailänder Schule mit ihren Kunstgriffen und mit ihrer materialistischen Auffassung immer mehr Terrain gewinnt.

Die Florentiner Bildhauer schlossen sich zu meiner Zeit dieser neuen Richtung nicht an, sondern blieben den alten Traditionen treu. Der alte Dupré arbeitete wenig, aber genau und gründlich; später wurde Fédi der Liebling des Publicums und seine Freunde beeinflussten die öffentliche Meinung so geschickt, dass die von ihm geschaffene Gruppe: der Raub Polyxenas in der Loggia Orgagnas neben den antiken Statuen, neben

Benvenuto Cellini's Perseus und Giovanni Bologna's Raub der Sabinerinnen aufgestellt wurde. Der berühmteste Bildhauer aber war der Amerikaner Powers, den seine „griechische Sclavin" berühmt gemacht hatte; seither hat er wohl ein Dutzend Repliken dieser Statue verfertigt, an der die Amerikaner eigentlich blos die aus einem einzigen Stücke Marmor gemeisselte Kette bewundern, denn ihnen gilt die Bewältigung technischer Schwierigkeiten als Kunst, ihnen ist Geschicklichkeit und Kunst noch ein und dasselbe. Powers modellirte zu meiner Zeit eine Eva, beiläufig in demselben Style wie die Sclavin; ausserdem verfertigte er viele Portraitsbüsten mit sozusagen photographischer Treue. Den eigenthümlichen Character der amerikanischen Physiognomien fasste niemand so gut und genau auf, wie dieser amerikanische Künstler, der übrigens insofern ganz zum Italiener geworden war, als er sich nicht nach Amerika zurücksehnte, weil er dort weder das italienische Klima, noch die künstlerische Umgebung wiedergefunden hätte.

Die Gesellschaft war im Mittelalter strenger gegliedert als heutzutage, und in den democratischen Städten Toscanas herrschten die Zünfte mit solcher Macht, dass Jedermann, der politische Rechte ausüben wollte, Mitglied einer Zunft sein musste. Die Künstler gehörten der Zunft der Goldschmiede an, und in der That haben viele Maler und Bildhauer ihre Laufbahn in Goldschmiedewerkstätten begonnen und haben die Goldschmiedekunst auch niemals ganz aufgegeben. Pollajuolo und Verocchio in Florenz, Francesco Francia in Bologna waren bis an ihr Lebensende auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst thätig, obgleich sie als Maler bekannter sind. Mit besonderer Vorliebe forschte ich den weniger bekannten plastischen Werken dieser Meister

nach; zu diesem Zwecke besuchte ich häufig die Opera del Duomo genannte Werkstätte des Domes, wo jene Schätze der Kirche aufbewahrt wurden, die nicht in täglichem Gebrauch waren. Dieser Dom war an Schätzen besonders reich, denn der Duomo war der Stolz, ja sozusagen das Symbol der Stadt und der Mittelpunkt ihres Lebens, so dass sogar laut einem alten florentinischen Gesetze jedes Testament ungiltig ist, in dem nicht ein Legat zu Gunsten des Dombaufondes ausgesetzt ist. Trotzdem blieb dieses Wahrzeichen der Stadt Florenz bis in die neueste Zeit unausgebaut. Giotto, der den Glockenthurm, welcher neben dem Dome steht, erbaute, hatte auch einen Theil der Façade vollendet; aber im 15. Jahrhundert trat eine Stockung ein, die Kuppel wurde der Hauptschmuck und Glanzpunkt des Gebäudes, die Front wurde nicht vollendet; der Geschmack hatte sich eben geändert und man wollte sie daher nicht im Geiste Giotto's ausführen, andererseits fühlte man, dass jede Ergänzung im Geiste des neueren Geschmackes unkünstlerisch und unschön wäre; ja im 16. Jahrhundert ging man sogar noch weiter, man brach jenen Theil der Façade, der von Giotto bis zur halben Höhe aufgeführt worden war, wieder ab, ohne eine neue Façade an dessen Stelle zu setzen, und so geschah es, dass die Kirche Madonna del Fiore, das grossartigste Baudenkmal und der Stolz der Stadt unvollendet blieb und Jahrhunderte hindurch mit verfallener Front dastand. Zur Zeit der Grossherzoge stand die Domrestaurirungsarbeit gänzlich still; die Grossherzoge waren überhaupt jenen Denkmalen nicht hold, die an die Zeit der Republik erinnerten, ja sie vollendeten nicht einmal ihre Hauskapelle: San Lorenzo, die Begräbnissstätte der Medicäer; zur Ausschmückung der

Kapelle verwendeten sie zwar Millionen, aber die Front von San Lorenzo ist noch heute eine schmucklose Ziegelmauer. Auch die Kirche Santa Croce, mit Recht das Pantheon von Florenz genannt (denn hier sind die grossen und berühmten Männer der Stadt beigesetzt, hier stehen ihre Monumente) schien mit ihrer verfallenen Façade deutlich zu beweisen, dass der neueren Zeit sowohl der religiöse Eifer, als auch der Schönheitssinn abhanden gekommen. Zu unserer Zeit fand sich endlich ein Engländer, der an die Spitze zu einer Subscription trat, die fehlende Summe aus Eigenem ergänzte, und dadurch die Ausschmückung der Façade von Santa Croce ermöglichte; dieselbe wurde, ähnlich dem Battisterio, in weissem und schwarzem Marmor im Styl des 14. Jahrhunderts ausgeführt. Zu der Zeit, als wir in Florenz lebten, wurde endlich auch der Concurs zur Vollendung des Duomo ausgeschrieben. Die Aufgabe war grossartig und ihre Lösung durchaus nicht leicht, denn der ursprüngliche Plan Arnulfo da Colles' mit den von Giotto erdachten Veränderungen, die aus einem Fresco in der Capella dei Spagnoli bekannt sind, war unausführbar, weil die colossale Kuppel den Character des Gebäudes gänzlich umgewandelt hatte. — Unter den eingereichten Plänen waren drei, die eine ziemlich glückliche Lösung enthielten und die Façade wird nun in nicht allzuferner Zeit ausgebaut sein; der Dom, dessen Bau in der jetzigen Ausdehnung im Jahre 1298 geplant und begonnen wurde, wird nun endlich nach sechshundert Jahren vollendet. Unter den Schätzen des Domes, die in der Sacristei und in der Dombauwerkstätte aufbewahrt werden, sind die Goldschmiedearbeiten, die Kreuze und Leuchter am interessantesten, besonders aber der grosse silberne Altar, der alljährlich

am Johannestage in der Kirche ausgestellt wird; durch diesen häufigen Transport aus der Werkstätte in die Kirche und zurück haben die Emailarbeiten an demselben schon viel Schaden gelitten. Die Verfertigung dieses aus Reliefs von getriebenem Silber bestehenden Altars nahm ein ganzes Jahrhundert in Anspruch; an der Ausführung betheiligten sich sämmtliche Florentiner Goldschmiede jenes Zeitraumes, so dass man in diesem Werke die Geschichte der Goldschmiedekunst und der Plastik des 15. Jahrhunderts studiren kann, wie in Pistoja jene des 14. Jahrhunderts. Die dortige Kirche hatte schon im 13. Jahrhundert einen silbernen Altar, ein berüchtigter Einbrecher stahl denselben und schmolz ihn ein, was auch Dante in seinem Inferno erwähnt; aber die Pistojer gingen sofort daran, den Verlust zu ersetzen; sie liessen den Altar ihrer Hauptkirche mit Reliefs aus getriebenem Silber, welche Darstellungen aus dem alten und neuen Testament enthielten, schmücken, um zu beweisen, dass sie die Kosten nicht scheuen, wenn es sich um den Ruhm ihrer Kirche handle. Zu jener Zeit war die Zahl der Reichen auch nicht grösser als heute; die damalige Mittelclasse war sogar ärmer als die jetzige, und trotzdem brachte man der Kunst grössere Opfer als jetzt. Jede Stadt, jede Gemeinde hegte den Wunsch, eine schöne Kirche zu besitzen mit Gemälden und Bildhauerwerken, die Herz und Phantasie anregen. Die Kunst stand hauptsächlich im Dienste der Kirche, selbst reiche Privatleute liessen vor Allem ihre Familienkapellen ausschmücken; als Zierde des Hauses dienten höchstens Cassonen, d. i. Ausstattungsschreine und Schmuckkästchen. Die profane Malerei und die Ausschmückung der Paläste beginnt erst mit der Renaissance; die Wiederentdeckung und Verbreitung

der alten Klassiker machte die Mythologie so populär, dass z. B. Simone, der Bruder Donatello's, sogar auf der Bronzethür der Peterskirche in Rom mythologische Figuren anbrachte; auf der Thür der berühmtesten Kirche der Christenheit sehen wir daher heute noch Aeneas, der seinen Vater Anchises trägt, Hercules und Ganymedes, ja sogar Leda in den Umarmungen des Schwanes.

In der Jesuitenzeit wurde der grösste Theil der Kirchen umgestaltet; eine unechte Pracht wurde Mode, die Spitzbogenfenster wurden vermauert, alle geraden Linien gebrochen, sogar die Säulen strebten in Schneckenwindungen empor, alles und jedes wurde mit kleinlichen Schnörkelornamenten überladen; das Holz wurde bemalt und vergoldet, der Ziegel ward übertünchte Lüge: der Marmor und Metall heuchelte; selbst die Meisterwerke der Kunst behing man mit geschmacklosen flammenden Herzen aus Silber, die Altäre verunstaltete man mit schmutzigen Papierblumen, alle Poesie und aller Geschmack waren aus den Kirchen verbannt, zur Veredlung des Geschmackes der Gemeinde trugen dieselben nichts mehr bei. In der allerjüngsten Zeit kommt eine bessere Richtung zum Durchbruch, man ist bestrebt, die Kirchen in ihrer ursprünglichen Gestalt zu restauriren und alles aus denselben zu entfernen, was in der Barockzeit verunstaltet wurde; dabei verfällt man aber häufig in einen übertriebenen Purismus, indem man auch solche Gegenstände entfernt, die entweder Kunst- oder historischen Werth besitzen, ja es gibt Restaurirungen, bei denen kein Stein auf dem andern bleibt und alte Ornamente, wenn sie nur im geringsten verletzt sind, sofort durch neue ersetzt werden. Gegen derartige Restaurirungen erheben hauptsächlich die

Engländer ihre Stimme und ihre Proteste haben meistens Erfolg. So hat z. B. der Dogenpalast in Venedig von der Unbill der Zeit während fünf Jahrhunderten viel gelitten, besonders die untere Säulenhalle, deren Marmor in der mit Säuren geschwängerten Seeluft stark verwittert ist. Die städtische Verwaltung war der Ansicht, dass eine Restaurirung statthaben müsse und man begann an die Stelle der alten Säulen neue zu setzen, deren Capitäler man genau nach dem Muster der alten verfertigte. Gegen dieses Vorgehen protestirten englische Kunstfreunde in Zeitungen und Petitionen an das italienische Parlament und zwar mit Erfolg, denn seither lässt man die alten Säulen wieder in Ruhe. Für Kunstfreunde, welche die Architectur studieren wollen, ist der Besuch jener Städte besonders lohnend, die im 17. und 18. Jahrhundert verarmten und überhaupt im Niedergange begriffen waren, denn eben wegen ihrer misslichen finanziellen Verhältnisse waren sie nicht in der Lage, die alten Kirchen, Paläste und Häuser im Zopfstyl umzugestalten. In solchen Städten findet man die Schöpfungen des Mittelalters und der Renaissance zwar in vernachlässigtem Zustande, aber doch nicht verunstaltet.

Das Jesuitenzeitalter charakterisirt besonders der übermässige Gebrauch des lapis lazuli. Dies war der Lieblingsstein jener Patres; um ihre Kirche in Rom mit demselben ausschmücken zu können, erliess der General an die Vorsteher der Ordenshäuser in allen Haupt- und Handelsstädten den geheimen Befehl, an einem bestimmten Tage den auf dem betreffenden Platze vorhandenen Vorrath an lapis lazuli aufzukaufen; der Preis desselben wäre, wenn der Ankauf nicht überall an einem und demselben Tage erfolgt wäre, durch die

grosse Nachfrage in die Höhe getrieben worden. Der Erfolg dieser schlauen Operation übertraf alle Erwartungen, so dass nicht nur die Jesuitenkirche in Rom mit diesem Stein im Uebermass ausgestattet wurde, sondern auch fast jede grössere Jesuitenkirche zum mindesten den Hochaltar mit lapis lazuli schmücken konnte. Dieser Schmuck wurde das Denkmal des Reichthums des Jesuitenordens; aber der Einfluss des Ordens auf die Kunst in Italien war ein schädlicher; die correcten, aber geistlosen Gemälde der Bologneser Schule, welche dem damaligen ungesunden, unnatürlichen Geschmacke der höheren Gesellschaftsclassen entsprachen, sind ein Ausfluss jener Kunstrichtung, welche die Kirche nach dem Tridentiner Concil eingeschlagen und die nur in Spanien und Belgien, in den Gemälden Murillo's und Rubens', edlere Blüthen hervorgebracht hat.

Florenz verdankt seine architektonische Schönheit hauptsächlich dem Umstande, dass seine öffentlichen Gebäude zu jener Zeit schon vollendet waren und daher die Auswüchse des Barockstyles viel spärlicher vertreten sind, als in Rom, dessen Gebäude, selbst die Peterskirche nicht ausgenommen, durch jene Auswüchse verunstaltet wurden.

IX.

In Florenz fühlten wir uns sehr bald heimisch; die schöne Sprache, die Gutmüthigkeit der Bevölkerung, die Liberalität der Gesellschaft machten uns den dortigen Aufenthalt angenehm; selbst die unteren Volksclassen scheinen hier gebildeter zu sein, als anderswo. Unter allen europäischen Sprachen besitzt die italienische die meisten Dialecte; dieselben unterscheiden sich häufig derart von einander, dass man sie als verschiedene

Sprachen betrachten könnte, dass die minder gebildeten Bewohner verschiedener Provinzen einander kaum verstehen; der Unterschied zwischen dem piemontesischen und sicilianischen Dialekt z. B. ist grösser, als jener zwischen der holländischen und deutschen oder zwischen der czechischen und polnischen Sprache. Der wohlklingendste unter allen Dialekten ist der toscanische, er ist zur Sprache der Gebildeten, zur Schriftsprache geworden. Demselben steht der venetianische Dialekt am nächsten, während sich der piemontesische, der gemeinste, der neapolitanische und der sicilianische mit allen ihren Schattirungen wesentlich von ihm unterscheiden, ja sogar eine selbstständige Literatur aufweisen. Da in Toscana Jedermann dieselbe Sprache spricht, welcher sich die Gebildeten bedienen, erhält der Fremde den Eindruck, dass er sich stets unter Gebildeten bewege, und in der That, das Volk fühlt dies und ist bestrebt, auch durch sein Benehmen den gebildeten Classen ähnlich zu werden; es verwischen sich daher scheinbar die Grenzen zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten; übrigens ist Toscana auch wirklich democratischer gesinnt, als sonst irgend eine Provinz Italiens. — Die lange dauernde, weise Regierung der lothringischen Dynastie, die humanen Gesetze, die Achtung, die selbst der damalige Hof für die Wissenschaft stets an den Tag legte und der Verkehr mit den Fremden beeinflussten den Character der Bewohner Toscanas in günstigster Weise. Die städtische Bevölkerung ist mässig und sparsam, wie fast überall in Italien, sie ist sanft und friedliebend, Mord und Todtschlag kommen gar nicht, Schlägereien höchst selten vor; selbst den untersten Classen ist eine gewisse herzliche Gemüthlichkeit eigen.

Als die Nachricht vom Gefecht bei Aspromonte, von der Verwundung Garibaldi's und seiner Gefangennehmung nach Florenz gelangte, erreichte die Aufregung daselbst einen hohen Grad. Das Volk rottete sich in den Gassen und auf den Plätzen zusammen, überall erklangen Hochrufe auf Garibaldi, hie und da vernahm man auch den Ruf „nieder mit dem Königthum". Dieser Ausruf schien der Zusammenrottung einen ernsteren Character zu verleihen; eine Schwadron Lanciers erhielt daher den Befehl, die Volksmenge auseinanderzutreiben. Rittmeister Ghira, ein Ungar, der früher Türr's Adjutant gewesen, commandirte die Abtheilung. Anfangs drängten die Lanciers das Volk schrittweise zurück. Die Menge rief fortwährend: Croati! Croati! was für den grössten Schimpfnamen galt, den man italienischen Soldaten geben könne, sie aber wich langsam zurück, so dass die Lanciers in Trab übergingen; da glitt eines der Pferde auf dem glatten Pflaster aus und stürtzte; das Volk lief zusammen und sammelte sich um den Mann, der vom Pferde gefallen war. Ghira, der mir die ganze Scene selbst erzählt hat, erschrak, denn er glaubte, das Volk werde den Mann lynchen und er hätte dann ernster auftreten müssen, denn Blut fordert wieder Blut; zu seiner grössten Ueberraschung half das Volk dem Lancier, der einen Augenblick betäubt war, sorgsam auf die Beine, und als man sah, dass ihm kein Leids geschehen, hob es ihn auf's Pferd und begann dann wieder zu schreien: Croati! Croati! Die Soldaten begannen nun zu lachen, die Volksmenge that desgleichen, wiederholte dazwischen den Croati-Ruf und verlor sich nach und nach.

Aber nicht blos der politische Fanatismus, sondern

auch der religiöse findet in Toscana keinen fruchtbaren Boden. — Als der Grossherzog Leopold Livorno zu einem grossen Emporium umgestalten wollte, das mit Genua wetteifern sollte, ertheilte er dieser Stadt das Privilegium, dass dort Jedermann ohne Unterschied der Religion, also auch Protestanten und Juden, wohnen und Häuser besitzen dürfe; Livorno entwickelte sich in kurzer Zeit zu einer blühenden Handelsstadt; der Geist der Toleranz gelangte in dem kleinen Staate zur Herrschaft, allerdings unter einer Regierung, die zur Zeit der französischen Encyclopädisten in ganz Europa als Musterregierung gepriesen wurde.

Als die Werke Renan's einen stets grösseren Leserkreis gewannen und ihr Einfluss auch in den unteren Volksschichten bemerkbar wurde, wiesen die Bischöfe in Folge einer Encyclica ihre Geistlichkeit in Hirtenbriefen an, die Gläubigen von der Lectüre dieser gefährlichen Bücher abzumahnen. Ein Priester in den toscanischen Apenninen, der die Werke Renan's nicht kannte und nur so viel wusste, dass Renan die Gottheit Christi läugne, hielt am Charfreitag eine Predigt gegen den neuen Irrlehrer; er rühmte die Verdienste des Erlösers und fügte jedesmal hinzu: „der gottlose Franzose Renan aber läugnet die Gottheit des Heilandes.“ Die Bauern hörten dem Priester aufmerksam zu, die Predigt machte grossen Eindruck auf sie; einige Tage später gingen sie nach Florenz zu dem Banquier Fenzi, einem Grossgrundbesitzer jener Gegend, mit dem sie in Geschäftsverbindungen standen und zu dem sie grosses Vertrauen hegten; sie bemerkten ihm, dass sie nach dem, was ihnen ihr Priester gesagt, vermuthen müssten, es sei im Himmel irgend etwas nicht in Ordnung, es sei ja doch auch in Florenz einmal eine

Revolution gewesen, man habe den Grossherzog vertrieben und jetzt hätten sie einen anderen Herrn als früher; es komme ihnen vor, als ob im Himmelreich auch eine Revolution ausgebrochen sei, denn die Rede ihres Priesters scheine ihnen sehr verdächtig; sie möchten daher wissen, ob man Gott dem Vater nicht etwa ein Leid angethan und ob man noch so zu ihm beten könne wie vordem, oder ob etwa auch dort ein neuer Herr auf den Thron gekommen sei. Fenzi erklärte ihnen, dass im Himmel Alles in bester Ordnung sei, dass sie für Gott Nichts zu fürchten hätten, und dass sie sicher sein könnten, dass Gott Alles auf's beste leite und anordne; sie kehrten hierauf beruhigt heim.

Der preussische Krieg.

I.

Dort, wo so viele Fremde theils für eine kurze Zeit, theils bleibend sich niederlassen, wie in Italien, ist das Verhältniss zwischen Einheimischen und Fremden gewöhnlich ein gemüthliches. Auch wir befreundeten uns schon mit dem Gedanken, dass unsere Verbannung niemals ein Ende erreichen und dass wir auf fremdem Boden würden bleiben müssen. Wir waren ausser Stande, die heimischen Verhältnisse zu verstehen. Wir sahen, dass sowohl der Herrscher als auch die Nation den Ausgleich wünschen, dass man aber die Form nicht finde, die genügend wäre, das gegenseitige Misstrauen auszurotten. Es war uns klar, dass der Herrscher, selbst wenn er die Rechte Ungarns berücksichtigen wolle, dennoch keinen österreichischen Staatsmann finden werde, der Ungarns Ansprüche auf eine Sonderstellung und auf eine scheinbare Unabhängigkeit anerkennen würde. Selbst der liberalste Oesterreicher bleibt immer Centralist, keiner erhebte sich auf einen Standpunkt, der einen weiteren Umblick und Ausblick gestattet, der Ideenkreis Josef's II. ist und bleibt ihr Horizont; der aufgeklärte Absolutismus, vorausgesetzt, dass er deutsch sei, befriedigt sie vollkommen. Dies alles wusste ich seit langem, denn noch in der vormärzlichen Zeit war ich mit Schmerling und Doblhof, mit Andrian und Auersperg, den Vorkämpfern des deutschen Liberalismus und der österreichischen Reformideen bekannt geworden, ich kannte

daher ihre Antipathie gegen Ungarn und gegen die Ideen der ungarischen Politiker; ich war von der Unmöglichkeit eines Ausgleiches auch nach dem Osterartikel Deák's überzeugt, und zwar selbst für den Fall, dass der Herrscher den Ausgleich aufrichtig wünsche. Einen solchen durchzuführen, wäre meinem Dafürhalten nach nur ein Minister nichtösterreichischer Abstammung im Stande gewesen, ein Mann mit einem weiteren Gesichtskreis, als ihn die Wiener Staatsmänner besassen; da aber eine derartige Wendung nicht vorauszusehen war, hatte ich mich mit dem Gedanken ausgesöhnt, mein Leben fern vom Vaterlande zu beschliessen, denn ich wollte mich nicht dazu entschliessen, um Amnestie zu betteln; ich hielt ein solches Vorgehen für unmännlich und unanständig und hätte nie geahnt, dass mir ehrenwerthe Männer daraus einen Vorwurf machen würden, dass ich nicht schon früher heimgekehrt sei. Schon im Jahre 1861 war mir der Gedankengang meiner Landsleute daheim unverständlich; die Opposition hatte sich ja, nachdem sie die Majorität erreicht, freiwillig und auf künstliche Weise in die Minorität versetzt, als ob sie blos Lärm machen wolle, aber vor der Verantwortung, die der Sieg aufbürdet, zurückschrecke; damals setzte ich übrigens meine Hoffnungen in die auswärtigen Verwickelungen und war der sicheren Meinung, wir würden mit den Waffen in der Hand heimkehren. Aber auch diese Hoffnung war eitel, bald sah ich nirgends mehr in Europa Elemente, von denen eine Veränderung zu erwarten gewesen wäre. Der Hallenser Leo that einst den Ausspruch: Wenn in einem Fischteiche die Karpfen zu dickleibig werden und in Folge ihrer Trägheit ihr Fleisch geschmacklos wird, dann lässt man einen Hecht in den Teich, der die kleineren

Karpfen zwar auffrisst, die grossen aber aus ihrer Ruhe aufrüttelt und so neues Leben in den Fischteich bringt. — Als einen solchen Hecht unter den fettleibigen europäischen Karpfen betrachtete Leo den Kaiser Napoleon; Leo ist seitdem gestorben; wir haben es erlebt, dass auch der Hecht feist wurde und die Karpfen in Ruhe liess; das aber hätte ich nie geahnt, dass indessen in Berlin ein noch gefährlicherer Fisch heranwachsen würde, der daran gehe, nicht blos die Karpfen, sondern sogar den Hecht zu verschlingen. Wer hätte es denn für möglich gehalten, dass das conservative Preussen und dessen gottesfürchtiger König, den wir aus dem Jahre 1848 als eines der Häupter der reactionären Hydra kannten, sich plötzlich als Revolutionär entpuppen und gegen seine früheren Verbündeten, Verwandten und Freunde Krieg führen würde.

All' dies konnte ich nicht vorhersehen und sehnte mich, aus meiner bisherigen provisorischen Lage herauszukommen und mich endgiltig niederzulassen. Die Villa Petrovich wurde damals zum Verkaufe ausgeboten, aber ausser dem Garten gehörten zu derselben noch eine Kirche und sieben Häuser in einer benachbarten steilen Gasse, die zu jener Zeit, als man nicht wie heute Wagen benützte, sondern ritt, einen recht werthvollen Besitz gebildet haben mochten, denn die Häuser waren solid gebaut, zum Theil aus Quadersteinen, sie waren ein Stockwerk hoch, wurden aber damals blos von armen Leuten bewohnt, denn man konnte nur zu Fuss zu ihnen gelangen. Der ganze Besitz war um eine verhältnissmässig geringe Summe zu haben, wir hatten uns an die bequeme Wohnung, an den schönen, grossen Garten gewöhnt und wären nicht gern fortgezogen, wenn die Villa verkauft worden wäre, was sehr leicht hätte

geschehen können, denn Florenz war eben zur Hauptstadt Italiens geworden und der Preis der Baugründe und Häuser begann zu steigen. Selbst vom Standpunkt der Speculation erschien der Ankauf des Besitzes unsererseits ganz gerechtfertigt. Unser Freund Zsivora, der unsere geschäftlichen Angelegenheiten in der Heimat leitete und es durchgesetzt hatte, dass unsere Besitzung in Szécsény meiner Frau zurückgegeben wurde, sendete uns als Erträgniss derselben alljährlich 8000 Gulden; wir theilten ihm unseren Plan mit und fragten ihn, was er davon halte; ob er glaube, dass wir heimkehren würden können; was die Ursache sei, dass man den Ausgleich nicht ernstlich anstrebe; ob er uns anrathe, uns in Florenz anzukaufen? Der treue, hingebende Freund antwortete, dass er in finanzieller Beziehung gegen unseren Plan nichts einzuwenden habe, denn die Auslage übersteige unsere Kräfte nicht; aber wir sollten bedenken, dass der Ausgleich denn doch noch möglich sei, die eigentliche Schwierigkeit dabei sei die Schaffung der principiellen Grundlage, die Modalitäten würden sich dann schon leicht finden lassen, vor allem müsse die Rechtscontinuität anerkannt werden, dann erst könnten Unterhandlungen eröffnet werden; wenn man beim Zuknöpfen eines Rockes das erste Knopfloch verfehle, dann werde derselbe schief stehen, wie sorgsam auch immer die Manipulation des Zuknöpfens fortgesetzt werde; doch sei noch immer Hoffnung vorhanden, wir sollten warten. Die Antwort befriedigte uns nicht, aber nach reiflicher Ueberlegung beschlossen wir dennoch, noch eine Zeit lang zu warten; wenn jedoch der Pester Reichstag abermals ohne Resultat auseinandergehen würde, dann werde nichts anderes übrig bleiben, als in Florenz Hausherr zu werden.

II.

Wir wohnten schon das vierte Jahr in Florenz, ich beschäftigte mich mit Politik durchaus nicht mehr, sondern gab mich ganz dem Genuss der hier aufgehäuften Kunstschätze hin. Wir hatten uns in die Florentiner Verhältnisse schon gänzlich hineingelebt, als die Weltereignisse eine unerwartete Wendung nahmen und in Folge dessen eine neue Phase in meinem Leben begann. Der Conflict zwischen den zwei conservativen deutschen Grossmächten, den man lange für unmöglich gehalten, war endlich doch, und zwar ohne sichtbare ernste Ursache ausgebrochen. Die Zeiten Friedrich's des Grossen schienen sich zu wiederholen; Preussen fühlte sich stark und reich genug seine Grenzen abermals zu erweitern; ohne Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit suchte es eine Gelegenheit, mit dem österreichischen Rivalen anzubinden, um seine Macht über ganz Norddeutschland auszudehnen. Es war ganz natürlich, dass sich die italienischen Staatsmänner diese Gelegenheit zur Erwerbung Venedigs nicht entgehen lassen wollten und dass Bismarck den italienischen Verbündeten nicht zurückwies; denn gleichwie er seinerzeit, als ihm die preussische Kammer die zur Vermehrung der Armee nothwendigen Summen nicht bewilligen wollte, mit einer an Unverschämtheit grenzenden Offenheit erklärte, er werde das Geld dort nehmen, wo er es finde: so war er auch jetzt bereit, mit wem immer ein Bündniss zu schliessen, wenn er dadurch seine eigene Macht zu vergrössern und seinen Gegner zu schwächen hoffen konnte. Das war aber nicht so leicht, als es heute scheint; die öffentliche Meinung in Preussen war gegen diesen Krieg, da sie den Angriff auf Oesterreich, Sachsen und Hannover

als Bruderkrieg betrachtete; ausserdem widerstrebte dieser Krieg den religiösen und conservativen Neigungen des Königs, und er scheute vor dem Gedanken zurück, mit dem revolutionären Italien ein Bündniss zu schliessen; er fühlte gegen Victor Emanuel und die italienischen Staatsmänner eine Antipathie, und war nur schwer zu jenem Bündniss zu bewegen. Dies Alles erfuhr ich vor dem Abschluss der Unterhandlungen, ebendeshalb glaubte ich nicht daran, dass Preussen auch einen ungarischen Aufstand in seine Berechnungen einbeziehen könne. Ich vernahm zwar, dass Klapka diese Gelegenheit benützen wolle, dass Georg Komáromy und Graf Theodor Csáky in Berlin seien; aber ich wusste auch, dass Niemand anderer als Kossuth auf Ungarn in diesem Sinne einzuwirken vermöge, und dass Kossuth's Bestreben, mit Bismarck in Verbindung zu treten, erfolglos geblieben war. Jene Persönlichkeiten, die er nach Berlin gesandt, waren von Bismarck nicht empfangen worden, denn dieser wusste nur zu gut, dass Klapka und dessen Genossen zwar im Stande seien, eine Freischaar zu organisiren, aber nicht, einen Aufstand hervorzurufen; ein Bündniss mit Kossuth würde zum gänzlichen Zerfall der österreichischen Monarchie geführt haben, diesen aber wünschte der preussische Staatsmann nicht; die Unabhängigkeit Ungarns hielt er für eine politische Träumerei, und sein Ziel war einzig und allein, den Einfluss Oesterreichs in Deutschland zu vernichten und die Dynastie zu zwingen, dass sie den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit nach Osten verlege.

Dieses Weltereigniss übte zum Theil auf unser Familienleben directen Einfluss. Unser Besitz in Szécsény war zwar meiner Frau zurückgegeben worden, aber es stand zu befürchten, dass für den Fall eines ungarischen

Aufstandes während des Krieges neuerdings strengere Massregeln ergriffen würden und unsere Güter abermals confiscirt würden, wenn wir im Auslande blieben, und dies umsomehr, als uns unser Sohn Gabriel von England her beständig bestürmte, wir sollten ihm gestatten, dass er in die Freischaar Garibaldi's eintrete, und wir wussten, dass er seine Absicht endlich doch ausführen werde, ob wir es nun gestatten oder nicht. Nach mehrmaligem Berathschlagen beschlossen wir, dass meine Frau mit zwei Töchtern und mit unserem Sohne Karl nach Ungarn gehen und dort die Ofner Bäder gebrauchen solle. Und so geschah es auch; als wir Abschied nahmen, meinten wir, die Trennung werde nicht lange dauern; wir waren überzeugt, dass der Krieg nicht lange währen könne, denn die modernen finanziellen Verhältnisse vertragen Jahre hindurch andauernde Kriege nicht; in Bezug auf das Resultat aber hatten wir uns völlig getäuscht. Wir hatten erwartet, dass die österreichische Armee trotz ihren schlechten Generälen die Preussen vollkommen schlagen und dass andererseits die italienische Armee — dabei dachten wir besonders an Cialdini — die Oesterreicher besiegen werde. Allerdings habe ich mich in meinem ganzen Leben nie so getäuscht, wie dazumal.

III.

In meinem Hause war nach der Abreise meiner Frau eine grosse Leere fühlbar. Während der einundzwanzig Jahre, die wir mit einander verlebt hatten, waren wir nur selten getrennt; die Schicksalsschläge hatten uns sozusagen noch inniger verbunden. Sie war in der That eine seltene Frau. Sie war inmitten des Wiener Luxus aufgewachsen, stand in persönlichem

Verkehr mit bedeutenden deutschen Schriftstellern und fand Freude daran, selbst hübsche deutsche Gedichte zu verfassen, trotzdem reichte sie ihre Hand einem Ungar und kam zu uns nach Ungarn, unter Fremde, die übrigens ihre Liebenswürdigkeit bald in Freunde verwandelte. Sie fühlte, dass nun Ungarn ihr Vaterland sei, sie erlernte die ungarische Sprache, lebte sich in die neuen Verhältnisse ein und das Wohl und Wehe des neuen Vaterlandes ging ihr nahe. Sie hatte kaum zwei Jahre unter angenehmen Verhältnissen in Ungarn zugebracht, als die Revolution ausbrach. Sie sah ein, dass ich mich vermöge meiner Vergangenheit und meiner Grundsätze nicht zurückziehen könne; auch sie wurde von dem Alle beherrschenden Taumel erfasst; als wir aber bemerkten, dass der Hof mit Ungarn blos sein Spiel treibe und mit der Zeit die ihm entwundene absolute Macht zurückzugewinnen hoffe, dass sich auch die Finanzwelt von uns abwende, weil sogar Széchenyi die Uebernahme von zweihundert Millionen aus der österreichischen Staatsschuld zu Lasten Ungarns bekämpfte: da waren wir beide überzeugt, dass die ganze Bewegung ein unglückliches Ende nehmen werde. In Wien waren wir Zeugen der dortigen Anarchie; wir sahen, wie Samuel Jósika und seine Genossen unsere letzte Hoffnung vernichteten, indem sie verhinderten, dass König Ferdinand seine Residenz von Innsbruck nach Ofen verlege; wir kannten die Intriguen, welche anfangs in Jellasich, später in Windischgrätz die Wiederhersteller der Ordnung suchten und fanden; wir hatten im Hause meines Schwiegervaters durch meinen Schwager, den Grafen Bréda, Fühlung mit den leitenden Persönlichkeiten Oesterreichs, die uns stets Unglück prophezeiten; aber meine Frau schwankte keinen Augen-

blick, selbst dann nicht, als Deák jede Hoffnung verlor, als das erste ungarische Ministerium abdankte, Széchenyi in der Döblinger Anstalt ein Asyl suchte und unsere Freunde Eötvös und Tréfort das Land verliessen. Niemals kam es ihr in den Sinn, von mir zu verlangen, dass ich mich vom öffentlichen Leben zurückziehe, dass ich dem Verlauf der Dinge unthätig zusehe. Im October kehrten wir nach Pest zurück; sie war es, die mich aufrechthielt, wenn ich der Verzweiflung nahe war und nachdem ich unter den grössten Gefahren ins Ausland gegangen war, um für die ungarische Sache Freunde zu werben, folgte sie mir nach der Geburt unseres Sohnes Julius, der unter Fremden und verfolgt von den Oesterreichern das Licht der Welt erblickt hatte, in die Fremde und trug ohne Klage die Leiden der Verbannung und Armuth. Sie gab mir die Kraft, auf englischem Boden in der Journalistik und in der Literatur eine fieberhafte Thätigkeit im Kampfe für die ungarische Sache zu entfalten; sie unterstützte mich durch ihre schriftstellerischen Arbeiten im Kampfe ums Dasein inmitten von Fremden, die unsere edlen Bestrebungen allerdings würdigten und uns, die besitzlosen Verbannten, in ihre glänzende Gesellschaft zogen. Als Kossuth nach seinem Triumphzuge durch England in die nordamerikanischen Unionsstaaten reiste, begleiteten wir ihn, und meine Frau räumte durch ihre Liebenswürdigkeit so manche Schwierigkeit aus dem Wege, welche die dortigen gesellschaftlichen Verhältnisse Kossuth entgegenstellten; während das Volk in Kossuth die Macht des Genius bewunderte, entzückte die Liebenswürdigkeit meiner Frau jene Kreise, die mit der Revolution nicht sehr sympathisirten. Jahre hindurch ertrug sie mit stets lächelndem Gesicht die

Kümmernisse des Emigrantenlebens; niemals erwähnte sie, niemals schien sie jene glänzenderen Verhältnisse zu entbehren, denen sie mir zu Liebe entsagt hatte und mit Begeisterung hing sie an dem Vaterlande, das sie kaum noch kannte, denn sie hatte ja blos zwei Jahre in Ungarn zugebracht. Unsere Kinder erzog sie zu Ungarn, trotzdem sie wenig Hoffnung hatten, in die Heimat zurückzukehren, denn während Gorove, Andrássy, Eszterházy und so manche Andere um Amnestie angesucht hatten und heimgekehrt waren, hielt uns patriotischer Stolz davon ab, ein Gleiches zu thun. Dabei waren wir stets den Verdächtigungen und Anfeindungen der übrigen Flüchtlinge und Emigranten ausgesetzt; wenn Kossuth sie nicht ausgiebig unterstützte, schrieb man dies stets mir zu, ich war immer der Sündenbock. In Italien wurde unsere Lage eine bessere, da Freund Zsivora die Zurückgabe Szécsény's an meine Frau durchgesetzt hatte und wir daher von der Heimat her eine bedeutende Unterstützung erhielten, die es uns möglich machte, uns bequemer einzurichten. Nun mussten wir uns abermals trennen, aber, wie wir glaubten, nur für kurze Zeit, denn wir rechneten sicher darauf, dass wir den Winter wieder gemeinschaftlich in Florenz zubringen und dass sich bis dahin die Verhältnisse in der Heimat so weit klären würden, dass wir uns endgiltig für den bleibenden Aufenthalt in Florenz oder für die Heimkehr entscheiden könnten.

IV.

Boxall, der Director der englischen Nationalgalerie bereiste damals Italien und erfreute auch mich mit seinem Besuch. Die englische Galerie war erst spät, in diesem Jahrhundert, entstanden, sie ist keine königliche,

sondern eine nationale und ebendeshalb wurden die in königlichen Palästen vorhandenen Gemälde niemals derselben einverleibt; aber der Prinz-Gemahl strebte die Veredlung des Geschmackes des englischen Volkes mit grossem Eifer an und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit mit solchem Erfolg auf das Museum und die Galerie, dass das Parlament seither alljährlich für beide Institute so bedeutende Dotationen bewilligt, wie sie am Continent ganz unbekannt sind. Auf diese Weise wurde die Londoner Galerie binnen einem halben Jahrhundert zu einer der hervorragendsten in Europa und besitzt Werke von Meistern, die weder Paris, noch Petersburg, weder Wien noch irgend eine deutsche Sammlung aufzuweisen hat. Wenn irgend ein berühmtes Gemälde zum Verkauf gelangt, kann man mit Sicherheit darauf rechnen, dass die englische Nationalgalerie als Käufer auftritt, besonders, wenn es sich um das Werk eines Meisters handelt, der seine Zeitgenossen beeinflusste oder in der Kunstgeschichte eine hervorragende Stellung einnimmt. Boxall hatte zu jener Zeit eine ähnliche Mission; er unterhandelte wegen des herrlichen Altarbildes von Crivelli in der Kirche von San Donato, obgleich die Londoner Galerie schon drei Werke dieses alten Mailänder Meisters besass; aber die Madonna von San Donato ist sowohl was Auffassung als auch was die Ausführung anbelangt, ohne Zweifel Crivelli's Meisterwerk; dasselbe ist ebendeshalb in Agincourt's kunstgeschichtlichem Werke zu Anfang dieses Jahrhunderts veröffentlicht worden. Die Unterhandlungen zogen sich lange hin, führten aber endlich doch zu einem Resultat: das Gemälde wurde, so weit ich mich erinnere, für 100,000 Francs der Londoner Galerie überlassen. Boxall unternahm damals auch einen Ausflug in mehrere

toscanische und umbrische Städte, um vor Allem die Gemälde Pier della Francesca's und Luca Signorelli's zu besichtigen; er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Mein Freund Marcato, zu jener Zeit der geschickteste Copist in Florenz, schloss sich uns an und so durchstreiften wir jene Gegend und besichtigten die dortigen Kirchen und die im Privatbesitz befindlichen Gemäldesammlungen. Schon in Arezzo hatten wir Gelegenheit, die Fresken Pier della Francesca's zu bewundern, die volle Bedeutung dieses Meisters wurde uns aber erst in den Kirchen von Borgo di San Sepulchro klar; wir überzeugten uns, dass er einer der hervorragendsten alten Meister sei, obgleich sein Name weniger bekannt ist, was seinen Grund wohl darin hat, dass man ausserhalb seiner engsten Heimat kaum irgendwo Werke von seiner Hand findet. Mit Recht stellt man ihn Masaccio an die Seite, da er durch seinen Einfluss auf Perugino und auf Luca Signorelli, die beide mit und bei ihm arbeiteten, mittelbar auch auf Michel Angelo und Rafael einwirkte. In Città di Castello besichtigten wir das älteste Bild Rafael's, das sich in sehr vernachlässigtem Zustande befindet; trotzdem bedauerten wir, dass es an einem so schwer zugänglichen Orte geblieben ist. Hier und in Cortona studirten wir die Kunst Luca's; in einigen Bildern erreicht er fast die höchste Stufe der Kunst, dafür aber haben andere, besonders seine letzten, ein sehr eintöniges Colorit, es ist als ob ihm in seinem Alter der Farbensinn abhanden gekommen wäre. In Perugia erregten nebst den alten umbrischen Gemälden besonders Perugino und dessen Schule unsere Aufmerksamkeit. Es scheint, dass dieser geschickte und fleissige, spiessbürgerliche Mann in der fabriksmässigen Production von Bildern am Ausgange des XV. Jahr-

hunderts von niemand übertroffen wurde; er liess die Bestellungen nach seinen eigenen Zeichnungen von seinen Schülern ausführen und wiederholte dabei für und für jene Gestalten, die allgemein Gefallen erregt hatten. In dieser Weise haben viele Maler bei Perugino gearbeitet, so Lo Spagna, Ingegno, Manni und Rafael, die sich dann später selbstständig etablirten, denn damals war die Malerei ein zunftmässiges Geschäft wie irgend ein anderes, dessen Zweck der Erwerb war. Anderthalb Jahrhunderte später liess Rubens ganz auf dieselbe Weise seine Werke durch seine Schüler ausführen. Nur so ist es erklärlich, dass in den europäischen Galerien nahezu viertausend Werke von Rubens vorhanden sind, von denen einige, dem Flächenraume nach, zu den grössten Bildern gehören, die überhaupt bekannt sind. Zu unserer Zeit arbeitete Thorwaldsen auf diese Weise; er begnügte sich damit, die Modelle zu seinen Statuen zu verfertigen, die Ausführung bis ins kleinste Detail überliess er seinen Arbeitern und Schülern, denn er liebte es, seinen Ruhm in klingender Münze zu escomptiren.

Unser Ausflug hatte zwei Wochen in Anspruch genommen, während dieser Zeit hatten wir nur hie und da eine Zeitung zu Gesicht bekommen. Als wir Ende Mai zurückkehrten, vernahmen wir, dass der Krieg unvermeidlich geworden sei und ohne Zweifel in kürzester Zeit beginnen werde.

V.

Als Victor Emanuel nach der Niederlage bei Novara und dem Rücktritte seines Vaters, Radeczky mit diesem nicht unterhandeln wollte, plötzlich zur Regierung kam und Frieden machte, beschloss er vor Allem die Armee

zu reorganisiren, um sobald als möglich einen Vergeltungskrieg führen zu können. Lamarmora, ein wissenschaftlich gebildeter General, wurde mit dieser Aufgabe betraut; er führte dieselbe mit grosser Consequenz und Strenge durch, als Muster diente ihm hauptsächlich die französische Heeresorganisation; er scheute sich auch nicht, Elemente in seinen Generalstab aufzunehmen, die nach den gewöhnlichen europäischen Begriffen in eine reguläre Armee kaum aufgenommen worden wären. So z. B. Cialdini, der i. J. 1831 an dem Aufstande in Modena theilgenommen, sich geflüchtet, in Portugal und Spanien von der Pike auf gedient hatte und zum Stabsoffizier avancirt war, endlich unter der provisorischen Regierung in Mailand i. J. 1848 die Vertheidigung geleitet hatte; dieser und Fanti, der gleichfalls nicht die regelmässige Stufenleiter emporgeklommen war, wurden beide zu Obersten ernannt. Die Organisation der Armee hatte in wenigen Jahren derartige Fortschritte gemacht, dass sich die Franzosen und Engländer während des Krimkrieges über die sardinischen Truppen in anerkennendster Weise äusserten. — Aber seit dem Kriege i. J. 1859 hatte sich Italien so rasch vergrössert, dass die Armee durch die Annexionen wesentlich umgestaltet worden war; das Heer war viermal grösser als früher und die sardinischen Regimenter und Officiere bildeten nur mehr den Kern desselben. Es waren die toscanischen Regimenter hinzugekommen, die nie im Feuer gestanden hatten, die neapolitanische Armee, die von den Freischaaren Garibaldi's besiegt worden war, ferner ein Theil der Garibaldiner, deren Officiere keine wissenschaftlich gebildeten Berufssoldaten waren. Lamarmora war den letzteren nicht sehr hold, da ihre Denkungsart und ihr Ideengang dem Geist der alten

sardinischen Armee durchaus entgegengesetzt war. In dieser neu organisirten Armee vertrat Lamarmora den Zopf, Cialdini hingegen die modernen Anschauungen; aber auch dieser theilte die Ansichten Garibaldi's nicht. Die Garibaldiner waren mit einem Worte nicht sehr beliebt. Die Namenliste der italienischen Generäle sah damals allerdings bunt genug aus. Neben Lamarmora und den alten Piemontesen fand man Nunziante, den ehemaligen Führer der bourbonischen Armee von Neapel und gleich neben ihm Mezzocapo und Cosenz, die wegen ihrer revolutionären Gesinnung aus der neapolitanischen Armee ausgetreten waren, ferner Bixio, Sirtori und Türr, die ihren Generalsrang Garibaldi verdankten. Dasselbe war der Fall bei den Obersten, Majoren und Hauptleuten; das Officierscorps bestand aus sehr disparaten Elementen, es war unmöglich, die Armee in wenigen Jahren zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen. Lamarmora rechnete dennoch auf einen entscheidenden Erfolg, denn er wusste, dass Oesterreich in Venedig kaum 100,000 Mann werde aufstellen können. Ihm stand eine bedeutend grössere Armee zur Verfügung, er hielt sich daher seiner Sache so sicher, dass er auf Cialdini, der das Armeecorps in der Emilia befehligte, gar nicht reflectirte. — Von preussischer Seite hatte man Lamarmora den Rath ertheilt, das Festungsviereck zu cerniren und so schnell als möglich gegen Wien vorzudringen; andererseits war Napoleon der Meinung, es sei nicht gut, mit Oesterreich allzu hart zu verfahren. Der italienische Feldherr kümmerte sich um alle diese Rathschläge nicht viel; er hatte für diesen Krieg seit Jahren Studien gemacht, sein Plan stammte noch aus jenen Zeiten, da der Feind auch das rechte Poufer inne hatte und nur vom Mincio her angegriffen

werden konnte. Auch jetzt hielt er seinen Plan für den besten, umsomehr, als er die österreichische Armee mit Uebermacht anzugreifen im Stande war.

VI.

Mein Sohn Gabriel bat mich von London her unablässig um die Erlaubniss zum Eintritt in die Freischaar Garibaldi's. Er kam sogar nach Italien und ich übergab ihn der Obhut Frigyesi's, der in Garibaldi's Freischaar Major war und damals in Florenz Freiwillige warb, deren Aufgabe es sein sollte, gegen das Trentino zu operiren. Einige Tage später marschirten sie ab; ich erhielt häufig Nachrichten von ihnen, sie lauteten alle günstig; das Landvolk sympathisirte selbst in jenen Gegenden, die noch unter österreichischer Herrschaft standen, mit den Rothhemden, die sich einzeln nach dem Hauptquartier Garibaldi's schlichen. Mein Sohn war auch einmal mit zwei Kameraden in einem kleinen Gasthofe eingekehrt; sie sassen eben beim Abendmahl, da erschien der Wirth mit der Meldung, dass österreichische Offiziere kämen; er versteckte die Garibaldiner auf dem Dachboden. Die Offiziere erkundigten sich, ob Niemand verdächtige Fremde oder Rothhemden gesehen, aber in der ganzen Ortschaft fand sich kein Verräther. Die Offiziere übernachteten in dem Gasthofe und ritten am nächsten Morgen weiter; mein Sohn und seine Kameraden gelangten ohne Unfall zu Garibaldi.

Wir wiegten uns in Florenz in den süssesten Hoffnungen; der König war in bester Laune zur Armee abgegangen und wir erwarteten mit Sehnsucht die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze. Cesare Bettini, einer meiner besten Freunde, ein alter Floren-

tiner Republikaner, der zur Zeit des letzten Grossherzogs als Staatsgefangener in einer der Zellen des Bargello untergebracht war, verheirathete eben damals seine Tochter. Seine Gemahlin war eine Engländerin und eifrige Protestantin, die ihre Tochter in der protestantischen Religion erzogen hatte; die bürgerliche Trauung fand auf dem Stadthause, die kirchliche in dem protestantischen Bethause statt; es war dies vielleicht die erste Mischehe in Florenz und ebendeshalb hatte sich ein zahlreiches Publicum in der Kirche eingefunden. Als wir uns dann bei Bettini zur Tafel setzten, brachte einer der Gäste, der direct aus dem Ministerium kam, die Nachricht, dass die Oesterreicher gesiegt hätten und die italienische Armee zersprengt sei. Ich wollte es nicht glauben. Wir wussten, dass Lamarmora und der König die Armee über den Mincio geführt hatten, ohne auf Widerstand zu stossen, dass Cialdini noch am rechten Poufer stehe, aber wir hielten es für unmöglich, dass Lamarmora eine Schlacht angenommen habe, bevor er mit Cialdini Fühlung gewonnen und mit vereinten Kräften einen Angriff hätte unternehmen können. Und dennoch war es so; der italienische Feldherr vertraute seiner Uebermacht und seinem Plane so sehr, dass er Cialdini keinen Antheil an seinem Ruhme gönnen wollte und die österreichische Armee an derselben Stelle angriff, wo Radetzky vor siebenzehn Jahren gesiegt hatte. Nach kurzem Kampf war das Schicksal der italienischen Armee entschieden, sie war dem ungeschickten Angriff und der verfehlten Führung Lamarmora's zum Opfer gefallen.

Diese Nachricht störte die Freude des Hochzeitsmahles, um so mehr, als wir erfuhren, dass der Herzog

von Aosta verwundet worden sei und dass sich die italienische Armee in grösster Unordnung zurückziehe. Eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich der Italiener; einige befürchteten, die Oesterreicher würden im Vertrauen auf ihr Glück, ihre defensive Stellung aufgeben und die Offensive ergreifen. Die Vertheidigung der Grenze ward jetzt gänzlich den noch nicht organisirten Truppen Garibaldi's überlassen; aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Italiener zeigte sich in dem Augenblick, da das Vertrauen in die Armee erschüttert war, im glänzendsten Lichte, denn weder in Modena noch in Florenz, noch in Neapel kamen Demonstrationen zu Gunsten der vertriebenen Herrscher vor, obgleich die Regierung und deren Anhänger das Gefühl der Scham über die Niederlage von Custozza nicht zu verheimlichen vermochten. Das allgemeine Vertrauen wendete sich nun Cialdini zu, auch hoffte man, die Flotte werde durch irgend eine kriegerische That den Flecken tilgen, der nunmehr der nationalen Ehre anhaftete. Der Admiral Persano nahm denn auch einen mächtigen Anlauf; er verliess den Hafen von Ancona und alsbald meldete ein Telegramm, dass er die Insel Lissa erobert habe. Persano war nicht sehr beliebt, aber jedermann kannte ihn aus jener Zeit her, da er Marineminister war und allabendlich im Theater Erholung von den Mühen seines Amtes suchte; das Ballet bereitete ihm besonderes Vergnügen, zu den Balletttänzerinnen stand er in nahen persönlichen Beziehungen. Von der österreichischen Flotte dachte er sehr geringschätzig und der Redacteur eines Regierungsblattes, der auf dem Admiralschiff sein Gast war, bereitete das Publicum unablässig auf Siegesnachrichten vor. Um so überraschender kam die Nachricht, dass der öster-

reichische Admiral Tegethoff die italienischen Panzerschiffe mit seinen Holzschiffen angegriffen und dieselben mit ausserordentlicher Kühnheit angerannt und bei dieser Gelegenheit den „Re d'Italia" in den Grund gebohrt habe. Persano hatte das Schiff unmittelbar vor dem Zusammenstoss verlassen und die Admiralsflagge auf einem anderen Schiffe aufgehisst; sein Gast, der Redacteur, den er zurückgelassen hatte, ging mit dem Schiffe unter. Die Schlacht war verloren; die Italiener schämten sich dieser Niederlage noch mehr, als des Miserfolges bei Custozza. Allgemeines Aergerniss erregte ein Brief Persano's, den er aus Ancona, wohin er sich nach der Schlacht zurückgezogen, an einen seiner Verwandten geschrieben; in demselben klagt er darüber, dass sein silbernes Tafelservice und sein treuer Hund gleichfalls zu Grunde gegangen seien. Persano wurde später vor ein Kriegsgericht gestellt, von demselben der Feigheit überwiesen, mit Spott und Schande degradirt und seiner Orden verlustig erklärt — er hat sich trotz alldem nicht erschossen.

VII.

Die Ereignisse folgten rasch auf einander; die österreichische Nordarmee erwartete in defensiver Stellung diesseits der böhmischen Grenzgebirge den Angriff Preussens; sie verlor in sieben Tagen sieben Schlachten; Venedig wurde dem Franzosenkaiser übergeben und Österreich verliess jetzt Italien endgiltig, jenes Italien, für dessen Erhaltung es seit Jahrhunderten seine Kraft verschwendet hatte. Da Napoleon in den venetianischen Provinzen sogleich eine allgemeine Volksabstimmung anordnete, wurden dieselben in kürzester Zeit dem Königreich Italien einverleibt. Ein sehnlicher

Wunsch der Nation war in Erfüllung gegangen, allerdings in einer Weise, die keinerlei Begeisterung erregte; im Gegentheil den hochfahrenden Ton vieler Zeitungen herabstimmte, die noch vor wenigen Wochen die jetzigen Italiener als die würdigen Nachkommen der alten Römer gefeiert hatten.

Den Briefen meiner Frau entnahm ich, dass auch in Ungarn die Aufregung täglich grösser wurde, ja ich hielt sogar bei einer längeren Dauer des Krieges den Ausbruch einer Revolution für möglich. Klapka war offenbar derselben Ansicht, denn er organisirte aus den ungarischen Ueberläufern und Gefangenen auf Kosten der preussischen Regierung eine ungarische Legion; aber mit Kossuth wollte Bismarck durchaus nicht in Verbindung treten; jedenfalls war es auffallend, dass er das „glorreiche“ Böhmen zum Aufstande aufforderte, aber weder an die Deutschen noch an die Ungarn ähnliche Proclamationen richtete, während er doch bei diesen beiden mit seinem Aufruf viel eher Anklang gefunden hätte, als bei den Czechen, denen die Germanisirung verhasst ist, ob sie nun von Berlin oder von Wien ausgeht. Es war klar, dass die preussische Politik Oesterreich erhalten wolle; Preussen war sich dessen bewusst, dass es Oesterreich noch bedürfen würde und ebendeshalb unternahm es nichts, um eine ernstere Bewegung in Ungarn hervorzurufen, die den Bestand Oesterreichs hätte gefährden können. Die allgemeinen Anschauungen waren damals in der Heimath zu meiner grössten Verwunderung nüchtern genug; übrigens blieb sozusagen keine Zeit zur Aufregung der Nation, denn den Niederlagen folgten die Friedensunterhandlungen auf dem Fusse, welche der preussischen Armee in ihrem Siegeszuge in dem Augenblicke Einhalt geboten, als sie schon

auf ungarischem Boden in der Nähe Pressburgs ihren letzten Sieg erfocht. Es war vorauszusehen, dass die österreichischen Verhältnisse nach diesem Kriege und Friedensschlusse eine wesentliche Umwandlung erleiden würden und dass nun die Zeit zu einem friedlichen Ausgleich sowohl, als auch zum Abschluss jener Periode, die mit der Revolution begonnen, herangekommen sei; jener Periode, während welcher die Reaction bestrebt war, das constitutionelle Gefühl der Nation anfangs in blutiger, später in stets milderer Weise zu unterdrücken. Beide Theile waren durch den Kampf erschöpft; die Aussöhnung mit Ungarn war zu einer Existenzbedingung der Monarchie geworden.

Meine Heimkehr.

I.

Nach dem Abschluss des Friedens kehrten auch die Garibaldiner heim; mein Sohn Gabriel erzählte seine Abenteuer aus jenem kurzen Feldzuge im Trentino; in mehreren Scharmützeln hatten sie die Oesterreicher zurückgedrängt, aber in ihrem weiteren Vordringen wurden sie durch die Uebergabe Venetiens und durch die Einstellung der Feindseligkeiten aufgehalten. Den Briefen, die ich aus Ofen erhielt, entnahm ich, dass die Wiener Blätter täglich Nachrichten über die Niederlagen der Garibaldiner brachten, was meine Frau in hohem Grade beunruhigte; meine Briefe erhielt sie immer erst auf grossen Umwegen und deshalb sehr spät. Therese hatte in Rücksicht auf die beabsichtigte Badecur eine Wohnung in der Nähe des Lukasbades aufgenommen; daselbst benützte sie ihre freie Zeit zur Ueberprüfung jener Rechnungen, welche die Finanzsection über die Verwaltung der Herrschaft Szécsény während der Zeit, als dieselbe confiscirt war, eingereicht hatte. Das Resultat derselben war, dass die Ausgaben das Erträgniss fast vollständig aufgezehrt hatten, was Therese durchaus nicht anerkennen wollte. Ihre Gemüthsstimmung war damals eine sehr gedrückte; in der zweiten Hälfte des August erhielt ich einen Brief von ihr, worin sie mir meldete, dass unsere Tochter Harriet heftige Kopfschmerzen habe. Dann blieben die Nachrichten aus, was mich natürlich sehr besorgt machte.

Am 2. September erhielt ich vom holländischen Gesandten, der während des Krieges die Interessen Oesterreichs vertrat, folgendes Telegramm:

„Im Auftrage der österreichischen Regierung habe ich die Ehre, Ihnen ein soeben erhaltenes, von Mennsdorf-Pouilly unterzeichnetes Telegramm, dessen Text folgt, mitzutheilen.

Text. Ihre Tochter, die am Typhus erkrankt ist, hat den Wunsch ausgesprochen. Sie zu sehen, Se. k. k. Majestät hat in Folge dieses Wunsches zu gestatten geruht, dass Sie zu obigem Zwecke nach Ungarn zurückkehren."

Ich war erschüttert. Das eine entnahm ich diesen Worten mit erschrecklicher Deutlichkeit, dass meine Tochter todtkrank sei; das aber konnte ich mir nicht enträthseln, wie Se. Majestät diesen Umstand in Erfahrung gebracht haben mochte, da meine Frau damals keinerlei Fühlung mit den Hofkreisen hatte. Graf Mennsdorf, der Vater des Ministers des Aeussern, war zwar in längstvergangenen Zeiten ein ständiger Besucher im Hause meines Schwiegervaters, und bei meiner Hochzeit Theresen's Beistand gewesen, aber diese Verbindung hatte mit dem Tode des alten Grafen und mit unserer Verbannung aufgehört. Später erst erfuhr ich, dass Josef Eötvös, der mir und meiner Familie mit unwandelbarer Freundschaft zugethan war, in dieser Angelegenheit vermittelt hatte; er hatte sich an den damaligen Hofkanzler Georg Majláth gewendet und Se. Majestät hatte sofort die Erlaubniss zu meiner Rückkehr ertheilt. Meine Freunde hatten schon seit Langem ohne mein Wissen hin- und hergeplant, wie man meine Heimkehr durchsetzen könnte, ohne dass ich um Amnestie ansuchen müsste; denn das wussten

sie, dass ich dies unter keiner Bedingung thun würde. Da nun schon seit einiger Zeit von der Pensionirung August Kubinyi's, des Directors des Nationalmuseums die Rede war, beabsichtigten sie, ein Gesuch einzureichen, in dem im Interesse der vaterländischen Alterthums-Sammlung um meine Ernennung zu diesem Amt gebeten werden sollte. Toldy und Csengery theilten die Sache Deák mit; es blieb aber bis auf Weiteres beim Plan.

Nachdem ich das Telegramm erhalten, ging ich sofort zur holländischen Gesandtschaft und liess mir einen Pass für mich und meinen Sohn Gabriel ausstellen, der schon seit einigen Tagen an Fieber litt, weshalb der Arzt Luftveränderung empfohlen hatte. Von meiner ganzen Familie blieben nur mein Sohn Garibaldi und meine Schwiegermutter zurück. Ich trat die Reise allsogleich an, dieselbe war aber mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Bis zum Po ging die Reise rasch vorwärts; aber die Brücke über den Po war gesprengt; die kleineren Brücken der weiteren Strecke waren gleichfalls zerstört, die Locomotive fuhren behutsam, es dauerte zwei Tage bis wir jenseits Udine österreichischen Boden betraten. In Pragerhof mussten wir vier Stunden auf den Anschluss nach Ofen warten; ich bat daher von hier aus Zsivora telegraphisch um Auskunft über das Befinden meiner Tochter. Wortlos und voll Bangigkeit warteten wir, mein Sohn und ich auf die Antwort; endlich langte sie an; sie lautete, dass sich der Zustand meiner Tochter sehr verschlimmert habe und dass auch meine Frau bedenklich krank sei. Achtzehn Jahre hatte ich mich darnach gesehnt, die Luft der Heimath zu athmen und nun? Es war mir Alles gleichgiltig, ich hörte Nichts, ich sah Nichts; nur

ein Wunsch erfüllte meine Seele: meine Theueren sobald als möglich zu sehen.

Als wir in Mártonvásár hielten, sah ich, wie Székács in das Nachbarcoupé einstieg; mir ward fürchterlich bange; in Tétény kam er in unser Coupé, ich empfing ihn mit den Worten:

— Wie geht es Therese?

Er drückte mir die Hand und schwieg.

— Sprich, die Ungewissheit tödtet mich.

Er antwortete ernsten Tones:

— Sie ist todt!

— Und Harriet?

— Ist auch todt!

Ich weiss nicht, was er sonst noch sagte. Dumpfe Trauer bemächtigte sich meiner, ich war mir meiner selbst kaum mehr bewusst; ich war gelähmt, wie wenn mich ein Blitzschlag getroffen hätte. Am Bahnhofe in Ofen erwartete mich mein Sohn August; er theilte mir mit, dass die Kinder bei der Familie Várady, unserem alten Freunden, in Páty seien; er brachte mich in's Hotel zum „Jägerhorn". Am folgenden Tage war die Beerdigung. Viele drückten mir theilnehmend die Hand; es mag ihnen wohl aufgefallen sein, dass ich so gleichgiltig schien, für mich war die Welt ausgestorben. Zsivora, mein Sohn und Josef Eötvös trachteten mich zu überzeugen, dass ich nach Wien gehen müsse, um Sr. Majestät für die zarte Rücksicht zu danken, vermöge welcher er mir die Heimkehr gestattet hatte. Jetzt erst dachte ich daran, dass ich jene Erlaubniss auf Wunsch meiner Tochter nur zu dem Zwecke erhalten hatte, mein Kind noch einmal zu sehen; das war nun vorüber; ich musste daher allerdings um weitere Verfügungen ansuchen, damit ich erfahre, ob ich bleiben

könne oder ob ich ins Ausland zurückgehen müsse. — Ich blieb noch zwei Tage; einen Tag brachte ich bei Eötvös in seiner Villa am Schwabenberge zu, am folgenden Tag ging ich nach Páty, um dem alten Várady und seiner lieben Frau für ihre Freundlichkeit zu danken; ich liess Gabriel bei ihnen, der zwar über keinerlei Unwohlsein klagte, aber dennoch nicht ganz gesund schien. Ich hatte die Absicht, meine Reise nach Wien zu unterbrechen, um Deák zu besuchen, der den Sommer bei seinem Schwager Osterhuber auf dessen Puszta Szent-Lőrincz zubrachte. In Kanizsa verliess ich die Bahn und fuhr mit Wagen zu Deák; ich traf ihn im Garten, er war eben damit beschäftigt, aus Holz eine Birne zu schnitzen. Mein Besuch überraschte ihn, er umarmte und küsste mich, ich musste mich neben ihn setzen, er erwähnte das Unglück, das mich betroffen, mit keiner Silbe, sondern sprach von Politik, von häuslichen Angelegenheiten, von den alten Zeiten, fragte mich über Kossuth und Garibaldi, und führte das Gespräch mit so feiner psychologischer Berechnung, dass ich endlich wieder aus meinem dumpfen Taumel erwachte.

II.

Am nächsten Tage kam ich in Wien an; ich stellte mich beim Kanzler Georg Majláth vor, der im Jahre 1839 zugleich mit mir Abgeordneter gewesen. Wenn wir auch seitdem selten miteinander verkehrt hatten, da wir verschiedenen Parteien angehörten, so blieb er mir doch stets aufrichtig zugethan. Wir sprachen lange miteinander; später kam Sennyey hinzu, ich sah ihn damals zum erstenmal; wir sprachen von Politik; ich erwähnte, dass es mir scheine, sie stünden an der Spitze einer Armee, die viele Generäle und einen zahl-

reichen Generalstab, aber wenig Mannschaft habe. Bevor ich mich verabschiedete, versprach Majláth, mir am nächsten Tage bekannt zu geben, wann mich Se. Majestät empfangen werde. Ich suchte dann den Vicekanzler Ladislaus Károlyi auf, mit dem ich schon zu einer Zeit befreundet war, wo ich noch nicht im Entferntesten ahnen konnte, dass er einmal Vicekanzler werden würde. Auch mit diesem sprach ich über längst vergangene Zeiten, und da theilte er mir einige interessante Daten über die Verzichtleistung des Erzherzogs Max auf alle erbrechtlichen Ansprüche und über dessen Abschied von seinem Bruder mit. Károlyi hatte bei diesem Acte die ungarische Hofkanzlei vertreten.

Am folgenden Tage ging ich in die Burg zur Audienz. Im Wartesaal bemerkte ich einen hübschen, hochgewachsenen, jungen Major, der das Maria-Theresienkreuz trug; es war ein Flügeladjutant Sr. Majestät. Er stellte sich mir als mein Neffe Géza Fejérváry vor. Im Verlauf unseres Gespräches fragte ich ihn, ob er ungarisch spreche; er antwortete: nur sehr wenig. Hierauf bemerkte ich, er solle sich die Erlernung der ungarischen Sprache angelegen sein lassen, denn er werde dieselbe im ungarischen Ministerium, in dem er jedenfalls angestellt werden würde, nothwendig brauchen. Er lächelte ungläubig, aber meine Prophezeihung ist eingetroffen. — Endlich kam die Reihe an mich; die Thüre öffnete sich und ich stand vor jenem Herrscher, dem ich achtzehn Jahre hindurch ununterbrochen wenn auch kein gefährlicher, so doch ein thätiger Feind gewesen. Sein Kriegsgericht hatte mich zum Tode verurtheilt und meinen Namen an den Galgen geschlagen; ich hatte gegen ihn conspirirt, jetzt sah ich ihn

zum erstenmal; es gênirte mich das Gefühl, dass ich ihm verpflichtet sei. Ich musste des unglücklichen Ladislaus Teleki gedenken, der vor fünf Jahren, wenn auch unter anderen Umständen, an derselben Stelle gestanden; ich war ergriffen. Ich dankte in warmen Worten für die Grossmuth, dass er den Wunsch meiner Tochter, mich noch einmal zu sehen, sobald er davon erfahren, berücksichtigt habe. Der Wunsch sei leider nicht in Erfüllung gegangen, mich habe das fürchterlichste Unglück heimgesucht; ich sei wie ein Gefangener, der auf Ehrenwort auf freien Fuss gestellt worden; da die Bedingung, unter welcher ich heimkehren durfte, nicht mehr vorhanden sei, hätte ich es für meine Pflicht gehalten, mich vorzustellen und um weitere Verfügungen zu bitten, damit ich wisse, ob ich daheim bleiben könne oder ob ich wieder ins Ausland zurückkehren müsse.

Se. Majestät gab freundlich seinem Beileid über den Verlust, der mich betroffen, Ausdruck und fragte mich, ob ich in Ungarn zu bleiben wünsche.

Ich antwortete, dass es im Interesse meiner Kinder gelegen wäre, wenn ich zum Zwecke der Verwaltung unseres Vermögens und der Ordnung unserer verwirrten Angelegenheiten in Ungarn bliebe; übrigens hätte ich einen Sohn, der über sein Alter reif und intelligent sei.

— Wie alt ist er?

— Fast zweiundzwanzig Jahre.

— Da ist er wohl noch zu jung.

Se. Majestät ertheilte mir hierauf die Erlaubniss, in Ungarn zu bleiben, fügte jedoch hinzu, er hoffe, dass ich nicht hindernd in die Ausgleichsverhandlungen eingreifen werde, die in Bezug auf Ungarn im Zuge seien.

Ich versprach es; um aber jedwedem Missverständniss vorzubeugen, erwähnte ich, dass mein jüngster Sohn

noch in Florenz sei, dass ich dahin zurückkehren müsse, um ihn abzuholen und um meine dortigen Angelegenheiten zu ordnen; dass ich ferner nicht ohne ein Wort des Abschiedes und der Aufklärung mit meinen Freunden brechen könne, die mir ihre Hand reichten, als ich mich verlassen fühlte und die noch heute Feinde Sr. Majestät seien — ich erwähnte auch Garibaldi.

— Kennen Sie ihn?

Ich erwiederte, dass ich auf seine Freundschaft stolz sei, da ich keinen selbstloseren und edleren Character kenne; als ich bemerkte, dass meine Worte kein Missfallen hervorriefen, sprach ich längere Zeit von ihm und erwähnte auch Mazzini's, der durch seine ideale Auffassung den grössten Einfluss auf den Geist der Italiener geübt, obgleich alle durch ihn geplanten Unternehmungen mit einem Fiasco geendet hatten.

Se. Majestät hörte mir aufmerksam zu, richtete dann noch einige Fragen über die italienischen Verhältnisse an mich, die ich ausführlich beantwortete; mit einer leichten Kopfneigung verabschiedete mich Se. Majestät. Er mochte wohl bemerkt haben, dass ich nicht das Zeug zum Höfling habe.

Von der Burg begab ich mich direct in die ungarische Hofkanzlei, in jene Säle, wo ich im Jahre 1848 gewohnt und gearbeitet hatte. Ich suchte den Kanzler auf, erzählte ihm den Verlauf der Audienz und fügte hinzu, dass ich kein Freund zweifelhafter und unklarer Situationen sei, die leicht zu Missverständnissen und Irrungen Anlass böten. Ich ersuchte ihn daher um einen Commentar zu dem Versprechen, das mir Se. Majestät abgenommen; ich wünsche genau zu wissen, was ich thun dürfe, was nicht, und inwieweit ich mich in die Politik einmengen könne.

— Damit gib Dich überhaupt gar nicht ab.

— Das ist nicht so leicht als es scheint; also darf ich mich nicht zum Deputirten wählen lassen?

— Natürlich so lange nicht, bis der Ausgleich nicht abgeschlossen ist.

— Darf ich für Zeitungen schreiben?

— Auch das unterlasse.

— Darf ich auch keine schlechten Witze machen?

— Das kann ich Dir nun freilich nicht verbieten, und wenn ich es auch thäte, es würde ja nichts nützen, Du könntest Deiner Natur doch nicht widerstehen.

— Darf ich Ereignisse und Persönlichkeiten nicht kritisiren?

— Nein.

— Darf ich auch jene nicht angreifen, die Euch und der ungarischen Sache feindselig gegenüberstehen?

Majláth lächelte und meinte, das könne ich schon thun, ja es sei sogar meine Pflicht; in diesem Sinne dürfe ich Lärm schlagen und zwar je mehr desto besser.

Ich wohnte im Hotel zur Stadt Frankfurt, Sigmund Kemény war gleichfalls dort abgestiegen. Als ich nach Hause kam, fand ich einige Zeilen von ihm vor, in denen er mich für den nächsten Tag zum Frühstück einlud; ich suchte ihn in seinem Zimmer auf, wir sprachen viel über Politik; dann erzählte er mir, dass nach der Schlacht bei Königgrätz ein Hofbeamter zu Deák auf die Puszta Szent-Lőrincz gekommen sei und ihn aufgefordert habe, unverzüglich vor Sr. Majestät zu erscheinen. Deák habe sich sofort zu Wagen auf den Weg gemacht, auf der Bahn habe ein Separatzug auf ihn gewartet, der erst in Wien hielt. Dann habe man Deák nach Schönbrunn zum König geführt, der ihn mit der Frage empfangen habe, ob Ungarn bereit

sei, sofort aufzustehen und eine Armee zu organisiren, wenn er Alles bewillige, was der Reichstag gefordert habe.

Deák habe geantwortet: „Majestät! Schliessen Sie Frieden!“

Der König habe sich hierauf umgewendet, einige Minuten nachgedacht und Deák, ohne weiter ein Wort zu sprechen, entlassen; dieser sei hierauf so unbemerkt wieder heimgekehrt, wie er gekommen.

Deák hat mir darüber nie etwas gesagt, ich weiss also nicht, was an der Sache wahr ist; aber die Verbreitung dieser Nachricht ist ein characteristisches Zeichen für die damalige Auffassung der Verhältnisse.

Kemény klagte, dass er erschöpft und kaum mehr im Stande sei, das „Pesti Napló“ zu redigiren; er forderte mich auf, als Mitredacteur einzutreten. Ich wies den Antrag zurück, indem ich erklärte, ich könne nicht wortbrüchig werden.

Ich würde noch länger in Wien verweilt haben, wenn mir Zsivora nicht telegraphisch mitgetheilt hätte, dass mein Sohn Gabriel bedenklich erkrankt sei.

Ich eilte nach Pest; hier erfuhr ich, dass Gabriel gleichfalls am Typhus erkrankt sei; ich ging zu ihm nach Páty, der Arzt gab keine Hoffnung, zwei Tage später war mein Sohn todt. Binnen drei Wochen Frau und zwei erwachsene Kinder! — So ist das Leben! als meine achtzehnjährige Verbannung zu Ende war, sehnte ich mich nach jenen Tagen zurück, die mir oft unerträglich geschienen hatten.

Anhang.

Briefe an die Daily News aus den Monaten August und September 1862.

1.

Die hier mitgetheilten Briefe schildern in lebendigen Farben die täglichen wechselnden Aufregungen jener Tage und bieten einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Episode von Aspromonte; zugleich dienen sie als Ergänzung dessen, was ich in einem früheren Kapitel jetzt zum erstenmale niedergeschrieben, da ich damals Manches verschweigen musste, was ich jetzt offen sagen kann.

Palermo, 10. August.

Als die königliche Proclamation im Ministerrath am 2. August in Berathung gezogen wurde, rechneten die Minister mit voller Sicherheit darauf, dass sich Garibaldi sofort vor dem Namen des Königs beugen, dass er seine Freiwilligen entlassen, sich nach Caprera zurückziehen und Ratazzi und Napoleon keine Ungelegenheiten mehr verursachen werde. Die Piemontesen waren vollkommen beruhigt, nachdem die Kammer die Proclamation mit überwiegender Majorität gebilligt hatte; ich hatte jedoch Grund zur Annahme, dass sich Garibaldi um eine Kammer nicht viel kümmern werde, die unter Cavour's Leitung zur Zeit allgemeiner Begeisterung von einem Volke gewählt worden war, das damals das Wahlrecht zum erstenmale ausübte und die politische Stellung der Candidaten nicht kannte; Garibaldi's Ansicht nach vertrat diese Kammer nicht die öffentliche Meinung des Landes. Der General ist nicht blos aus Laune nach Sicilien gegangen; ein-

flussreiche Männer haben ihn gerufen, damit er das Einheitsgefühl kräftige, das in Folge der Fehler der pedantischen Verwaltung zu erkalten begann. Es scheint, dass auch Ratazzi fühlte, dass in Sicilien eine Krise bevorstehe und ebendeshalb sandte er Georg Pallavicini, einen Freund Garibaldi's, als Gouverneur nach Palermo; dieser kündigte sich in seiner Proclamation direct als Garibaldi's Freund an; da er gut wusste, dass der Name des Generals auf der Insel geradezu für heilig gehalten wird.

Garibaldi's Ankunft machte sofort der Agitation der Separatisten ein Ende, ebenso der Murat'schen Verschwörung, deren Haupt nach Marseille floh; aber es war unerlässlich, die Bewohner Siciliens mit festeren Banden an Italien zu fesseln, als es bisher geschehen. Die allgemeine Unzufriedenheit mit der engherzigen Bureaukratie und mit deren centralistischen Velleitäten, die besonders Sicilien und Neapel verbittert, wird so lange nicht aufhören, als Turin die Hauptstadt des Reiches bleibt. Italien kann nur von Rom aus mit Erfolg regiert werden; ebendeshalb unternahm der General auf eigene Faust die Agitation gegen die französische Occupation; darüber erschrak nun das Turiner Kabinet und der französische Consul Léon Pillet gerieth in Wuth, trotzdem er im J. 1830 einer der Helden der Julirevolution war. Den heftigen Worten und bitteren Recriminationen folgte das Anwerben von Freiwilligen. Garibaldi's Freunde wirkten vor Allem auf die junge Aristocratie und auf die Söhne der hohen Beamten ein; die zwei jungen Herzoge von Niscemi und Federigo, der Sohn des Herzogs Cesare waren die ersten, die eintraten und sich in den Wald bei Corleone begaben, wo die Expedition organisirt wurde. Dies Alles geschah öffentlich und mit Wissen der Behörden; das Volk glaubte daher, dass zwischen dem General und dem König ein geheimes Einverständniss bestehe; Ratazzi hatte nicht den Muth, dieser Agitation sofort ein Ende zu machen; er erschrak vor dem Namen Garibaldi's und liess den Dingen ihren Lauf; aber Militär sandte er dennoch auf die Insel; Pallavicini rief er zurück und übergab die ganze bürgerliche und militärische Gewalt dem General Cugia. — Als die Begeisterung für das

sicilianische Unternehmen den höchsten Grad erreicht hatte, so dass sogar Freiwillige aus der Lombardei nach Palermo kamen, da wurde eine Proclamation veröffentlicht, die Garibaldi in eine sehr unangenehme Lage brachte. Er musste entweder seine Phrasen, die er gegen Napoleon geschleudert, zurückziehen und sein feierlich ausgesprochenes Feldgeschrei „Roma o morte" dem Spotte preisgeben oder sich im Gegensatz zu dem Könige und ausserhalb des Gesetzes stellen. Durch diesen Schachzug hoffte Ratazzi der Agitation sofort ein Ende zu bereiten und das Ansehen des Generals zu untergraben. Seine Erlässe an Cugia verlangten von diesem, dass er Garibaldi angreife, wenn dieser nicht nachgebe. Aber Cugia sah nur zu gut ein, dass ein Angriff auf Garibaldi in Palermo einen Aufstand und ausserdem einen Bürgerkrieg veranlassen würde, der das Gefühl der italienischen Einheit vernichten würde. Ebendeshalb wagte er es auch nicht, jenen 120 Freiwilligen das Debarquiren zu verbieten, die unter Corte, dem Generalstabschef Garibaldi's im Hafen von Palermo angelangt waren. Während die Polizeibeamten auf dem Schiffe waren, sprangen jene einzeln in die an das Schiff heranrudernden Kähne oder direct ins Meer und gelangten so ans Ufer, wo sie sich unter den Evivarufen des Volkes ralliirten. Cugia sandte den Herzog Verdura und La Loggia, zwei Freunde Garibaldi's mit der königlichen Proclamation zu dem General; dieser empfing sie mit gewohnter Freundlichkeit und sagte, nachdem er das Schriftstück durchgelesen:

— Das ist ein Blatt Papier, eine diplomatische Note und nichts weiter. Glauben Sie mir, meine Herren, ich kenne die Gesinnung des Königs besser wie jene, die ihn überredeten, seinen Namen unter dieses Schriftstück zu setzen.

Hierauf ertheilte er sofort den Befehl, das Lager abzubrechen; der linke Flügel der Freischaar marschirte an der Nordküste, der rechte in den südlichen Thälern und Garibaldi selbst mit dem Centrum über das Gebirge.

Diese Lage der Dinge war in Turin noch unbekannt, als wir uns auf den Weg machten. Der Dampfer hielt einige Stunden in Livorno, so dass uns Zeit blieb, die Stimmung der Bevölkerung kennen zu lernen. Es wurde eine grosse Demon-

stration für den Abend vorbereitet, bei der Evivarufe auf den König und auf Garibaldi und der Ruf: „Nieder mit Ratazzi", ertönen sollten. Der gesunde Sinn des Volkes hält es für unmöglich, dass sich der König von Garibaldi oder Garibaldi von dem Könige losgesagt habe; es glaubt, dass blos Ratazzi sich zwischen beide stelle, um sie zu trennen und nur deshalb, damit man in Paris kein Missfallen errege; es ist überzeugt, dass Victor Emanuel und Garibaldi in vollem Einvernehmen gegen Napoleon vorgehen.

Dieselbe Stimmung fanden wir in Neapel; Niemand glaubt an die Möglichkeit eines Bürgerkrieges; der Gedanke, dass italienische Truppen gegen Garibaldi angriffsweise vorgehen sollten, gilt als Wahnsinn und Jedermann ist überzeugt, dass Garibaldi Herr von Neapel werden würde, sobald er über die Meerenge herüberkäme, denn sein Name sei dem Herzen des Volkes viel tiefer eingeprägt, als jener Victor Emanuel's.

Hier trafen wir mit dem Obersten Nullo zusammen, dessen Sendung der Gouverneur General La Marmora zu verhindern trachtete, aber — die Polizei irrte sich in der Person, sie verhaftete den Diener Nullo's und sandte ihn unter Aufsicht nach Genua zurück, während Nullo in aller Ruhe ausstieg und nach Calabrien ging, um dort Alles zur Ankunft Garibaldi's vorzubereiten.

Uns war das Gerücht nach Palermo vorausgeeilt, dass wir im Auftrage der Regierung mit Friedensvorschlägen kämen; ebendeshalb erwartete uns ein Regierungsboot, um uns ans Land zu führen; ein Dutzend lombardischer Herrchen, die alle ins Lager Garibaldi's wollten, stiegen gleichfalls unbehelligt ans Land. Auf die Nachricht, dass Mordini, der ehemalige Prodictator Garibaldi's angekommen sei, füllte sich das Empfangszimmer des Hôtels Trinacria mit Besuchern. Man erzählte uns, dass in San Stephano de Birno schon Blut geflossen sei; eine Patrouille sei auf den linken Flügel der Freiwilligen gestossen und habe zwei Deserteure verhaften wollen, die unter die Rothhemden gegangen waren; die Freiwilligen leisteten Widerstand, es fiel ein Schuss, dann folgte ein allgemeiner Angriff, aber der jugendliche Freund Garibaldi's, Enrichetto Cairoli, stürzte sich unbewaffnet zwischen die

Kämpfenden und es gelang ihm auch, Frieden zu stiften, aber zwei Freiwillige waren todt und fünf verwundet, von den Soldaten waren gleichfalls sechs verwundet. Als dieser Vorfall bekannt wurde, nahm die Bevölkerung von Palermo sofort eine drohende Stellung an, beruhigte sich aber wieder, als Cugia erklärte, dass jener Angriff ohne seinen Befehl unternommen worden sei und dass er den Vorfall bedauere. Palermo wird so lange ruhig bleiben, als Garibaldi sein Abenteuer ungestört fortsetzen kann; Cugia kennt den Geist der Bevölkerung genau und will daher trotz der Erlässe aus Turin das Zeichen zum Bürgerkrieg nicht geben. Täglich gehen Transporte von Freiwilligen, von rothen Hemden, Waffen, Pulver, Schuhen und Geld an Garibaldi ab, niemand hindert es; ja, so wie ich höre, ist sogar die Mehrheit der regulären Mannschaft und die Hälfte der Officiere Garibaldi günstig gesinnt, so dass die Regierung auf ihre eigene Armee nicht sehr rechnen wird können, falls sie den General angreifen lässt. Ich bin selbst mit einem Hauptmann zusammengetroffen, der erklärte, er würde eher seinen Säbel zerbrechen, als das Volk angreifen. Auf der Promenade vor unseren Fenstern spielt täglich die Militärmusik; das Volk verlangt jedesmal die Hymne; die Musik spielt zuerst die Königsfanfare, wobei das Volk Hochrufe auf Victor Emanuel ausbringt, dann folgt die Garibaldi-Hymne, die mit begeisterten Applaus aufgenommen wird, dann schreien tausend Kehlen: „Nieder mit Ratazzi" und hierauf geht die Menge auseinander.

Täglich kommen Soldaten an, aber der Verkehr mit dem Volke ist ihnen untersagt. Palermo hat jetzt eine Garnison von 11,000 Mann, Girgenti und Trapani je 3000, Termini 1000, Messina und Catania zusammen 8000, aber Cugia wagt keinen entscheidenden Schritt. Gestern schrieb er an den General und bat ihn, zu bedenken, wohin sein Vorgehen führe, und dass die Regierung keinesfalls zugeben werde, dass er in Messina oder Catania einmarschire; zugleich stellte er Garibaldi einen Regierungsdampfer zur Verfügung, der ihn und zwanzig oder mehr seiner Freunde an irgend einen von Garibaldi zu bestimmenden Punkt der italien. Küste führen würde, aber die bewaffnete Agitation könne nicht mehr ge-

duldet werden. Garibaldi kümmert sich um Alldies nicht, sondern marschirt durchs Gebirge gegen Catania. Auf seinem Marsche kommt ihm allenthalben die Bevölkerung der Ortschaften und Städte, geführt vom Magistrat und von der Geistlichkeit entgegen und bewilligt und gibt den Freiwilligen Lebensmittel, während ihnen die königliche Armee und die Regierungsbeamten aus dem Wege gehen. Garibaldi's Reden verrathen deutlich seine Absichten. In Rocca Palomba sagte er z. B. am 5. d. M. Folgendes:

„Eure Begeisterung ist uns ein Pfand dafür, dass wir das auch glücklich vollenden werden, was wir glücklich begonnen." (Das Volk ruft dazwischen: Roma o morte.) „Ja, Rom oder den Tod, wir werden unser Wort halten." Einige Frauen wiederholen jenen Ruf und er wendet sich gegen sie: „Ja, wir gehen nach Rom und Ihr Frauen habt einen grossen Antheil an der Wiedererwerbung unserer Selbstständigkeit, Ihr dürft nicht weinen, Eure Söhne und Geliebten nicht abhalten vom Kampfe für die Freiheit, nein! Ihr müsst sie, wie einst die spartanischen Frauen, selbst ins Lager senden und sie antreiben, wenn sie schwanken, sonst werden Eure Söhne Sclaven; eher den Tod als die Sclaverei. Denkt an 1849; damals waren ihrer zu wenig, um die Bourbonen aus Messina zu vertreiben, sie kehrten zurück und unterjochten Euch wieder. Aber im Jahre 1860 da verfolgten wir das Wild bis an seine Lagerstätte trotzdem, dass Napoleon, dieser Schuft, es hindern wollte, und wenn England nicht gewesen wäre, die Turiner Regierung hätte mit den Bourbonen sicherlich Frieden geschlossen. Nicht genug, dass er mich bei La Catolica aufhielt, er wollte auch nicht gestatten, dass ich über den Volturno vordringe, und dieser Mensch will uns jetzt daran hindern, nach Rom zu gehen, — daran hindern, diesen heissesten Wunsch der Nation zu erfüllen. Aber wir werden dennoch hingehen, wir sind solidarisch verbündet mit allen unterdrückten Nationen, während jener Schuft sogar die Franzosen unterdrückt. Aber wir werden ihm's schon heimzahlen."

Anders sprach er in Valle d'Olmo am 8. d. M.: „Ich schulde Euch zwei Worte des Dankes in meinem und Italiens

Namen für den guten Empfang und für Eure patriotische Begeisterung. Wo die Priester gut sind, dort ist auch das Volk gut; Ihr habt gute Priester, wahre Nachfolger Christi; ehret sie, liebet sie, sie betrügen Euch nicht. Ich fühle mich jenem Priester zu Dank und Liebe verpflichtet, der die Sache der Nation mit so schönen Worten vertreten; ehret ihn, er ist ein echter Jünger unseres Erlösers. Christus ist gekommen, um die Menschheit zu erlösen; er verkündigte Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit, die wir und wie wir sie wegen der Selbstsucht der Menschen nicht erreichen konnten. Seien wir Brüder, ob wir nun in Italien oder in China das Licht der Welt erblickt haben mögen; wenn unsere Ziele die gleichen sind, so seien wir freundlich gegen einander, vergessen wir der persönlichen Beleidigungen. Unser Erlöser verkündete die Freiheit, trachten wir, dieselbe zu erwerben; und wenn wir sie erworben haben, hüten wir sie eifersüchtig, denn wenn wir sie verlieren, erhalten wir sie nicht so bald wieder zurück."

Der Priester, den Garibaldi gemeint, hatte seine Predigt mit folgenden Worten geschlossen:

„Allmächtiger Gott der Heerschaaren! Sieh' herab, wie gottergeben der grosse Sohn unseres Landes, der Begründer der italienischen Freiheit vor Dir kniet! Grosser Gott! Segne ihn, segne sein Heer, segne sein Schwert, damit es stark und unbesiegbar sei, wie das des Maccabäus. Segne die Fahnen unseres Königs und gestatte gnädigst, dass das Kreuz von Savoyen der Ruhm Garibaldi's und die Furcht unserer Feinde sei, dass er mit demselben einziehe in die Hauptstadt der Welt und dass er unseren grossmüthigen König Victor Emanuel den Thron bereite, nachdem er seine Fahne auf dem Capitol aufgepflanzt und dass wir Dich, Allmächtiger loben, indem wir rufen: Vivat Garibaldi, vivat das einheitliche, untheilbare Italien, vivat Victor Emanuel!"

Garibaldi gelangt heute nach Castro Giovanni, zwei Tagemärsche von Catania. Er gönnt seiner Schaar, die beiläufig 8000 Mann zählt, eine Rast von 2 Tagen; um ihn sind: sein Sohn Menotti, dann Corrao, Baron Bentivenga, die Majore Cairoli und Bruzzesi, der Generalstabs-Oberst Corte,

dessen Adjutanten, Civinini, der ehemalige Redacteur der „Diritto“ und Guerzoni, der ehemalige Secretär des Ministers Depretis.

II.

Palermo, am 14. August. — Ich weiss nicht, was ich von Alledem, was ich sehe und höre, halten soll; es drängt mich häufig zu fragen, ob dies eine Comödie oder ein Werk meiner Phantasie sei. Während in Turin der Oberst Acerbi wegen „gesetzwidriger Soldatenanwerbung für gewisse Personen, die sich in offenem Aufruhr gegen den König befinden,“ verhaftet wird: landen hier täglich Freiwillige ohne irgend welche Schwierigkeiten und gehen in das Lager Garibaldi's ab. Auch die vergangene Nacht marschirten nahezu zweihundert junge Leute nach Castro Giovanni, nachdem ihnen zu Ehren der hiesige Arbeiterverein ein grosses Festmahl veranstaltet hatte. Das Militär weicht Garibaldi aus, während die Carabinieri ihm die Ehrenbezeugungen leisten. Hier ist ein Concert zum Besten der Freiwilligen angekündigt; schon sind 3000 Billets je zu einen Thaler verkauft, Cugia selbst hat 50 gekauft, und der piemontesische Oberst stellte die Regimentsmusik auf das Bereitwilligste zur Verfügung. Dies ist um so auffallender, als Garibaldi eben der Geldmangel die grösste Schwierigkeit verursacht, denn seine Schaar zählt schon über 10,000 Mann. Girgenti sandte ihm 3000 Uncien, d. i. beiläufig 40,000 Francs, welche ihm die Stadt selbst bewilligt hatte, hier in Palermo enthalten die Blätter täglich Subscriptionen zu demselben Zwecke. Unter den Subscribenten befinden sich der Erzbischof von Palermo, die Domherren des Capitels, der Herzog Sant-Elia und die Stützen der Regierung; dies Alles ist aber nicht genügend, um eine kleine Armee zu erhalten, Garibaldi gibt daher Bons heraus, wahrhaftiges Papiergeld, das auch allgemein angenommen wird. In Cefalu veröffentlichte der Sotto-Prefetto den Brief, den er an den Bürgermeister von Castelbuono in dem Sinne geschrieben, dass die Regierung diese Bons nicht anerkennen werde; aber der Bürgermeister Colloti antwortete hierauf im Namen des Magistrats, dass die Stadt über ihr Einkommen frei verfüge

und dass sie Garibaldi trotz der Drohungen von Seite der Regierung mit Allem versehen werde, was er brauche und dass sie ihre Thore vor jenen nicht verschliessen werde, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um der Schmach, die Italien duldet, ein Ende zu bereiten; vor jenen, die geschworen haben, entweder den König auf dem Capitol zu krönen oder mit Evviva's auf Victor Emanuel und Garibaldi auf den Lippen zu sterben.

Nachdem der Magistrat von Marsala von der Erklärung Ratazzi's im Parlamente, — dass er jenen Bürgermeister absetzen werde, der das Protokoll unterfertigt und in Druck habe legen lassen, welches die Rede Garibaldi's gegen Napoleon enthält, — gehört hatte, fasste derselbe folgende Resolution: der Magistrat protestirt feierlichst gegen eine derartige Drohung und erklärt, dass unter diesen Umständen keiner der Räthe die Bürgermeisterstelle annehmen würde, dass sie Alle vielmehr jeder Verordnung energisch entgegentreten werden, die den Zweck habe, die mit Blut erkauften Freiheiten der Städte einzuschränken.

In Catania gab es eine grosse Demonstration vor dem Palaste des Gouverneurs, das Volk rief: Roma o morte! Der Gouverneur Tholosano, der höchste Beamte des Königreiches, rief ihnen zu, sie mögen warten, bis der König selbst verlange, dass sie nach Rom gehen, denn nur der König und die Armee könnten Rom erwerben.

— „Nicht so!“ rief das Volk zurück, „wir wollen mit Garibaldi, dem König und den Freiwilligen gehen; wir Alle müssen kämpfen, um Rom zu erwerben; Rom oder den Tod.“

Der Gouverneur dachte mit Schrecken daran, was die Bevölkerung unternehmen würde, wenn Garibaldi selbst in die Stadt käme; er rieth dem Bürgermeister, der ein Anhänger der Regierung ist, eine Deputation zu Garibaldi zu entsenden, und diesen zu ersuchen, er möge die Stadt mit seinem Besuche verschonen, wenn er sich der königlichen Proclamation nicht fügen wolle. Garibaldi empfing die Deputation sehr höflich, erklärte ihr aber, dass er, wohin immer er auch in Italien wolle, nicht darnuf zu warten pflege, dass ihn der Magistrat einlade. Die Deputation wurde bei ihrer Rückkehr

mit Pfeifen empfangen, die Stadt befindet sich gegenwärtig in grosser Aufregung. Messina hingegen hat sich einstimmig für Garibaldi erklärt. Wie wir vernehmen, hat auch in Neapel eine grosse Demonstration unter dem Wahlspruch: „Rom oder den Tod, nieder mit Ratazzi!“ stattgefunden. Die Toledo-Gasse war gedrängt voll mit Lärmenden, da erschien eine Abtheilung Militär, die das Volk zum Auseinandergehen aufforderte. Die Menge vertheilte sich in den Nebengassen, sammelte sich aber hinter dem Rücken der Soldaten wieder an, so dass die Soldaten drei- bis viermal die Gasse auf- und abmarschiren mussten, denn kaum hatte sich die Menge an dem einen Ende der Gasse zertheilt, sammelte sie sich doch alsbald wieder am anderen Ende und wiederholte jenen Ruf.

Wie soll das enden? Die Begeisterung flammt allenthalben von den Alpen bis ans Meer auf. Nur die Resignation Ratazzis und die Constituirung eines neuen Ministeriums unter einem Manne, der sich Napoleon gegenüber weniger nachgiebig zeigt, könnte die öffentliche Ordnung retten. Ein Bürgerkrieg ist wohl nicht sehr wahrscheinlich, denn sogar das Militär ist überzeugt, dass Garibaldi sein Abenteuer im Interesse des Königs, ja wahrscheinlich im geheimen Einverständnisse mit ihm fortsetzt. Umsonst beruft man sich auf die königliche Proclamation, denn die Gegenpartei erwiedert, Thaten sprechen deutlicher als Worte; die Behörden hindern denn auch die Bewegungen Garibaldi's und das Anwachsen seiner Schaar nicht. Es handelt sich nur mehr darum, wie Garibaldi über die Meerenge gelangen wird. Wenn man ihn diesbezüglich fragt, lächelt er und sagt: Wenn ich sonst keine Sorge hätte, wäre der Erfolg schon gesichert.

III.

Catania, am 16. August.

Wir fanden Catania in grösster Aufregung; es war eine grosse Demonstration für den General — so nennt man Garibaldi überall auf der Insel — in Vorbereitung, aber der Gouverneur gestattete nicht, dass das Musikcorps auf dem

Marktplatze spiele, obgleich ein Feiertag war, denn er befürchtete, dass dies zu einer grösseren Ansammlung Gelegenheit geboten hätte; die Absichten der Bevölkerung wurden auf diese Weise vereitelt. Die unteren Schichten der hiesigen Bevölkerung vergöttern Garibaldi, die Offiziere der Nationalgarde, die reicheren Kaufleute und Advokaten schwanken noch, die Aristocratie hingegen steht mit wenig Ausnahmen auf Seite des Gouverneurs, der sich durch seine leidenschaftlichen Reden beim Volke verhasst gemacht hat. Er spricht stets davon, dass das Kriegsgericht Garibaldi zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilen werde, sobald die Soldaten seiner habhaft würden, was, wie er hoffe, jeden Augenblick geschehen könne. Das dritte und vierte Regiment wurden ins Gebirge gesendet, um die Pässe abzusperren, durch die Garibaldi heranmarschiren soll; auf die Nachricht, dass Menotti mit der Vorhut gegen Aderno heranziehe, erhielt das vierte Regiment den Befehl, diese Position um jeden Preis zu nehmen, man befürchtet einen Zusammenstoss für diese Nacht; das Regiment traf dort zu rechter Zeit ein, aber von der Vorhut Garibaldi's haben wir nichts mehr vernommen. Der Oberst des vierten Regimentes, Namens Eberhard, ist ein Ungar, der seinen Rang Garibaldi verdankt, gegen den er nun gesandt ist. Der General Armorio Mella hat alle ihm unterstehenden Offiziere versammelt und ihnen mit wenig Worten die schwierige Situation erklärt, dass sie gegen einen Mann kämpfen sollen, der so viel für König und Vaterland gethan; aber es sei ihre heilige Pflicht, den Befehlen zu gehorchen und wenn auch mit blutendem Herzen die gesetzliche Ordnung und die Achtung vor dem Gesetze aufrechtzuhalten und zu vertheidigen. Lieutenant Erratulle erklärte, dass er, da er 1860 unter Garibaldi gedient habe und diesem seinen Rang verdanke, sein Schwert gegen seinen Wohlthäter nicht erheben wolle und könne, und um seine Entlassung ersuche; dieselbe wurde ihm sofort mit dem Bedeuten ertheilt, dass er die Insel binnen zwei Tagen verlassen müsse. Auch andere Offiziere schwankten, aber schliesslich marschirten sie doch ins Feld. Noch viel grösser ist das Schwanken bei der Mannschaft. Schweigend und ohne Begeisterung verliessen sie nächtlicherweile

die Stadt, um Bruderblut zu vergiessen. Wie wir hören hat Cugia, der die Bewegungen des Militärs von Palermo aus leitete, eine grosse Abtheilung in den Rücken Garibaldi's entsendet, um ihn zwischen zwei Feuer zu bringen und so zur Auflösung seiner Freischaar und zum Verlassen der Insel zu zwingen.

Alle, mit denen wir hier gesprochen, erklären einstimmig, dass auch Catania sich ebenso für Garibaldi begeistern würde, wie Palermo, wenn er die Stadt auch nur für einen Tag besucht hätte; selbst die Schwankenden würden zu Anhängern geworden sein; aber die Catanesen kennen die fascinirende Wirkung seines Blickes, seiner Worte nicht, ebendeshalb sei die Begeisterung nicht so gross, wie in Palermo. Uebrigens marschiren trotzdem zweihundert junge Leute von hier zum General. Unsere Freiwilligen, die mit dem Dampfer ankamen, sind ihnen zuvorgekommen, ohne dass es die Behörde gehindert hätte. Freilich hatten sie sich Anfangs durch Gebirgswege schleichen müssen, um dem regulären Militär auszuweichen, aber einige Stunden später konnten sie es schon offen eingestehen, dass sie ins Hauptquartier Garibaldi's ziehen.

Die Angst vor dem Bürgerkrieg überkommt uns. In einigen Stunden gehen wir selbst ins Feld; Garibaldi werden wir in San Filippo oder Regalbuto treffen, am Fusse der Höhe von Aderno, wo nach den letzten Nachrichten Menotti eben in dem Augenblicke anlangte, als die königlichen Soldaten die Höhen besetzten. Die zwei feindlichen Heeresabtheilungen stehen nun einander gegenüber. Wer könnte voraussagen, was geschehen wird? Wird Garibaldi's Name auf die Soldaten die Wirkung ausüben, dass sie zu ihren Brüdern übergehen, die jedesmal auch auf Victor Emanuel Hochrufe ausbringen, so oft ihr Feldgeschrei: „Roma o morte" ertönt? Wird der Bruderkrieg beginnen, der Italien in zwei Lager trennt? Wird Garibaldi irgend einen Weg ausfindig machen, um die Armee zu überlisten und an's Ufer zu gelangen? Wir hoffen, Italien werde mit Garibaldi nicht so verfahren, wie Athen mit Miltiades und Rom mit Manlius.

IV.

Catania, am 19. August.

Ich will es versuchen, Ihnen eine der bewunderungswürdigsten Thaten Garibaldi's, deren Augenzeuge ich war, zu schildern, indem ich Ihnen einfach die Ereignisse der letzten drei Tage erzähle. Wir verliessen Catania am 16. Nachmittags zwei Uhr; wir hatten unseren Genossen, den alten Revolutions-General Fabrizzi, jetzt Parlamentsmitglied, nicht erwartet; er war in Messina zurückgeblieben und hätte mit dem Abendschiff anlangen sollen. Wir erwarteten jeden Augenblick den Zusammenprall der Garibaldianer mit den königlichen Truppen, denn sie standen in unmittelbarster Nähe zu einander; wenn dieser Kampf stattfand, musste er, unserer Ansicht nach, zur Kriegsfackel werden, die den Bürger- und Bruderkrieg sofort auf der ganzen Insel entzünden würde. Wir eilten daher zu Garibaldi, indem wir hofften, dass unsere Anwesenheit unter so verhängnissvollen Umständen vielleicht doch von Nutzen sein könne. In der Nähe von Paterno überfiel uns ein fürchterliches Gewitter; der Aetna ward von Blitzen prächtig beleuchtet; die drückende Schwüle ward abgekühlt; unser Kutscher aber besorgte, dass der Bach, über den wir noch setzen mussten, angeschwollen sein werde, bis wir hinkämen. Bald darauf stiessen wir auf ein Halbbataillon des vierten Regimentes, dasselbe, mit dem wir auf dem Dampfer von Messina nach Catania gereist waren. Es marschirte nach Aderno, um die dortige Position zu verstärken, andere drei Abtheilungen rückten von Palermo, Messina und Girgenti her vor, um Garibaldi von allen Seiten einzuschliessen und ihn auf diese Weise zum Aufgeben seines Planes, seines Abenteuers zu zwingen. Es war schon finstere Nacht, als wir in Aderno ankamen, wo der General Arborio Mella sein Hauptquartier aufgeschlagen hat; die Pferde mussten rasten und gefüttert werden, wir hielten uns hier eine Stunde lang auf. Ich bin mit Eberhard, dem Oberst des 4. Regiments bekannt und freute mich daher, ihn zu treffen, er kam soeben von der Inspicirung der Vorposten zurück. Er erklärte, dass er sich in einer äusserst unangenehmen Lage befinde, da er den

strengen Befehl habe, das Vordringen seines ehemaligen Feldherrn um jeden Preis zu verhindern.

— Schon zweimal — so sagte er — habe ich eine gesicherte Stellung meinen Grundsätzen aufgeopfert. Ich verzichtete im Jahre 1859 auf meinen Rang als türkischer Offizier, um an dem Kriege Italiens gegen Oesterreich theilnehmen zu können, und im folgenden Jahre entsagte ich meiner Stellung im italienischen Heere, um unter Garibaldi kämpfen zu können. Zum drittenmal kann ich das nicht mehr thun; ich habe Familie und muss für dieselbe sorgen; die italienische Regierung hat mich, obgleich ich ein Fremder bin, stets zuvorkommend behandelt; ich sehe nicht ein, dass in dem gegebenen Falle das Princip der Freiheit gefährdet sei. Garibaldi nimmt sich das Recht heraus, Krieg zu erklären, welches Recht doch nur dem König zukömmt; er behauptet, die Gesinnung der Nation zu vertreten, aber dieselbe hat ja ihren gesetzlichen Vertreter im Parlament; Garibaldi weigert sich, der königlichen Proclamation sich zu fügen; ich habe den Befehl, ihn anzugreifen und bei Gott, ich werde es auch thun, wenn er den Weg erzwingen will. Ich kann ihm nicht helfen, ich kann seinen Launen eine ehrenhafte Stellung nicht aufopfern.

Ich theilte dem Oberst mit, dass wir im Begriff seien, zu Garibaldi zu gehen, und dass wir hoffen, es werde nicht zum Zusammenstoss kommen. Das letztere wollte er nicht glauben, denn, so sagte er, er kenne Garibaldi, der gebe nie nach und unterwerfe sich nie.

— Aber — so setzte er fort — theilen Sie ihm dennoch mit, dass General Rocatelli rechts schon in Piazza sei, während General Boyl in Leonforte in seinem Rücken sei und wir in der Front ihm den Weg verstellen; er könne aus dem Netz, das ihn umgebe, nicht mehr heraus. Er möge doch jetzt das freiwillig thun, wozu er nach vierundzwanzig Stunden gezwungen werden könnte. Gott mit Ihnen!

Ich fragte ihn, ob er seiner Offiziere und seiner Mannschaft sicher sei. Er antwortete, der Geist der Regimenter sei ausgezeichnet; es gehorche dem Commando unbedingt, selbst wenn es hiesse, gegen die eigenen Väter zu kämpfen. Dem war aber nicht ganz so; als wir zurückkehrten, hörten

wir, General Mella habe einige Stunden vor unserer Ankunft in Aderno die Offiziere zusammenberufen und ihnen gesagt, sie stünden vor dem Feinde, der Angriff sei unabwendbar und der Augenblick sei nahe, in dem das Regiment neuen Ruhm erwerben könne.

— Wir werden den Feind, so sagte er, vernichten und werden jene Verbrecher bestrafen, die sich gegen König und Gesetz auflehnen.

Die Offiziere fanden, dass die Worte der furchtbaren Nothwendigkeit nicht ganz entsprachen, den Bürgerkrieg dadurch zu eröffnen, dass sie Garibaldi, den grössten Helden Italiens, den Befreier Siciliens angreifen. Mehrere Offiziere waren Sicilianer und andere Neapolitaner, viele hatten unter Garibaldi gedient, und keiner war wohl unter ihnen, der nicht in ihm den Vertheidiger Roms, den Helden von Varese und jenen Mann bewundert hätte, welcher dem König zwei Königreiche geschenkt. Als Mella die allgemeine Aufregung sah, wendete er sich abermals an die Offiziere und sagte, er sehe, dass einige von ihnen schwanken, er gebe ihnen eine halbstündige Bedenkzeit; wer nach Ablauf dieser Zeit noch schwanke, werde vor das Kriegsgericht gestellt werden. Einige Offiziere nahmen hierauf sofort ihre Entlassung und wurden nach Catania zurückgesendet.

Nachdem die Pferde gefüttert waren, setzten wir unseren Weg fort und stiessen bald auf einen Wachtposten, bei dem wir uns erkundigten, ob der Bach passirbar sei. Der Unteroffizier sagte, er sei soeben durchgewaten, als er die einzelnen Vorposten visitirt habe, das Wasser reiche nur bis an die Knie. Als wir jenseits des Baches waren, wunderten wir uns darüber, dass uns die Vorposten nicht anhielten; wir ahnten freilich nicht, dass diese sammt und sonders zu Garibaldi übergegangen waren. — Um 2 Uhr Nachts gelangten wir nach Regalbuto, wir gingen direct ins Hauptquartier. Garibaldi hatte das Wagengerassel vernommen und rief uns einzeln zu sich; während Mordini bei ihm war, warteten wir in einem grossen Saale, in dem an die zwanzig Offiziere auf dem Boden lagen und fest schliefen. Einer oder der andere wachte auf und wünschte zu wissen, was man in Italien zu dem Unternehmen

sage und ob es den Aspirationen der Nation entspreche. Sie seien seit dem Erscheinen der königlichen Proclamation stets im Gebirge herumgezogen und hätten seither keine italienische Zeitung zu Gesicht bekommen; das sicilianische Volk habe ihnen keine genügende Aufklärung gegeben; es kam ihnen vor, dass die Städte im Osten, von Caltanisetta nach Süden, weniger Begeisterung bewiesen; das Volk habe sich zwar an Garibaldi herangedrängt, jedoch mehr aus Neugier als aus Sympathie. Die städtischen Behörden seien feindlich gesinnt und hätten die Verproviantirung erschwert; dies war von der Regierung so angeordnet worden, um Garibaldi zu zwingen, dass er sich das Nöthige mit Gewalt nehme und dadurch das Volk gegen sich aufreize oder um die Freiwilligen dazu zu bewegen, dass sie sich in Folge der Entbehrungen und schlechten Verpflegung von ihm abwenden; Regalbuto erwies sich wider alle Erwartung als apathisch. Man hatte Garibaldi zwar mit Evviva's empfangen, aber die Mittelclasse hatte sich zurückgezogen und der Bürgermeister und Rath gaben nur widerwillig Brot und Fleisch.

Der General war viel besser gelaunt als unsere Bekannten aus seinem Generalstabe und als wir unsere Besorgnisse bezüglich des Bürgerkrieges wiederholten, da sagte er, dass er ihn vermeiden wolle; „wenn sie aber nach unseren Schwertern greifen, so werden wir ihnen dieselben nicht ausliefern; ich weiss, dass die Nation auf meiner Seite ist, sollte ich mich in dieser Beziehung täuschen, so gehen wir nach Amerika." Er sprach hierauf von allerlei gleichgiltigen Dingen, dann entliess er uns, da er baden wollte. Gegen vier Uhr Morgens trat er auf die Terasse heraus, wo sich die Offiziere aufhielten; als er uns erblickte, lud er uns ein, mit ihm heute zu Fuss weiter zu ziehen, da die Wagen auf seinen Befehl erst einige Stunden später nachkommen dürfen. Um 5 Uhr machten wir uns auf den Weg; voran Garibaldi auf einem weissen Maulthier, dann der Generalstab auf Pferden und Maulthieren, die man in der Stadt aufgenommen hatte. Hierauf folgten die Jäger, beiläufig ihrer 30, junge Leute mit elastischem Schritt; sie waren blos mit gewöhnlichen Schiessgewehren bewaffnet, manche hatten kein rothes Hemd an,

manche keine ordentlichen Schuhe. Wir mengten uns unter dieselben, dasselbe thaten jene Mitglieder des Generalstabes, die in Regalbuto weder Pferd noch Maulthier hatten auftreiben können. Zwischen Weinstöcken und Oelbäumen, durch Cactus- und indische Feigenhecken hindurch, auf steilem Pfade, marschirten wir rasch vorwärts. Der Morgen war prachtvoll, kein Nebel verdeckte die Aussicht auf die einzelnen Gebirgsketten, die sich hintereinander erhoben; manchmal erblickte man durch einen Gebirgsspalt das Tiefland von Catania und die ganze Gegend beherrschte die Kuppel des Aetna mit der glitzernden und glänzenden Schneemasse, die seinen Krater wie ein Halsband umgibt. Ein angenehmer leichter Wind kühlte die Luft ab, an dem tiefblauen Himmel war keine Wolke zu sehen. Wir marschirten im Gespräch mit unseren Freunden vorwärts und obgleich alles um uns herum froh und heiter blieb, war unsere Stimmung eine gedrückte; die Gefahr eines Bürgerkrieges schwebte uns beständig vor.

— Eher erschiesse ich mich — sagte einer der Offiziere — als dass ich Bruderblut vergiesse; aber Italien muss sich Roms bemächtigen und wenn wir auch alle durch die Kugeln der regulären Armee zu Grunde gehen müssten. Die Nation muss die Diplomaten bezwingen und jener Ratazzi, der sich dem Einfluss Napoleons nicht zu entziehen vermag, der soll zum Teufel gehen.

Neben einer einsamen Gebirgsspalte, wo zwischen den Felsen auch nicht ein Grashalm wuchs, ruhten wir einige Minuten und sahen zurück. Menotti, der Sohn Garibaldi's, führte die Vorhut heran; sie marschirte an uns vorüber, wir schätzten sie beiläufig auf 800 Mann, die Offiziere waren ausgewählt aus den Männern der Kriege von 1859 und 1860. Bidischini führte die Lombarden, Genuesen und Toscaner; durchaus prächtige Leute, aber in zerrissenen Kleidern und Schuhen, und schlecht bewaffnet. Beiläufig hundert waren Deserteure aus der regulären Armee, ihre Haltung machte sie sofort kenntlich. Die sicilianischen Piccotis waren sofort erkennbar, denn ihre Gestalt ist gedrungener und ihre Hautfarbe dunkler; unter ihnen war die Blüthe des Adels von Palermo im innigsten Vereine mit den Söhnen des Volkes; hier

edle Gesichtszüge, dort roher Gesichtsausdruck; unter ihnen marschirten beiläufig 15 gutbewaffnete Bursche, deren Antlitz den Stempel der Sünde trug: es waren Banditen, die sich Garibaldi in der Hoffnung auf Plünderung angeschlossen hatten. Wie sehr unterscheidet sich diese Schaar mit schlechten Waffen und zerlumpten Kleidern von der glänzenden Freischaar der sicilianischen und neapolitanischen Expedition! Es machte mir den Eindruck, Garibaldi habe seine hohe Stellung verlassen, als er die Führung dieser Menschen übernahm. Wie ich höre, befindet sich das Gros der Truppe, beiläufig 1800 Mann, unter General Corrào, in noch schlechterem Zustande: gute Offiziere, ein paar vortreffliche Compagnien, alles Andere schlecht bewaffnetes Gesindel; aber Garibaldi's Ansehen ist so gross, dass sich selbst diese Elemente musterhaft benehmen, Gut und Person der Bürger in Ehren halten. Wenn es zu einem Zusammenstoss kommt, wird die eine Hälfte davonrennen, die andere ist bereit, ruhmvoll zu sterben, aber siegen wird sie nicht. Voll ernster Gedanken schlossen wir uns wieder dem Generalstab an, als die Truppen in der Nähe einer Quelle ausruhten. Nach einem angestrengten Marsch von 12 italienischen Meilen kamen wir um 4 Uhr nach Centori, dem alten Centurbium, die Endstation des sicilianischen Hochlandes. Das Städtchen hat beiläufig 8000 Einwohner und liegt malerisch am Rande der Hochebene. Die Bevölkerung war durch Garibaldi's Ankunft überrascht; da es eben Sonntag war, waren die Leute daheim und in wenigen Augenblicken umringten sie Garibaldi mit Hochrufen und herzlichen Begrüssungen; die Glocken wurden geläutet, das Musik-Corps der Nationalgarde brach sich Bahn durch die Volksmenge und spielte die Garibaldi-Hymne; Garibaldi ging geradenwegs in die Kirche und von dort ritt er auf einem Maulthier auf eine Anhöhe, welche die ganze Gegend beherrscht. Wir holten ihn ein, als er die Ebene von Catania mit dem Fernrohr genau besichtigte. Wir standen gegenüber von Aderno und sahen unter uns die Strasse nach Catania, die sich über die Ebene dem Meere zuschlängelte.

— Entwerfen Sie einen Plan, General? — fragte ihn Mordini, als er das Fernrohr wieder in die Tasche steckte;

Garibaldi aber sprach in Gedanken vertieft nur das eine Wort: „Aquila!“ (Adler) und bewegte dabei seine Hand rasch nach abwärts, während zugleich sein Auge aufblitzte und sein Gesicht jenen angenehmen Ausdruck wiedergewann, der ihm gewöhnlich eigen ist. Wir wussten nun, dass sein Plan fertig sei, dass er hinabstossen wolle wie der Adler, und die Pläne der königlichen Generäle über den Haufen werfen. In die Stadt zurückgekehrt, befanden wir uns neuerdings in dem wogenden Getriebe des Hauptquartiers; Deputationen kamen, angesehene Persönlichkeiten wollen sich Garibaldi vorstellen lassen, der Bürgermeister erscheint mit bedecktem Haupte, was die Würde andeuten soll, dabei entschuldigt er sich unterthänigst, dass die Verpflegung so unvollkommen sei. — Die Generalstabsoffiziere fluchen, weil sie keine Wohnungen finden, Oberst Corte bringt nach und nach Ordnung in den Wirrwarr; Civinni, der Privatsecretär Garibaldi's schreibt die Verordnungen, der junge Markgraf Maurigi copirt dieselben; der Ungar Kovács, seinem Range nach Hauptmann, besorgt die Küche und läuft zum Bäcker und Fleischer; Baron Varesani, ein sicilianischer Magnat mit mittelalterlichen Gesichtszügen und prachtvollem langen weissen Bart streckt sich auf dem Divan; Baron Nicotera, der ehemalige tapfere Genosse Pisacane's und ebendeshalb Jahre hindurch Staatsgefangener in Favignana, trachtet von den Einwohnern so viel als möglich über die Bewegungen der Armee und die Verordnungen der Regierung in Erfahrung zu bringen; wir ziehen uns einstweilen in unser Zimmer zurück, wo uns der Hausherr mit Kaffee, Wein und Brot bewirthet. — Nach und nach langten noch an: die unzertrennlichen Freunde Garibaldi's, Nullo, Bruzzesi und Missori, der alte Mignona aus Neapel, Guerzoni und Andere. Sie waren alle sehr ernst; Garibaldi hatte zwar diesmal durch seinen Marsch nach Centorbi die Pläne der königlichen Generäle vereitelt, die uns bei Aderno erwarteten, aber es war sicher, dass wir irgendwo anders trotzdem auf königliches Militär stossen würden, denn die Pässe, die ins Tiefland führten, waren alle besetzt und von der Flanke und vom Rücken her würden wir von der königlichen Armee bald umzingelt sein. Ausserdem war uns bekannt, dass in der ganzen

Umgegend die Mühlen in Folge Befehles des Gouverneurs zu mahlen aufgehört hatten, denn auf diese Weise wollte er es den Städten unmöglich machen, der Freischaar Brot zu geben.

Garibaldi selbst war sehr guter Laune, beim Mahle leitete er die Conversation in angenehmster Weise und war noch heiterer als sonst. Nach dem Mahle zog er sich mit Corte zurück und um 5 Uhr gab er den Befehl, dass die Truppe um 7 Uhr marschbereit zu sein habe. Selbst Corràо, dessen Abtheilung wir von fern herankommen sahen, sollte sofort mitmarschiren, obgleich er in der grössten Hitze von Leonforte in Eilmarsch hieherkam. Auch wir liessen einspannen und gingen zu Garibaldi, um uns zu verabschieden; er sass am Fenster und hatte sein Fernrohr auf die Zelte der königlichen Truppen in Aderno gerichtet. Wir benützten die Gelegenheit, um von den unheilvollen Folgen eines Zusammenstosses zu sprechen, worauf er erwiederte, er hoffe, dass es zu einem Blutvergiessen nicht kommen werde. Als wir ihm mittheilten, dass wir nach Catania zurückkehren, meinte er, wir könnten ihm einen Dienst erweisen.

— Ich muss nach Paterno, in den Rücken der königlichen Armee; ich hoffe gegen Morgen dort zu sein; Sie kommen zwei bis drei Stunden früher an als wir; benachrichtigen Sie die dortigen Bewohner, dass wir Lebensmittel benöthigen. Jenseits der Stadt ist eine Anhöhe, eine herrliche Position, diese will ich besetzen: ich muss grössere Städte aufsuchen, weil in denselben meine Leute leichter genügende Lebensmittel finden — und essen müssen sie ja doch; Baron Versari, kennen Sie irgend einen guten Patrioten in Paterno?

— Ja — sagte der dicke Magnat — den Commandanten der Nationalgarde, Don Cancio Tripi, die bourbonischen Behörden haben ihn zwanzig Jahre hindurch unablässig verfolgt; er ist ein braver Mann.

Garibaldi wendete sich an mich:

— Benachrichtigen Sie also diesen Tripi, dass wir kommen; es wird mir nicht schwer fallen, die königlichen Truppen zu ermüden, während sie glauben, sie ermüden mich; nach links steht uns der Weg noch offen; ich nehme noch nicht Abschied von Ihnen, wir sehen uns ja bald wieder.

Wir eilten hinab nach Aderno, wo man einen nächtlichen Angriff zu erwarten schien. Als wir den Bach überschritten hatten, wurden wir angehalten, ein Hauptmann, den Revolver in der Hand und drei Offiziere führten uns durch die Vorposten; sie fragten uns, ob es wahr sei, dass nicht nur Menotti, sondern Garibaldi selbst in Centorbi angelangt sei. Meine Reisegenossen wiesen sich als Abgeordnete aus, mich hielt man gleichfalls für einen solchen und von da an behelligte man uns nicht mehr. Um 2 Uhr nach Mitternacht kamen wir in Paterno an, wo wir zu unserer Ueberraschung ein Halb-Bataillon des 53. Regimentes trafen und erfuhren, dass man für den nächsten Morgen Bersaglieri auf ihrem Durchmarsch nach Aderno erwarte. Ohne Zweifel hatte die Garnison von Catania die Stadt verlassen und war ins Lager gezogen. Wir hatten kein rechtes Vertrauen zu Don Tripi, denn wir waren der Ansicht, dass ihn die Regierung gewiss nicht als Commandanten der Nationalgarde belassen hätte, wenn er ein Garibaldianer wäre; da unser Auftrag jedoch erfüllt werden musste, suchten wir ihn auf. Wir bemerkten sofort, dass er überrascht sei; wir bezweifelten nicht länger, dass er ein Anhänger der Regierung sei; als es dämmerte, schauten wir gegen Centorbi aus, sahen aber nirgends Rothhemden; wir wollten nicht länger warten und eilten nach Catania in der Ueberzeugung, dass Garibaldi's Auftrag an uns nur eine seiner bekannten Kriegslisten sei, mit denen er seine wahren Absichten verhüllt.

Catania fanden wir anders wieder, als wir es verlassen; unsere Freunde waren in bester Laune, eine grosse Demonstration wurde vorbereitet, die Menschen auf den Gassen flüsterten einander zu, Garibaldi komme ganz bestimmt; denn der Gouverneur bereite sich schon zur Flucht vor, sein Wagen stehe gepackt im Hofe. Um 5 Uhr Nachmittags rotteten sich tausende von Menschen auf den Gassen zusammen, jedermann hatte am Hute ein weisses Abzeichen, auf dem die Worte standen: Vivat Victor Emanuel, Vivat Garibaldi, nieder mit Rattazzi, Rom oder den Tod! kaum hatte sich die Menge von verschiedenen Gassen herkommend, auf dem Hauptplatz gesammelt, als ein Wagen dahergerasselt kam und vor dem

Brettergerüste stehen blieb, auf dem die Militärmusikkapelle zu spielen pflegt; Garibaldi's allgemein bekannter Feldcaplan, Fra Pantaleo sprang aus dem Wagen und bestig das Gerüst. Er hatte sich soeben erst in die Stadt hereingeschlichen, er wurde mit Jubelrufen empfangen und hielt nun eine grosse Rede nach seiner Art; zum Thema wählte er die Worte, die auf den erwähnten weissen Abzeichen zu lesen waren. Zu unserer grössten Ueberraschung hinderte der Gouverneur diese Demonstration nicht, man forderte uns nicht auf, auseinander zu gehen, die Nationalgarde wurde nicht unter die Waffen gerufen, was sonst bei Gelegenheit viel geringfügiger Demonstrationen immer geschehen war. Da sich kein Widerstand zeigte, hörte das Volk die Rede Fra Pantaleos zu Ende, wurde endlich des vielen Vivatrufens müde und ging auseinander; die Gassen hatten einen festlichen Anstrich, denn die Geschäftslocale waren alle geschlossen und überall sah man Gruppen von Spaziergängern. Gegen 7 Uhr verbreitete sich die Nachricht, ein Reisender sei aus Paterno gekommen und erzählte, dass er Garibaldi dort gesehen. Grosse Aufregung bemächtigte sich der Bevölkerung, man rief: Vivat Garibaldi! Um 9 Uhr suchten uns zwei junge Leute auf, durch die uns Garibaldi sagen liess, dass er die königl. Armee umgangen, dass dieselbe nun weit hinter ihm zurück und dass er selbst am Wege nach Catania sei. In demselben Augenblick langte ein ämtlicher Brief aus Messina an, in welchem unsere Freunde, der Herzog Verdura, Baron Turrizi, La Loggia und Ugdulena, die Führer der liberalen Partei an Mordini schreiben, Cugia habe sie gebeten, sie möchten Garibaldi mittheilen, dass die Regierung es unter keiner Bedingung gestatten werde, dass er nach Catania oder Messina komme; die Armee habe den Befehl, dies um jeden Preis zu hindern.

Als es bekannt wurde, dass Garibaldi heranziehe, wurden die Catanesen wie wahnsinnig; die Glocken wurden geläutet, alle Erker und Fenster wurden mit Lampen und Kerzen geschmückt, der Preis der Fackeln ging in die Höhe, denn jedermann wollte eine haben, die Fiaker waren von jenen occupirt, die dem General entgegeneilten; sein Einzug war nicht mehr zu hindern. Nur eine Compagnie Soldaten war in der Kaserne

zurückgeblieben, alle übrigen waren gegen Garibaldi geschickt worden, er war ihnen zuvorgekommen.

Gegen Mitternacht trug uns ein befreundeter Catanese seine Equipage an, wir fuhren Garibaldi entgegen. Wir sahen auf dem Hügel von Misterbianco hunderte von Fackeln schwingen, wir sahen die Leute tanzen und hörten sie schreien; wir wussten nun, dass sie Garibaldi schon sahen. Wenige Augenblicke später erschien Garibaldi, gerührt reichten wir einander die Hände. Ich sagte ihm: „der erste Schritt ist Catania, der zweite wird Rom sein, der dritte Venedig."

Er reichte mir nochmals die Hand und sagte: „Es war eine schwere Arbeit, nur mit Mühe haben wir den Bürgerkrieg vermieden; nun aber ist alles gewonnen, ein Zusammenstoss ist unmöglich, ich ziehe in Catania ein; aber es war eine harte Arbeit."

Wir bestiegen unseren Wagen, einer der Generalstabsoffiziere setzte sich zu uns und erzählte uns die Ereignisse dieses denkwürdigen Tages von dem Augenblick an, da wir uns von Garibaldi entfernt hatten. Der Weg, den Garibaldi gewählt hatte, war nicht fahrbar, die Munition musste auf Maulthiere geladen werden, der Abmarsch verzögerte sich bis 11 Uhr. Gegen Morgen gelangten sie in eine Schlucht am Fusse des Berges, wo sie durch einen tiefen Bach waten mussten, das Wasser reichte ihnen bis an die Brust. Die Freischärler entkleideten sich daher und wateten nackt durch das Wasser, ihre Waffen und Kleider trugen sie auf dem Kopfe; die Munition, obgleich sie auf dem Rücken der Maulthiere aufgepackt, wurde nass und grösstentheils unbrauchbar. Gegen 10 Uhr gelangten sie, nachdem sie die Königlichen umgangen hatten, nach Paterno, wo die Wache sogleich Allarm schlug. Garibaldi sandte einen seiner Freunde aus der Lombardei, der mit uns nach Sicilien gereist war, zu dem commandirenden Major und liess diesen um eine Zusammenkunft ersuchen. Der Major kam; er erklärte, sein Auftrag laute dahin, Garibaldi nicht in die Stadt zu lassen; er sei überrascht, ihn hier zu sehen, aber er werde den ihm ertheilten Befehl unter allen Umständen ausführen. Garibaldi antwortete, dass er den Einzug in die Stadt nicht erzwingen wolle, er ersuche nur um

Verproviantirung seiner Schaar, die nach dem langen Marsche hungrig und müde sei, er wolle sein Lager ausserhalb der Stadt aufschlagen. Der Major sah sich einer Uebermacht gegenüber, er hatte blos 300 Mann, die übrigen waren schon in Aderno, wo 3500 Mann concentrirt waren; er gab daher nach. Als man den nöthigen Proviant beizustellen begann, denn Don Ciancio Tripi hatte es versäumt, diesbezüglich Vorsorge zu treffen, wurde die Bevölkerung, beiläufig 1200 Menschen, von Begeisterung ergriffen, man läutete die Glocken, eine Prozession mit Fahnen wurde veranstaltet, Deputationen suchten Garibaldi auf und luden ihn ein, in die Stadt zu kommen; die Frauen brachten ihre Kinder zu Garibaldi, damit er sie segne, viele knieten sich vor ihm nieder und weinten, die Soldaten wurden wankend, wiesen aber trotzdem die Freischärler mit gefälltem Bajonnette zurück, sobald sie der Stadt zu nahe kamen. Da erschien nun auch Carràо mit seiner Abtheilung; die Lage des Majors wurde nun um so unangenehmer, als die Jugend von Paterno mit Beilen und Messern durch die Cactushecken, welche die Gärten von einander trennten, einen Weg in die Stadt bahnten, auf dem die Freischärler die königlichen Truppen umgingen und lautlos von der oberen Seite her in die Stadt eindrangen. Als sie aus einem Nebengässchen in die Hauptstrasse einbogen, deutete ein mächtiges Jubelgeschrei den Königlichen an, dass jeder Widerstand umsonst sei; der Hauptplatz war so gedrängt voll, dass die Soldaten nicht mehr im Stande waren, sich einen Weg zu bahnen; die Stadt füllte sich mehr und mehr mit Rothhemden. Der Major sandte Boten um Boten nach Aderno, neun italienische Meilen weit, doch bevor die Bersagliere hätten anlangen können, hatte Garibaldi's Schaar sich neu gestärkt und war weiter gezogen. Die Abtheilung Carràо's hatte binnen 28 Stunden einen Weg von 44 italienischen Meilen zurückgelegt; trotzdem fühlten sich alle beglückt und befriedigt, denn das grosse Ziel, Catania, war ohne Blutvergiessen erreicht.

Um 2 Uhr nach Mitternacht kamen wir in Catania an. Ich unterlasse es, die Beleuchtung, die Fahnen, die Fackelzüge, die bengalischen Feuer auf dem Hauptplatze und den

frenetischen Jubel des Volkes zu beschreiben. Garibaldi fuhr ins Casino und hielt vom Balkon daselbst eine Ansprache an das Volk, er bedankte sich bei den Catanesen für die freundliche Aufnahme, die Italiens gänzliche Befreiung in sichere Aussicht stelle; jetzt würden sie Rom ganz gewiss erreichen; das Volk rief: „Roma, o morte!"

— Ja, wir werden in Rom einziehen und die weltliche Macht der Pfaffen vernichten; das reine Evangelium Christi wird in Rom wieder Eingang finden.

Diese Rede steigerte die Begeisterung; Männer und Frauen, selbst Priester und Mönche riefen: „Vivat Garibaldi! Roma, o morte!

Wir begaben uns um 4 Uhr zur Ruhe, aber gegen 7 Uhr weckte uns Fabrizzi auf; er hatte sich von uns getrennt, hatte Garibaldi verfehlt und dann getrachtet, ihn einzuholen; die Königlichen marschirten aber vor ihm und versperrten ihm den Weg; erst in Misterbianco gelang es ihm, ihnen auf einem Nebenweg zuvorzukommen; er sagte uns, dass die Königlichen höchstens eine Stunde Wegs von der Stadt entfernt seien. Wir meldeten dies sofort dem General, die Sturmglocke wurde geläutet, nach einer Viertelstunde schon sperrten Barricaden die Gassen, die Freischärler und Nationalgardisten eilten zu den Waffen und waren zur Vertheidigung bereit. Beiläufig nach einer Stunde hörten wir, dass die Königlichen bis zur Vorstadt vorgedrungen, aber wieder umgekehrt seien und nun auf der Anhöhe von Misterbianco lagern. Am Wege hatten sie alle jene Freiwilligen gefangen genommen und entwaffnet, die bei dem forcirten Marsch Garibaldi's zurückgeblieben waren; in der Kaserne in der Stadt hingegen war noch eine Compagnie königlichen Militärs, der Hauptmann derselben bat Garibaldi, ihm den Abzug aus der Stadt und den Anschluss an die in Misterbianco Lagernden zu gestatten.

Die Mitglieder des italienischen Parlamentes, die damals in Catania waren, im Ganzen neun, gingen unter der Führung Mordini's hinaus in's Lager zu General Mella, um ihn zu fragen, ob er die Absicht habe, Catania anzugreifen und um ihn für diesen Fall auf die furchtbaren Folgen eines

solchen Schrittes aufmerksam zu machen. Sie kamen Abends wieder zurück. Mella hatte versprochen, die Stadt nicht anzugreifen und erklärt, dass er kein Feind Garibaldi's sei, ja er hatte sogar behauptet, dass er von Garibaldi's Anwesenheit in Catania nichts gewusst habe, als er seine Truppen in die Nähe der Stadt geführt. Die Gefangenen wurden sofort freigelassen, und Mella bat Garibaldi, dieser möge gestatten, dass sich die königliche Armee von Catania aus verproviantire. So war für den Augenblick jede Gefahr geschwunden.

V.

Am 20. August.

Garibaldi benützt die Zeit auf's Beste, um seine Armee zu organisiren; die Offiziere sind jetzt damit beschäftigt, das Gesindel aus derselben zu entfernen und die Uebrigen zu kleiden und zu bewaffnen. Die 2000 Gewehre, die man in der Citadelle gefunden, halfen einem grossen Uebelstand ab. Die Schuhmacher verpflichteten sich, binnen acht Tagen 3000 Paar Schuhe zu verfertigen, die Frauen aller Familien nähen rothe Hemden. In Catania herrscht völlige Ruhe und Ordnung, der Gouverneur ist auf den Dampfer „Re galantuomo" übersiedelt, dieser ist aber einstweilen noch im Hafen; die städtischen Behörden setzen ihre Thätigkeit fort, die Geschäftslocale sind geöffnet, das Gericht hält seine regelmässigen Sitzungen, die Physiognomie der Stadt hat sich in keiner Weise geändert. Dies Alles erwähne ich blos deshalb, damit man sofort mit Sicherheit etwaige von der Regierung — wie im Jahre 1860 über Neapel — ausgestreute Gerüchte von der Auflösung aller Ordnung widerlegen könne. Ich ersehe aus den Zeitungen, wie sehr man Garibaldi's Worte, die er in Rocca Palombe gesprochen, verdreht hat. Als ich Garibaldi darauf aufmerksam machte, meinte er, er kümmere sich darum nicht weiter, denn wer ihn kenne, wisse, dass er solchen Unsinn nie sprechen könne.

Am 21. August.

Wir haben das Telegramm aufgefangen, mit dem Ratazzi den Belagerungszustand über ganz Sicilien verhängt. Vielleicht gedachte er der Worte Cavour's, dass mit Hilfe des

Belagerungszustandes wer immer zu regieren im Stande sei; aber Cavour war ein italienischer Staatsmann, während Ratazzi blos ein piemontesischer Politiker und ein Werkzeug Napoleons ist. So steht denn Italien vor einer Revolution und Victor Emanuel's Attribut: „re galantuomo" ist gefährdet. Will er etwa Messina, Catania, Palermo bombardiren lassen, wie der König Bomba? Garibaldi's Fahne zeigt noch immer die Aufschrift „Für Victor Emanuel und Italien"; wenn man ihn verbittert, könnte er einen anderen Wahlspruch auf dieselbe setzen, denn wenn die Revolution wirklich ausbricht, dann bleibt er wohl nicht in Sicilien oder am Fusse der Alpen stehen, sondern durchstreift den ganzen Continent.

Pressfreiheit und Vereinsrecht sind also unterdrückt und öffentliche Versammlungen verboten! — Es ist deutlich, dass Ratazzi, der seine Studien in Paris vollendet hat, in Italien dieselbe Freiheit einführen will, die in dem napoleonischen Frankreich besteht; und Depretis, vor Kurzem noch der Führer der Linken, schämt sich nicht, Minister zu bleiben. Freilich ist die Proclamation, welche über die Insel den Belagerungszustand verhängt, blos von Cugia unterzeichnet, aber bei seiner bekannten Unentschlossenheit unterliegt es keinem Zweifel, dass er nur in Folge strengen Auftrages von Turin her diesen verantwortungsvollen Schritt gethan habe. — In Catania herrscht die grösste Ruhe, die verschiedenen Parteien wetteifern miteinander, um den Plänen Garibaldi's Vorschub zu leisten. Marchese Cassalotto, der Commandant der Nationalgarde, ferner Gravina und Candullo, die Führer der conservativen Partei in Catania besuchten Garibaldi und gestanden offen ein, dass sie zwar die ganze Bewegung nicht billigen, aber trotzdem Alles thun wollen, um zum Gelingen des Planes beizutragen, weil das Volk sich endgiltig dafür entschieden habe. Die städtische Behörde verweigerte den Freischärlern in Folge eines Befehles des Gouverneurs, der noch immer auf seinem Dampfer im Hafen residirte, die Verproviantirung; aber Garibaldi liess den Bürgermeister zu sich rufen und war bestrebt, denselben im Interesse der Stadt dazu zu überreden, was er mit Gewalt sehr leicht hätte erreichen können. Als der Bürgermeister und die Räthe noch

immer schwankten, stand Garibaldi plötzlich auf, ein dunkler Schatten zog über sein Gesicht und er rief sie an:

— Wenn Tamerlan vor Euch stünde, würdet Ihr es wagen, zu widerstreben? Nun denn, ich werde Tamerlan sein, wenn Ihr der Stimme des Volkes nicht folgt, das mich unterstützt und nicht Euch.

Die Väter der Stadt begannen zu zittern und niedergeschlagen kehrten sie in's Rathhaus zurück, sie waren nunmehr bereit, Alles zu bewilligen, was der General verlangte. Gestern nach dem Mittagmahle, das Fürst Biscari veranstaltet hatte, verlegte Garibaldi sein Hauptquartier in das grossartige Kloster der Benedictiner, das am Meere, an der höchsten Stelle der Stadt, gerade über dem römischen Theater und Odeon liegt. Eine Wache steht auf der Gallerie der Kuppel und beobachtet die Bewegungen der Schiffe im Hafen; es scheint, Garibaldi wolle sobald als möglich nach Calabrien übersetzen. Inzwischen wächst die Zahl der um Catania herum lagernden Truppen von Tag zu Tag, obgleich auch viele Desertionen bei denselben vorkommen. Gestern sah ich, wie ein Wachtmeister mit 28 Mann, alle bewaffnet, kam, um gute Bezahlung und Verpflegung mit den Entbehrungen und Gefahren in Garibaldi's Lager zu vertauschen. Sie kamen aus Aci Reale, von wo man die Garnison hatte entfernen müssen, weil sie sonst in Massen zu Garibaldi übergegangen wäre. Aus Misterbianco kommen gleichfalls Ueberläufer; seit wir hier sind, sind schon 60 übergelaufen, ein Zeichen dafür, wie der Geist der königlichen Armee beschaffen ist. Garibaldi erklärt, dass ihm dies nicht recht sei, er wolle die Regierung nicht desorganisiren, aber die Regierung sei so unfähig, dass sie mit diesem grossartigen Mittel, der Armee, nichts anzufangen wisse, und dass er daher schon erwäge, ob es nicht besser wäre, dieses Mittel ihren Händen gänzlich zu entreissen. Er meinte hiemit vor Allem jene Ungeschicklichkeit, die es ihm möglich machte, durch die verschiedenen Abtheilungen der königlichen Generale hindurch nach Catania zu gelangen, während diese doch den strengsten Befehl hatten, dies zu verhindern. Garibaldi misst seinem Marsch von Regalbuto nach Catania grosse Wichtigkeit bei und betrachtet jenen Tag als den glücklichsten seines Lebens.

Das Anwerben der Freischärler geht seinen Gang fort; aus der Jugend von Catania werden zwei Bataillone organisirt, das eine steht unter der Führung des Obersten Laporta, der sein Abgeordnetenmandat niedergelegt hat, um das rothe Hemd anziehen zu können. Aus der italienischen Halbinsel kommen nur wenig Freiwillige mehr, denn die Behörden sind wachsam und die Polizei in Genua und Neapel lässt sich nicht so leicht hintergehen. Aus Palermo erhielten wir die überraschende Nachricht, dass daselbst Montag Nachts, eben damals, als Garibaldi in Catania einzog, eine grosse Demonstration stattgefunden und das Gerücht sich verbreitet habe, dass Garibaldi in Catania sei. Cugia sandte seine Adjutanten in die Stadt, damit sie dem Volke erklären, dass dies unmöglich sei; aber in demselben Augenblick erhielt er ein Telegramm, welches das vom Volke ausgesprengte Gerücht bestätigte. Gestern kam in Messina eine ernste Demonstration vor; das Volk rottete sich zusammen und rief: „Garibaldi oder einer seiner höheren Offiziere soll zu uns kommen, wir schliessen uns ihm an, wir folgen ihm.“ Die Begeisterung war so gross, dass der Gouverneur sein Hab und Gut auf den Regierungsdampfer transportiren liess, der ihm zur Verfügung gestellt ist.

Während die drei Hauptorte Siciliens Garibaldi's Unternehmen in dieser Weise gutheissen, verkündete die Regierung den Belagerungszustand, wobei sie vergass, dass Victor Emanuel durch den Willen des Volkes König geworden sei. Die betreffende Proclamation bleibt übrigens blos auf dem Papier. Die Sicilianer, die sich vor den Bourbonen nicht gefürchtet haben, werden sich wohl nicht viel um die Drohungen Ratazzi's kümmern. Wie ich höre, will Garibaldi eine Gegenproclamation gegen die Verordnung Cugia's erlassen. Da die Post erst morgen abgeht, kann ich Ihnen dieselbe vielleicht senden, vorausgesetzt, dass Depretis meine Correspondenz nicht inhibirt.

Am 22. August.

Die Desertion in der königlichen Armee nimmt von Tag zu Tag zu, so sehr, dass die königlichen Generale die Truppen aus der Nähe der Stadt zurückziehen, weil sie eine allgemeine

Desorganisation befürchten. In Messina hat man die Nationalgarde entwaffnet, weil die dortigen Offiziere mit Ausnahme des Obersten sämmtlich Garibaldianer sind. Gestern langte eine englische Fregatte im Hafen von Catania an und ging zwischen dem italienischen Kriegsschiff „Herzog von Genua" und der Stadt vor Anker, zum grossen Troste der alten Weiber, die schon gestern von einem Bombardement der Stadt sprachen. Man erzählt sich, die Consule von England und Frankreich hätten bei dem Kapitän des Schiffes schriftlich gegen ein eventuelles Bombardement protestirt. Es ist moralisch unmöglich, irgend eine Stadt Siciliens zu bombardiren, denn hier ist Victor Emanuel blos in Folge des freien Entschlusses des Volkes König geworden. Dasselbe anerkennt ihn noch, trotzdem es die piemontesische Bureaucratie hasst, denn der Name Garibaldi, der in Sicilien hochverehrt ist, deckt den König selbst dann noch, wenn dessen Regierung Garibaldi als Rebellen erklärt.

Die Anwerbung wird fortgesetzt, die Organisation schreitet vorwärts. Die Compagnien und Bataillone bekommen nach und nach ein besseres Aussehen; was noch vor ein paar Tagen nur bewaffnetes Gesindel war, sieht jetzt ganz anständig aus. Die Offiziere erkennt man blos daran, dass sie einen Säbel tragen; unter der Mannschaft befinden sich einige Ungarn, die im Jahre 1849 Offiziere waren; im Ganzen gibt es wenig Fremde in der Freischaar: 20 Ungarn, 5—6 Polen, einen Montenegriner, einen Engländer; Deutsche und Franzosen gar nicht. Zeitungscorrespondenten habe ich noch keinen getroffen; ein französischer Correspondent war zwar schon am Wege zu Garibaldi, wurde aber in Palermo damit erschreckt, dass man ihn für einen Spion halten werde. Der „Diritto" hat unter den Freiwilligen einige frühere Correspondenten, die aber keine Zeit zum Correspondiren haben. Die unverschämten Lügentelegramme der Agenzia Stefani rufen allgemeinen Widerwillen hervor.

VI.

In demselben Londoner Blatte, in dem obiger Brief erschienen war, wurde später aus dem italienischen Amtsblatte

mitgetheilt, Garibaldi habe sich am 24. August Abends im Hafen von Catania zweier Postdampfer bemächtigt und mit einem Theil seiner Freiwilligen die Schiffe bestiegen, den grösseren Theil seiner Truppen aber habe er zurückgelassen. An jenem Abende waren zwei italienische Fregatten „Vittorio Emanuele“ und „Duca di Genova“ in Catania. Die Regierung war noch nicht genau über die Umstände informirt, welche die zwei Fregatten in der Ausführung des stricten Befehles hinderten, Garibaldi in Sicilien festzuhalten. Als der Marineminister nach Messina kam, liess er die Commandanten der 2 Fregatten sofort verhaften und sandte sie nach Genua vor das Kriegsgericht. Die Regierung beschloss, mit der grössten Strenge gegen alle jene vorzugehen, die ihre Befehle nicht erfüllen würden. Am 25. Morgens eroberten die Königlichen Catania, dabei nahmen sie an 800 Freischärler gefangen, die sich nicht rechtzeitig geflüchtet hatten. So ist denn die Autorität des Königs in Catania und auf der ganzen Insel wieder hergestellt. Garibaldi scheint bei Melito in Calabrien gelandet zu sein.

Neapel, am 28. August.

Statt wichtiger Ereignisse theile ich Ihnen diesmal ein persönliches Abenteuer mit, das übrigens die Zustände in Neapel treffend characterisirt.

Dienstag Nachmittag kamen wir hier an, und als wir aus dem Hafen in unser Hotel fuhren, sahen wir an allen Ecken die Placate, laut welchen über die Stadt und sämmtliche 16 Provinzen des ehemaligen Königreiches der Belagerungszustand verhängt wird. Ich suchte nach den Briefen, die für mich eingelaufen sein mochten und fand dieselben endlich bei einem meiner Freunde, der jenseits der Stadt, gegen Posilippo zu in einer Villa am Meere wohnt. Ich kam erst spät in der Nacht nach Hause und hatte keine Ahnung davon, dass während dieser Zeit ein Zusammenstoss zwischen Volk und Militär stattgefunden habe und dass Blut geflossen sei. In der Nacht noch schrieb ich meine Briefe und morgens wollte ich zum Hafen eilen, um den Dampfer nicht zu versäumen — ich trat nur auf einen Augenblick in Mordini's Zimmer, um ihn zu fragen, ob er nicht mit mir gehen wolle.

Mordini erklärte mir, er sei verhaftet; — erst jetzt bemerkte ich, dass ein Polizist im Zimmer sitze. (Die hier folgende Schilderung ist schon im Abschnitte „Aspromonte“ Capitel V. mitgetheilt.) Heute am Morgen nach meiner eben geschilderten Verhaftung wurde ich mit meinen Haftgenossen bekannt. Da ist ein garibaldianischer Arzt, der schon in die reguläre Armee aufgenommen war, aber verhaftet wurde, weil er seine Stelle niederlegte, als man ihn nach Alessandria transferirte. Da ist ferner ein junger Mann aus guter Familie Namens Signor Bianchi, der kurz vorher aus Marseille angekommen war und in dem Verdachte steht, mit den französischen Legitimisten verbündet zu sein, die mit dem ehemaligen neapolitanischen Könige und mit dem Papste conspiriren. Ein Dominicaner, der grossen Einfluss auf das Volk hat, ist gleichfalls da, man hat ihn während der Unruhen am Dienstag verhaftet. Ferner der Vater jenes Mörders, der seinen Freund ermordet hat und dann den Leichnam zerstückelte, um die Spuren seiner That leichter vertilgen zu können. In einem anderen Flügel der Quästur ist Lupoi untergebracht, der Vorstand des Garibaldivereines, den man schon vor 2 Wochen verhaftet hat; da dies jedoch vor Verkündigung des Belagerungszustandes geschehen war, appellirte er, wurde freigesprochen und wird uns heute verlassen. Vorgestern war der von Polizeisoldaten verwundete Callichio auch hier; dieser wollte seinen Bruder, ein capo popolo, d. h. einen Führer der Lazzaroni, der verhaftet werden sollte, retten; bei dem Handgemenge, das dadurch hervorgerufen wurde, erhielt er eine Kugel in das Genick; ein vorübergehender Spaziergänger wurde verwundet, ein Knabe getödtet, aber das capo popolo entkam. Der Verwundete lag in einem Zimmer der Quästur länger als eine Stunde, ohne dass man ihm ein Glas Wasser gereicht oder irgendwie Hilfe geleistet hätte; endlich erbarmte sich jener Garibaldianische Arzt seiner, er verband ihn mit seinem eigenen Tuche; erst viel später wurde die Polizei auf ihn aufmerksam.

Ich wurde auch mit den Wachleuten näher bekannt; der eine war ein Garibaldianer, der andere ein venetianischer Flüchtling. Beiden war die Lage, in der sie sich damals befanden, sehr unerquicklich; „wenn man mich gegen die Bour-

bonen oder Oesterreicher commandiren würde" — sagte der eine — „ich würde mein Leben gern aufs Spiel setzen; und nun soll ich gegen jene auftreten, die die Freiheit gerade so lieben, wie ich selbst." Der andere meinte, er werde Venedig gewiss nie wieder sehen, denn sobald Garibaldi sich nähere, werde das Volk von Neapel aufstehen und alle Polizisten tödten, die es wegen der vielen Verhaftungen hasst.

Gegen 9 Uhr Morgens kamen die Beamten und liessen sich in denselben Zimmern nieder, in denen wir geschlafen hatten. Sie bewiesen mir viele Sympathie und waren bestrebt, mir meine Lage so angenehm als möglich zu machen. Sie hörten mir mit grosser Aufmerksamkeit zu, als ich ihnen erzählte, wie Garibaldi die kön. Generäle überlistet habe und wie er, ohne einen Tropfen Blut zu vergiessen, nach Catania gelangt sei; dass er jener Compagnie kön. Militärs, das noch in Catania war, erlaubt habe, in das kön. Lager abzumarschiren, obgleich der General Mella alle jene Freiwilligen, die auf dem langen Marsch zurückgeblieben waren, entwaffnen liess und gefangen hielt; wie er mit 3500 Mann der Wachsamkeit der italienischen Kriegsschiffe entgangen und glücklich in Calabrien gelandet sei, von wo er gerade am Jahrestage seines ersten Einzuges in Neapel, hier anzulangen hoffe.

Die Beamten erkundigten sich, ob es wahr sei, dass Garibaldi eine neue Administration eingesetzt und den Titel eines Dictators angenommen habe, wie dies die officiellen Blätter behaupteten; sie freuten sich sehr, als ich ihnen sagte, dass hievon nicht sine Silbe wahr sei. Ich kann behaupten, dass in Neapel Jedermann die wärmste Sympathie für Garibaldi hegt; der Terrorismus Lamarmora's wird nicht einmal bei den Beamten grosse Erfolge aufzuweisen haben. Man kann hier einen Belagerungszustand mit Schweizern oder kroatischen Söldlingen, oder mit französischen Prätorianern recht gut durchführen; aber mit Italienern gegen Italiener, das wird nie Ernst werden.

Gegen Mittag kam der Secretär mit dem fertiggestellten Protocoll, welches ich unterfertigen musste; er erzählte mir, dass sich der Gouverneur telegraphisch um Verhaltungsmassregeln in Bezug auf meine Angelegenheit nach Turin gewendet,

dass er noch keine Antwort erhalten und dass ich daher noch eine Weile der Gast der Polizei bleiben müsse. Ich vernahm auch, dass man die verhafteten Parlamentsmitglieder viel strenger bewache, dass sie mit Niemand verkehren dürfen. Von Garibaldi hört man nichts — desto besser; ich hoffe, Garibaldi wird ziemlich weit vorgedrungen sein, bis es Cialdini gelingt, seine Armee zu concentriren.

Der Postdampfer aus Genua ist nicht angekommen; die Regierung hat denselben zum Transport von Soldaten nach Calabrien gechartert, denn Napoleon fordert die Niederwerfung Garibaldi's um jeden Preis und Ratazzi ist dem Kaiser in Allem zu Willen. Der Tag wurde mit der gewöhnlichen Abendunterhaltung beschlossen: die Mutter und die fünf Schwestern und einige Freunde meines jugendlichen Haftgenossen kamen, um denselben zu besuchen, ich wurde gleichfalls geladen und ebenso die beiden Polizeicommissäre, wir tranken ein paar Gläser Marsala; ich muss bekennen, dass Gefangenenleben ist unter Victor Emanuel viel gemüthlicher, als unter dem König Bomba. Der eine Commissär erzählte, wie man ihn im Jahre 1848 in demselben Zimmer behandelt habe, „aber damals" — fügte er hinzu — „befand ich mich unter Feinden, während Sie, wie ich hoffe, fühlen, dass Sie unter Freunden sind. Wir sympathisiren mit Ihnen und würden uns freuen, wenn wir Ihnen einen Dienst erweisen könnten."

Gestern Nachts hat man 150 Camorristen verhaftet. Wenn Lamarmora seine ausserordentliche Machtvollkommenheit nur dazu benützen würde, um diese niederträchtige Verschwörung gegen die ehrliche Arbeit auszurotten, statt Parlamentsmitglieder und Ihren Correspondenten zu verhaften, dann würde ich ihn loben und preisen. Leider nimmt er mehr Rücksicht auf die politische Lage, als auf die socialen Uebelstände Neapels.

VII.

Neapel, am 29. August.

Lamarmora trifft täglich strengere Anordnungen; er will die Bevölkerung durch massenhafte Verhaftungen in Schrecken setzen. Das Gesetz gegen verdächtige Personen, das Tiberius

vor 1800 Jahren herausgegeben hat, bleibt in diesem schönen Lande stets in Wirksamkeit, ob der Gouverneur nun Sejanus oder Del Carretto oder Lamarmora heisse.

Heute Morgens erhielten wir einen ausgezeichneten Genossen, den Oberst Carbonelli, der die Hälfte seines Lebens in den Kerkern der italienischen Tyranne und in der Verbannung zugebracht hat; der bourbonische König hatte sein Vermögen confiscirt und sonderbarer Weise hat es ihm die jetzige Regierung noch nicht zurückgegeben; er war Garibaldi nach Rom, Varese, Marsala und bis an den Volturno gefolgt, diesmal aber ist er ruhig daheim geblieben, denn er hält die jetzigen Pläne Garibaldi's nicht für zeitgemäss. Er war sehr aufgeregt; er klagte, dass man ihm schon gestern den Rath gegeben, zu fliehen, da Lamarmora den Verhaftsbefehl für ihn schon unterzeichnet habe, er aber sei im Vertrauen auf seine Unschuld geblieben und heute Morgens, als er noch im Bette lag, verhaftet worden. Er rief nach dem Quästor, um zu erfahren, warum man ihn verhaftet habe. Ich sagte ihm, dass ihn Lamarmora gewiss deshalb bestrafe, weil er nicht auf seinem Posten, bei Garibaldi, sei.

„Sie können Recht haben", meinte der Oberst, „Lamarmora scheint Archäolog geworden zu sein und ein altes Gesetz Solon's auf mich anzuwenden: dass es in aufgeregten Zeiten die Pflicht jedes Bürgers sei, sich irgend einer Partei anzuschliessen und dass die Neutralen zu bestrafen seien. Ich hätte mit Garibaldi, der mich gerufen, gehen, hätte die Provinz, aus der ich stamme und wo ich einigen Einfluss besitze, zum Aufstande bewegen können; aber ich hielt es für besser, ruhig in Neapel zu bleiben, und trotzdem bringt man mich auf die Quästur, die ich aus der Zeit der Bourbonen noch so gut kenne."

Ich erwiederte, dass Lamarmora selbst Solon übertreffe, dass er zurückgehe bis auf Confucius. So sei z. B. der Vater eines Mörders hier in Haft und zwar wahrscheinlich deshalb, weil er seinen Sohn nicht besser erzogen.

Es wurde zehn Uhr, die Beamten waren schon alle erschienen, nur der Quästor, Signor Aveta, und der Secretär, Signor Amore, beglückten das Mezzanin der Quästur, dessen

Reinlichkeit viel zu wünschen übrig liess, nicht mit ihrer Gegenwart; der Gestank war unleidlich, und alle Liebenswürdigkeit der Beamten konnte uns darüber nicht trösten. Der Oberst, unser Genosse, der die Kerker Neapels aus Erfahrung kannte, verlangte, dass man uns in das Castell nuovo bringe, wo die Luft rein sei und wo man eine herrliche Aussicht auf's Meer geniesse, wo ferner die Zimmer der Verhafteten nicht von Morgens 9 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr von den Beamten benützt würden; denn hier befanden wir uns in den Localitäten des Passamtes und der dritten Abtheilung der Polizei. Der Oberst ärgerte sich umsonst, der Quästor erschien nicht, um dem Oberst mitzutheilen, warum er verhaftet worden sei. Ich beruhigte ihn damit, dass auch ich in Bezug auf meine Verhaftung keinerlei Aufklärung erhalten habe; aber schon einige Augenblicke später erfuhren wir Einiges darüber, denn der Abgeordnete Minervini, ein berühmter Advocat, besuchte mich in Folge Ansuchens eines meiner Freunde, der für meine Vertheidigung zu rechter Zeit Sorge tragen wollte. Der Advocat war schon beim Quästor gewesen und hatte erfahren, dass der Oberst und ich blos vorsichtshalber verhaftet worden seien, dass man gegen uns keine Anklage erhebe, dass man gegen uns keinerlei Verdacht hege, dass unsere Verhaftung nur eine Präventiv-Massregel sei.

Ich befragte nun den Advocaten, ob das Strafgesetz eine derartige Verhaftung gestatte. Er lächelte und machte mich darauf aufmerksam, dass man sich während eines Belagerungszustandes vergebens auf gesetzliche Formen berufe; in ruhigen Zeitläufen dürfe die Polizei Niemand länger als 24 Stunden in Haft halten, nach Verlauf dieser Zeit müsse sie jeden Häftling dem Gericht übergeben.

Da nun meiner Ansicht nach die Gesetzwidrigkeit gegen mich gestern Nachmittags um 2 Uhr begonnen hatte, ersuchte ich ihn, mir einen Protest gegen die Verletzung des Gesetzes zu verfassen; er rieth mir jedoch, dies nicht zu thun, da meine Detenirung nur mehr einige Tage dauern könne, nämlich bis die Entscheidung des Ministeriums aus Turin anlange. Ich beruhigte mich, obgleich ich anderer Ansicht bin; ich glaube nämlich, Lamarmora setzt voraus, dass ich von Garibaldi

mündliche Instructionen für Norditalien erhalten hätte; er will mich daher nach österreichischer Manier, so lange gefangen halten, bis meine Instructionen, wenn ich deren in der That hätte, belanglos geworden wären.

Im Verlaufe des Tages erhielt ich mehrere Besuche, man erzählte mir, dass der grösste Theil der Blätter vollständig unterdrückt und der noch übrige Rest unter polizeiliche Aufsicht gestellt sei, ferner dass der Abgeordnete Calvino und der Oberst Sprovieri verhaftet worden und noch andere auffallende Verhaftungen zu erwarten seien. Gegen Abend besuchte mich noch ein würdiger Vertreter der englischen Presse (Herr Felix Whitehurst), er trug mir seine Dienste an; obgleich ich hier ganz fremd bin, trachtet dennoch Jedermann mir gefällig zu sein; die Freiheit macht Alle zu Brüdern; wer einer gerechten Sache wegen leidet, findet alsbald Freunde.

Am 30. August.

Die Beamten erzählen, ein Telegramm melde, Garibaldi sei verwundet worden und befinde sich als Gefangener auf einem Schiffe. Wenn dies wahr ist, so kann der 29. August ein für die monarchische Idee in Italien verhängnissvoller Tag werden.

Am 31. August.

Gestern war ich von der Nachricht über die Niederlage von Aspromonte vollständig betäubt. Ich konnte den Gedanken nicht fassen, dass Garibaldi von einem Italiener verwundet worden sei und sich als Gefangener auf demselben Grund und Boden befinde, den er für Victor Emanuel erobert hatte. Es war mir, als müsste die Kugel, die ihn getroffen, auf die Krone Victor Emanuel's zurückprallen. Wie viele meiner Freunde sind wohl unter den Todten und Verwundeten? Und die Gefangenen! Wird man sie vor Gericht stellen und Italiens Wunden abermals aufreissen?

Ich betrachtete es als ein schlechtes Zeichen für das Schicksal meiner Freunde, dass es hiess, Lamarmora und der Quästor wären an meiner Verhaftung unschuldig, ich sei vielmehr über directe telegraphische Anordnung von Seite Ratazzi's verhaftet worden. Der Minister wusste, dass ich am

Wege nach Turin sei und liess mich in Neapel verhaften, wo eben damals die Verfassung aufgehoben war. Heute ist der vierte Tag, dass ich verhaftet bin, aber die Voruntersuchung hat noch immer nicht begonnen; man hält mich hier als verdächtige Persönlichkeit, die gefährlich werden könnte zurück und ich benützte die mir gewordene Erlaubniss, Briefe zu schreiben, die Widerwärtigkeiten des Gefangenenlebens unter der Regierung Ratazzi's für Ihr Blatt zu schildern und zwar so lange, bis man mich entweder frei lässt oder mich in ein anderes Gefängniss überführt, wo jeder Verkehr untersagt ist. Unmöglich ist dies nicht, denn schon gestern Abends machte man dem Oberst Carbonelli zu wissen, dass er in das Gefängniss Concordia überführt werden würde. Er nahm Abschied und ging, aber nach 2 Stunden brachte man ihn zurück. Das Gefängniss, wohin man ihn gebracht, war eine Strafanstalt, die von Mördern, Räubern und Dieben bevölkert war. Der Oberst protestirte so heftig gegen die Schmach, mit solchen Verbrechern zusammen zu sein, dass der Commissär selbst auf die Quästur zurückging und dem Secretär erklärte, eine solche Behandlung des politischen Gefangenen könne schlechtes Blut machen. Der Secretär sagte achselzuckend: „Nun, so bringen Sie ihn zurück.“ Dem Oberst wurde hierauf versprochen, dass man ihn vor Gericht stellen werde; er wird von demselben wahrscheinlich freigesprochen werden, wie unlängst Herr Lupoi. Dieser hat mich gestern bemerkt und mir seine Dienste angetragen. Ich bat ihn, mir ein Handtuch zu verschaffen; denn hier scheint man vorauszusetzen, dass sich Gefangene nicht waschen und daher auch kein Handtuch benöthigen.

Um Mitternacht erhielten wir Zuwachs: man brachte einen jungen Mann, ehemaligen Lieutenant unter Garibaldi, er stand unter dem Verdachte, dem Abgeordneten Libertini behilflich gewesen zu sein, als er vor der Polizei auf ein englisches Schiff entfloh. Als man den jungen Mann untersuchte, fand man die Cataneser Proclamation Garibaldi's bei ihm, was unter Lamarmora's Regime genügend ist, um in Haft gehalten zu werden. Alle Gefängnisse füllen sich jetzt mit Camorristen; gestern hat man viele von ihnen hieher eingeliefert.

Alexander Dumas habe ich gebeten, er möge mir die

Erlaubniss verschaffen zum Besuche des Museums und Pompeji's, natürlich unter polizeilicher Aufsicht; ein derartig ordnungswidriges Vorgehen ist vielleicht eben jetzt möglich, wo alles ordnungswidrig vorgeht.

VIII.

Am 3. September.

Ich bin noch immer in Haft. Die Regierung gibt mir kein Handtuch, aber versieht uns mit Flöhen, einem harten Feldbett und einem schmutzigen Diener, der uns das Essen bringt; an regnerischen Tagen ist der Gestank in der Quästur unausstehlich. Der Gastwirth, von dem wir das Essen bekommen, wird von der Quästur gut bezahlt und bringt es daher auch zu Stande, sich in Neapel sauere Trauben und gefaultes Obst zu verschaffen. Neben diesen kleinlichen Uebelständen haben wir volle Freiheit Briefe zu schreiben, Bekannte zu empfangen; die Beamten mengen sich da gar nicht ein, ich muss überhaupt ihrer Zuvorkommenheit das vollste Lob ertheilen. Unsere Gäste erweisen uns natürlich gerne Gefälligkeiten, Lupoi bringt uns Handtücher, La Cecilia ausländische Zeitungen, Dumas Bücher, Fürst Sandorato Trauben, Oberst Dunyov frische Orangen, der Abgeordnete Romano Birnen und Falerner Wein, während Herr Wrefort, der Correspondent der Times mein Botschafter bei Lamarmora wurde, bezüglich meiner Bitte wegen des Besuches des Museums.

Lamarmora hat in der letzten Zeit seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den Camorristen zugewendet, die er nach Sardinien transportiren lässt; jetzt aber hat er auch noch andere Sorgen. In den letzten Wochen sind viele venetianische Emigranten hieher gekommen, um unter Garibaldi's Fahnen zu eilen. Er hat dieselben verhaften lassen und will sie gleichfalls nach Sardinien deportiren. Drei von ihnen sind hier auf der Quästur, sie protestirten gegen die Deportation, sie hätten es sich nicht träumen lassen, so sagen sie, dass die Willkür eines Ministers unter der constitutionellen Regierung Victor Emanuel's so weit gehen könne, sie in Sardinien zu interniren oder in die Schweiz auszuweisen. Eine arme Frau kam weinend zu mir, — sie hielt mich für einen Beamten —

und bat um die Freilassung ihres zehnjährigen Sohnes, der wegen Verkaufes garibaldianischer Druckschriften verhaftet worden war.

Der 7. September scheint Lamarmora besonders viel Sorge zu bereiten, denn dies ist der Jahrestag des Einzuges Garibaldi's, am 8., dem Tage des grössten Festes in Neapel versammelt sich die ganze Bevölkerung und pilgert nach Posilippo.

In meinen bisherigen Briefen habe ich die Regierung meistens getadelt; diesmal will ich einen Brief veröffentlichen, der ihr zum Lobe gereicht; er characterisirt ihre Ansichten über die jüngst vergangenen Ereignisse und bietet manche Aufklärung in Bezug auf ihr Vorgehen. Minister Matteuci hat mir am 14. August folgendes geschrieben:

„Geehrter Herr! Ich beeile mich, Ihnen für Ihren Brief zu danken, ich habe denselben sofort meinen Collegen mitgetheilt. Sie stehen, meiner Meinung nach, den Ereignissen viel zu nahe, als dass sie dieselben klar überblicken könnten, ja Sie sind als ungarischer Emigrant und als Freund des unglücklichen Exgouverneurs von Palermo (Pallavicini) allzusehr hingerissen von der Begeisterung für Garibaldi. Mehr oder weniger befinden wir uns Alle in ähnlicher Lage, denn wir fühlen nur zu sehr die Ungerechtigkeit, mit welcher der Kaiser der italienischen Nation gegenüber vorgeht. Wenn ich die Sache nicht nur vom Standpunkte der Tagespolitik, sondern auch nach den Grundsätzen des Verstandes, der Gerechtigkeit und des Rechtes, die ewig unvergänglich sind, prüfe, komme ich zu der Ueberzeugung, dass der Kaiser einen grossen Fehler begeht, indem er die Lösung der römischen Frage hintertreibt. Rom ist nichts, als das Centrum der allerschlimmsten Reaction; und nur ein französischer Katholik ist im Stande, sich einzubilden, dass es der katholischen Kirche von Nutzen sei, wenn er die Reaction aufrechthalte. Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit und in Wahrheit eine Absurdität, inmitten des freien Italien mit Rom und mit den Römern so umzugehen, wie es jetzt geschieht, und die Letzteren zur Verzweiflung zu treiben. Der Kaiser, der Rom militärisch besetzt hält, hat nur eine Aufgabe, wenn er jenes

Italien nicht zerstören will, an dessen Errichtung er selbst mitgearbeitet, nämlich: die römische Frage je eher zu lösen.

Was nun Garibaldi anbelangt, muss ich sagen, dass ich Mathematiker und Naturforscher bin und daher Hallucinationen nicht unterliege; aber ich begreife es vollständig, dass Garibaldi im Stande ist, die Südländer zu magnetisiren, besonders unter gewissen Gouverneurs und Beamten, die ihre Pflichten nicht genau kennen. Aber was kann er eigentlich erreichen? Was für einen besonderen Plan kann er durchführen? Kann er eine Regierung, eine Armee schaffen? Wird sein Einfluss von Dauer sein, wenn die Menschen den Zweck der Unruhe, die er angestiftet, nicht einsehen?

Garibaldi hätte sich niemals dazu hergeben sollen, mit Mazzini statt mit dem König zu gehen; jetzt ist er völlig und ausschliesslich in Mazzini's Händen. Da er noch ein Revolutionär war, um dem König und Italien zu dienen, hat er Grossartiges geleistet; jetzt aber gefährdet er Italiens Einheit und zerstört seine eigene Popularität, die unter gewissen Umständen noch viel leisten könnte; ferner vermehrt er die französische Garnison in Rom und verursacht seinem Vaterlande einen Schaden von mehreren Millionen, ohne der ital. Sache zu nützen; er säet die Keime des Bruderkrieges und erscheint vor der Welt als ein Patriot, der gegen König und Gesetz sich auflehnt, der gleich einem Guerilla-Helden dem Feinde auszuweichen trachtet, der ihn verfolgt. Garibaldi geht unrichtig vor; es ist die Pflicht seiner wahren Freunde, ihn zu rechter Zeit in seinem und seines Vaterlandes Interesse zu retten. Wenn er blos beweisen wollte, dass die römische Frage die Italiener zur Verzweiflung bringe und dass sich eine Regierung halten könne, selbst wenn diese Frage nicht gelöst wird: so hat er seine Aufgabe schon erfüllt. Nun aber soll er stehen bleiben; denn wenn er auf diesem Pfade weiter vorschreitet, so schadet er sich und Italien. Wenn er Halt macht, so leistet er seinem Vaterland einen grossen Dienst und rettet, ja vermehrt den Ruhm seines Namens.

Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit u. s. w.“

Aus diesem Briefe ist ersichtlich, dass der Regierung eine nicht zu weit gehende Agitation nicht unangenehm war und

dass sie ebendeshalb Garibaldi nicht entgegentrat, als er den Kreuzzug predigte; aber sie erschrak, als die Unternehmung sich gegen Napoleon wendete und aus einer Komödie Ernst wurde.

Lamarmora war gestern sehr grossmüthig; er liess uns bessere Betten geben und den Venetianern gestattete er, sich selbst ihre Internirungsorte zu wählen; in Neapel dürfen sie nicht bleiben, aber nach Sardinien kamen sie nicht.

Die Camorristen versuchten heute Nachts eine Revolte in der Quästur und wollten ausbrechen; einige waren schon bis in den Hof gekommen, hier begann nun der Kampf; zwei von ihnen wurden verwundet, und alle wieder verhaftet.

Neapel, am 6. September.

— — — Zu Mittag überraschte uns ein angenehmer Besuch: zwei ältere Nonnen aus einem Kloster in den Abruzzen besuchten uns, denn sie hatten vernommen, dass einige Freunde Garibaldi's in der Quästur verhaftet seien; sie brachten uns Bäckereien und Wein und erkundigten sich um das Befinden des verwundeten Garibaldi und auch danach, ob denn Rom Italiens Hauptstadt werde. Ihre Begeisterung für Garibaldi und Mazzini, den sie den Vater der italienischen Einheit nannten, ergriff mich tief. Als ich ihnen sagte, das Blut Garibaldi's werde sicherlich die Thore Roms öffnen, freuten sie sich und versprachen, mich in Rom zu besuchen, damit ich sie Garibaldi vorstelle. Beim Abschied sagte ich ihnen, dass ich Protestant sei; einen solchen Menschen hatten sie noch nie gesehen; sie reichten mir dennoch die Hände und sagten: „Wir sind und bleiben dennoch Ihre Schwestern."

Abends besuchte mich die Mutter Farina's, der verhaftet war, weil er Libertini bei seiner Flucht Vorschub geleistet hatte; sie kam, um sich für einige Gefälligkeiten zu bedanken, die ich ihrem Sohne geleistet hatte. Sie erzählte mir, dass ihr Bruder unter der Regierung der Bourbonen ebenfalls in der Quästur gefangen gewesen sei und dass, obgleich die Verhaftungen auch jetzt willkürlich geschehen, das Vorgehen gegenüber den Gefangenen menschlicher geworden sei. Jetzt könne sie ihren Sohn wann immer besuchen, damals habe sie

dem Polizisten einen Thaler geben müssen, um dem Gefangenen Brot in die Zelle schmuggeln zu können, in das ein Brief seines Freundes eingebacken war.

Am 10. September.

Ratazzi fühlt es, dass der gegenwärtige Zustand Italiens das Licht der Oeffentlichkeit nicht verträgt. Er fasst Freiheit und Verfassung so wie der französische Kaiser auf, nicht wie die Engländer. Im „Pungolo“ lese ich, dass Garibaldi einen Bericht über das Gefecht von Aspromonte verfasst und dass der Genueser „Movimento“ denselben veröffentlicht habe, aber die Behörde habe das Blatt confiscirt. Die Confiscirung dieses Berichtes, den ein Mann verfasst hat, von dem alle Welt weiss, dass er noch nie ein unwahres Wort gesagt, charakterisirt die Regierung. Es wundert mich, dass es mir noch immer gestattet ist, für Ihr Blatt zu schreiben. Bis jetzt hat man mich mit der grössten Rücksicht behandelt; gestern erlaubte man mir sogar in Begleitung eines Commissärs das Museum zu besuchen. Heute gestattete man mir, nach Pompeji zu gehen; das aber kann ich nicht durchsetzen, dass man mich vor Gericht stelle. — Meine Freunde in Turin fragten einen der Minister, warum man mich verhaftet habe; dieser antwortete: „Was soll ich sagen? Das ist eben der Belagerungszustand.“ Dem gemäss ist aber der Belagerungszustand nichts anderes, als: Verhaftungen nach Willkür, Verletzung der Verfassung, Unterdrückung der Pressfreiheit und Aufhebung des Asylrechtes; die sclavisch getreue Nachbildung der kaiserlich französischen Regierung von 1852—1859. Gestern besuchte uns Dassi und erzählte uns, dass die Polizei Morgens um 4 Uhr zu ihm gekommen und Haus und Garten vier Stunden lang untersucht habe, so dass seine Frau vor Schreck fast ohnmächtig geworden sei. Man fand nichts Verdächtiges; die Polizei machte sich sogar lächerlich, denn die Briefe, die man gefunden, waren sämmtlich französisch und englisch, sie baten nun Dassi, er selbst möge ihnen dieselben übersetzen; sie schenkten seiner Uebersetzung vollen Glauben. — — —

Neapel, am 13. September.

Lamarmora gibt nach. Gestern wurden vier der in neuester Zeit eingebrachten Sträflinge freigelassen, so dass wir

nun wieder ein wenig bequemer leben. Dem Bourbonisten Bianchi versprach man, dass er nächsten Montag freigelassen werde und mir gestattete man, die Gegend von Puzzuoli unter der Aufsicht eines Commissärs zu besuchen. — Andererseits hat man dem Oberst Carbonelli das Frühstück entzogon; da es ihm aber gestattet ist, uns zu besuchen, so bleibt er doch nicht ohne Morgenkaffee; er hat übrigens gänzlich auf die Gastfreundschaft Lamarmora's verzichtet, er lässt sich nämlich sein Mittagessen aus dem Hotel de Rome bringen; die Polizei wendet nichts dagegen ein, ich werde sein Beispiel nachahmen.

Die Turiner Regierung ist wegen Garibaldi in grosser Verlegenheit. Seine Verwundung ist eine ernste; man hatte die Sache anfangs vernachlässigt und jetzt behauptet die Fama, dies sei absichtlich geschehen; doch dem war nicht so; es war nichts anderes, als jene piemontesische bureaucratische Ungeschicklichkeit, deren erster Vertreter Ratazzi ist. Das Cabinet dringt noch immer auf einen politischen Process gegen Garibaldi; aber Victor Emanuel hat mehr Verstand als seine Minister, er will kein derartiges Aergerniss geben und verweigert die Unterschrift für die betreffenden Verordnungen.

Unsere Hoffnung, dass die römische Frage rasch gelöst werden würde, zerrinnt; aber Napoleon's Starrheit wird doch nicht zum Ziele gelangen, denn er wird durch dieselbe seinen treuen Diener, Ratazzi, stürzen und das monarchische Gefühl in Italien untergraben. Die französischen Staatsmänner sollten sich vor Augen halten, dass aller Ruhm Italiens an Republiken geknüpft ist: wie in Rom, Florenz, Genua, Venedig, den lombardischen Städten; die monarchischen Traditionen wurzeln nicht tief in einem Lande, wo noch viele Menschen leben, welche die Republiken von Venedig, Genua und Lucca mit eigenen Augen gesehen.

Am 14. September.

Man hat noch immer keine Anklage gegen uns formulirt, wir wissen noch immer nicht, warum man uns verhaftet hat, das Benehmen gegen uns ist ebenso Sache der Willkür, als unsere Verhaftung. Mit mir z. B. geht man viel freundlicher um, als mit meinem Genossen; vielleicht deshalb, weil ich Ihr Correspondent bin oder weil meine Freunde in Turin alles

mögliche in meinem Interesse thun? Ohne Zweifel hat man aus Turin den Befehl erhalten, mich mit der grössten Zuvorkommenheit zu behandeln. Deshalb gestattete man mir auch den Besuch des Museums und Pompejis. Carbonelli wird viel strenger gehalten. Papagello, ein ehemaliger Garibaldianer und Seemann, erhält täglich blos einen Franc zu seiner Verpflegung; derselbe weiss gleichfalls nicht, warum man ihn verhaftet hat; er unterhält uns allabendlich mit der Erzählung seiner Abenteuer, deren er unzählige erlebt hat. Farina, der Secretär Libertini's ist noch in Haft, obgleich sein Herr nach Neapel zurückgekehrt ist und nicht im Geringsten behelligt wird.

An Bord des Dampfers Garibaldi, am 15. September.

Kaum hatte ich mein Frühstück beendet, als ein Commissär erschien und mir mittheilte, dass der Quästor, Herr Aveta mit mir zu sprechen wünsche. Ich ging in das grosse Empfangszimmer im I. Stockwerk, wo mich der Quästor mit folgenden Worten empfing: „Es freut mich, Ihnen Ihre Freilassung mittheilen zu können; in diesem Augenblick erhielt ich die Verordnung, sie aus der Haft zu entlassen; Sie können thun, was Ihnen beliebt: Sie können in Neapel bleiben, Sie können auch heimreisen. Ich hoffe, Sie haben in der unangenehmen Lage, in der Sie sich hier befunden haben, keinen Grund zur Klage über die Behandlung gefunden, deren Sie theilhaftig wurden." Ich erklärte, dass sich sämmtliche Commissäre Cavalieren gleich benommen und alles gethan hätten, um mir die Haft so viel als möglich zu erleichtern; aber ich machte den Quästor doch noch auf die Uebelstände des Gebäudes in sanitärer Beziehung aufmerksam.

Ich verliess Neapel natürlich so schnell als möglich, denn ich wollte nicht in einer Stadt weilen, wo die constitutionellen Freiheiten ausser Kraft gesetzt sind. Ich fand kaum Zeit genug, Jenen, die mich besucht hatten, für ihre Freundlichkeit zu danken und mich von jenen Beamten zu verabschieden, mit denen ich Freundschaft geschlossen. Ich umarmte Bianchi und Carbonelli, mit denen ich so manche angenehme Stunde zugebracht; sie blieben noch in Haft; ich war ebenso durch

einen Act der Willkür freigelassen worden, wie ich verhaftet worden; ich wusste nicht warum. Ich ging zu Schiff; 3 Wochen genügen, um den Belagerungszustand als eine politische Massregel zu erkennen, deren Zweck es ist, das Volk in Schrecken zu halten; daher die Ungerechtigkeiten, Rechtsverletzungen, Willküracte. In Neapel ist der Belagerungszustand nicht mit besonderen Grausamkeiten verbunden, denn die Beamten sind Liberale, viele waren unter den Bourbonen selbst verfolgt worden und trotzdem sehen wir die Presse unter polizeilicher Aufsicht, die Wahrung des Briefgeheimnisses ausser Acht gelassen; die norditalienischen Oppositionsblätter sind verboten, Hausdurchsuchungen finden statt bei allen jenen, die dem Vicegouverneur Vivone verdächtig erscheinen, Garibaldi's Freunde sind verhaftet oder aus Neapel ausgewiesen, das Reisen ist durch eine schwerfällige Manipulation im Passwesen behindert. Ich bedauere es, dass jener Staat, der so sehr auf die Sympathie Europas angewiesen ist, unter der Regierung eines Cabinets steht, welches meint, der Gehorsam Napoleon gegenüber gelte als Tugend und welches nicht einsieht, dass die richtige Politik Italiens nicht die sei, die Revolution zu unterdrücken, sondern vielmehr die, selbe zu leiten und zu führen.

Inhalt.

	Seite.
Die Zustände in Italien im Jahre 1860	1
Der Conflict zwischen mir und Kossuth	22
Bruch mit Kossuth	54
Italienische und ungarische Verhältnisse	70
Briefe aus der Emigration an Baron Sigismund Kemény	86
Aspromonte	102
Mazzini	126
Die Begründer der Einheit Italiens	132
Turin und Florenz	149
Die Fremden in Florenz	171
Kunstsammlungen, Kunsthändler und Künstler	193
Der preussische Krieg	234
Meine Heimkehr	255
Anhang: Briefe an die Daily News aus den Monaten August und September 1862	263

eine
wor
geni
Mas
Schi
letz
nich
amt
verf
poli
uss
ind
ie
ılc
s
s
u
ı
[

1395 p6 i9

Stanford University Libraries
3 6105 013 420 091
CT
968
.P9.A3
v.4
DATE DUE
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305